This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

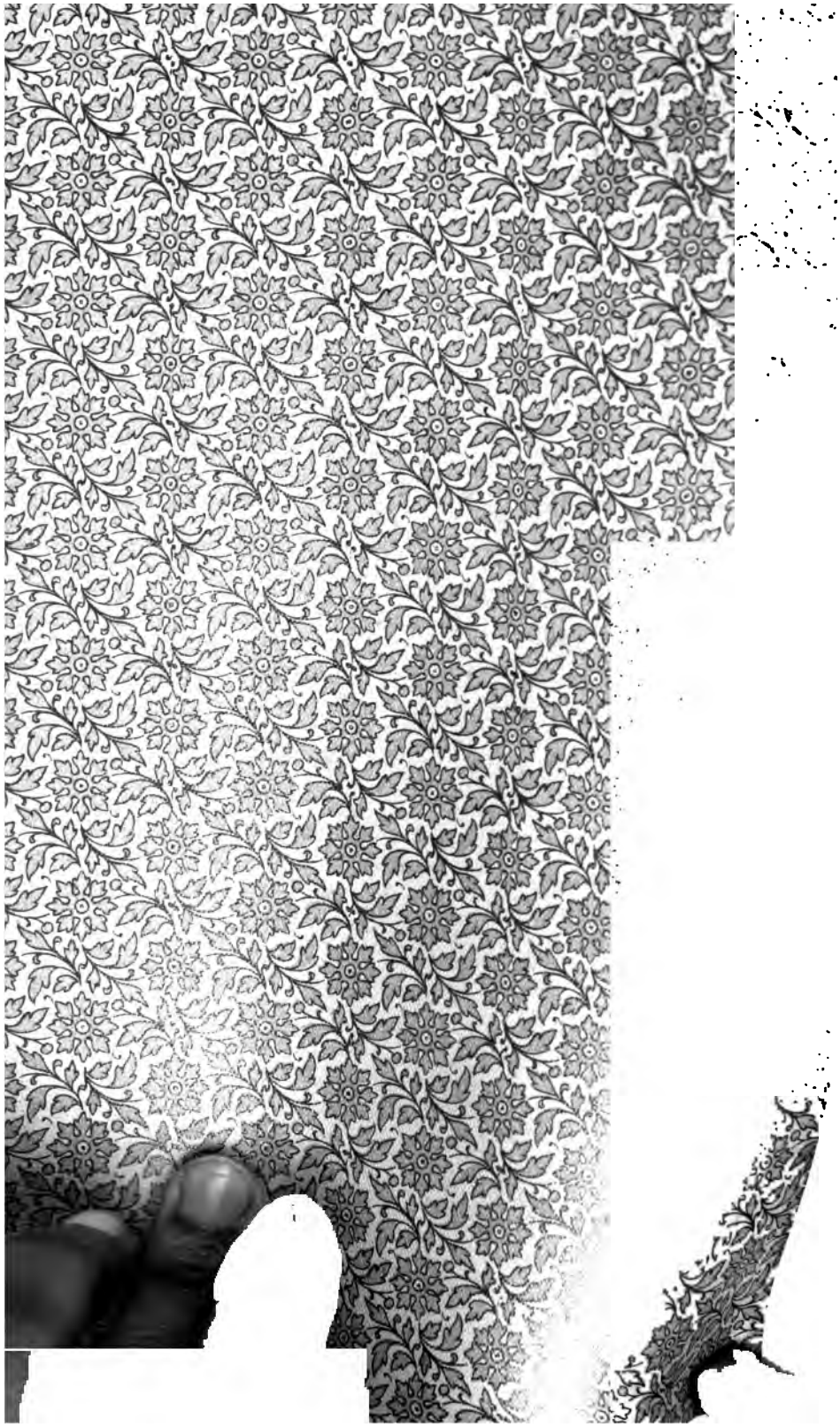
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 874,410

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



1 (506.660)

387/35

2 vol. 60.-

XIV, 292; X, 337 p., ptr

Johann Freiherr von Wessenberg.

Joh. v. Wessenberg

Verlag von Wilh. Braumüller, Wien u. Leipzig.

Johann Freihern von Wessenberg.

Ein österreichischer Staatsmann des neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Alfred Ritter von Arneth.

Erster Band.

1773—1815.

Mit Wessenberg's Porträt.

Debreceni

Wien und Leipzig.
Wilhelm Braumüller,
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.
1898.

Di
W5
A?
v.1

Alle Rechte, auch das der Ueberſetzung, vorbehalten.

K. und k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teſchen.

525397-128

Von den vielen hervorragenden Männern, mit denen ich während meines nun schon fast acht Jahrzehnte umfassenden Lebens in eine, sei es dauernde oder auch nur flüchtige Berührung kam, brachten Wenige einen nachhaltigeren Eindruck auf mich hervor als dies bei dem Freiherrn von Wessenberg der Fall war. Obgleich ich ihn nur ein einziges Mal, und noch dazu flüchtig sah, obgleich ich nur kurze Zeit mit ihm sprach, so reichte dies doch hin, das rege Interesse, das ich für ihn schon vor unserer ersten und einzigen Begegnung empfunden hatte, noch zu verstärken. Denn lang schon bevor er nach vieljähriger Zurückgezogenheit durch die Ereignisse des Jahres 1848 für kurze Zeit plötzlich wieder in den Vordergrund gestellt worden war, hatte sein Schicksal mich mit warmer Theilnahme erfüllt. War es mir ja doch immer als das eines Mannes erschienen, der, nachdem er während einer Reihe von Jahren ein eifriger Mitarbeiter des Fürsten Metternich gewesen, nachdem er im Staatsdienste Rühmenswerthes und viel Gerühmtes geleistet, unfreiwillig aus demselben gedrängt und in eine Stellung gebracht wurde, in Anbetracht deren man ihn für einen grundsätzlichen Gegner desjenigen hielt, in dessen Händen seit mehr als dreißig Jahren die Leitung des österreichischen Staatsruders lag.

Nicht diese wirkliche oder vermeintliche Gegnerschaft war es jedoch, die ihm meine Sympathien gewann, sondern die sich in Wessenberg verkörpernde, damals vielleicht einzig dastehende Erscheinung, daß ein im Staatsdienste ergrauter und zu hoher Stellung emporgestiegener Mann durch rastlose geistige

Arbeit und mannigfache Erfahrung nicht nur zu eigenen Ueberzeugungen gelangt war, sondern daß er auch, unbekümmert um die nachtheiligen Folgen, die dieß für ihn persönlich nach sich zog, noch höher Gestellten gegenüber unerschrocken für sie eintrat. Und den gleichen männlichen Muth, den er vor dem Jahre 1848 nach oben hin bewiesen, schien er mir während desselben auch nach unten hin zu bewähren. Der kleine, unscheinbare, schon hochbetagte und gebrechliche Mann,*) der gleichwohl seine schwachen Schultern mit einer so schweren Bürde belastete, daß sie kein Jüngerer und Kräftigerer auf sich zu laden wagte, der den drohendsten Gefahren sich freiwillig bloßstellte, lediglich um eine Pflicht zu erfüllen, welche gethan werden mußte, die aber Niemand statt seiner übernahm, bot einen Anblick dar, der sich tief eingrub in mein Herz und in mir ebenso innige Theilnahme wie aufrichtige Bewunderung wachrief.

Das ereignißreiche Leben dieses Mannes zu schildern, schien mir daher eine Aufgabe zu sein, würdig, um sie zur wahrscheinlich letzten werden zu lassen, der ich mich überhaupt noch zu unterziehen vermag. Erleichtert wurde sie mir dadurch, daß das kaiserliche Staatsarchiv eine sehr große Menge von Wessenberg herrührender amtlicher Actenstücke aus dessen langer diplomatischer Laufbahn besitzt. Reichlich ergänzt werden sie durch die umfassenden Aufzeichnungen Wessenbergs, welche geraume Zeit nach seinem Tode durch einen seiner Enkel, den Grafen Blankensee-Fircks an das Staatsarchiv kamen. Aber freilich enthalten diese „Tagebücher" nur äußerst wenig von dem, was man sonst gewöhnlich von solchen erwartet. Von Wessenbergs eigenen Erlebnissen ist darin nur selten und ganz flüchtig die Rede, ja dieß geht sogar so weit, daß, um nur ein einziges Beispiel zu erwähnen, von seiner Betheiligung am Wiener Congresse, unstreitig der wichtigsten Epi-

*) Das diesem Bande beigegebene Porträt Wessenbergs von Isabey stammt aus dem Jahre 1815.

sode seines Lebens, nirgends auch nur mit einem Worte gesprochen wird. Dagegen sind diese Aufzeichnungen geradezu unerschöpflich in Betrachtungen über die mannigfaltigsten Gegenstände des Nachdenkens, mit denen der Mensch sich überhaupt beschäftigen kann, in Schilderungen der bedeutenden Persönlichkeiten, mit welchen Wessenberg im Laufe der Jahre in Verkehr trat, in Beschreibungen seiner Reisen, vor Allem aber in mehr oder weniger eingehenden Besprechungen der geradezu zahllosen Bücher, deren Lectüre er insbesondere während der langen Zeit seines Stilllebens im Breisgau unabläßig sich hingab.

Daß diese tagebuchartigen Aufzeichnungen, wenn sie auch keineswegs reich an Aufschlüssen über Wessenbergs Erlebnisse sind, doch sehr viele und wichtige Beiträge zu seiner Charakteristik enthalten, ist in der Natur der Sache gelegen. Doch werden sie hierin noch durch Wessenbergs Briefe bei weitem übertroffen, von denen mir aber, insofern sie nicht einen amtlichen Charakter an sich tragen, nur aus dem Jahre 1848 und den zunächst darauf folgenden Jahren eine größere Anzahl zugänglich wurde. Bei weitem die meisten und werthvollsten aus ihnen verdanke ich der Güte des Herrn Grafen Johann von Meran, der mir die in seinem Besitze befindliche Original-Correspondenz seines durchlauchtigsten Großvaters, des Erzherzogs Johann, mit Wessenberg zu freier Benutzung überließ.

War dieselbe nicht nur um ihrer Zahl, sondern auch um des Umstandes willen von ganz besonderem Werthe für mich, daß sie auch die Briefe des Erzherzogs an Wessenberg enthält, so ist dieß leider bei der gleichwohl hochinteressanten Mittheilung nicht der Fall, die ich dem Freiherrn Heinrich von Doblhoff verdanke. Sie umfaßt gegen sechzig Briefe Wessenbergs an seinen früheren Collegen auf der Ministerbank, den Freiherrn Anton von Doblhoff. Die Antworten des Letzteren sind uns aber leider nicht erhalten geblieben oder wenigstens bis jetzt noch nicht zum Vorschein gekommen.

So wie dem Herrn Grafen von Meran und dem Freiherrn von Doblhoff bin ich auch dem Hof- und Gerichtsadvokaten Herrn Dr. Victor Trotter für die gefällige Mittheilung einer Anzahl von Briefen des Erzherzogs Johann und anderer Persönlichkeiten an Wessenberg zu wärmstem Danke verpflichtet. Auch durch sie wurde mir mancher willkommene Beitrag zu meiner Arbeit geliefert.

Indem ich diese hiemit der Oeffentlichkeit übergebe, kann ich nicht umhin, dem lebhaften Wunsche Ausdruck zu verleihen, siemögen dazu beitragen, das Andenken an einen Mann, der sich wahrhaftig berechtigten Anspruch auf dasselbe erworben, in Oesterreich wach zu erhalten. Denn nur selten mag es Jemand gegeben haben, der diesem Staat noch eifriger und hingebender diente, als dieß von Wessenbergs Seite geschah. Und wenn er es auch nicht zu Wege zu bringen vermochte, daß der Erfolg seiner Bemühungen in einem richtigen Verhältnisse zu deren Rastlosigkeit stand, so mochte er, am Abende seines Lebens das Ausmaß seiner Anstrengungen mit ihrem Ergebnisse vergleichend, wenigstens in dem alten Spruche einigen Trost gefunden haben: „In magnis voluisse sat est.“

Wien, im Juni 1897.

A. v. Arneth.

Inhalt.

I. Abstammung und Jugendzeit.

Seite

Ansiedlung der Familie im Breisgau 2
Wessenbergs Vater 3
Erziehung der sächsischen Prinzen 4
Austritt aus dem sächsischen Hofdienste 6
Stillleben im Breisgau 7
Ausbruch der französischen Revolution 10
Die Jesuitenschule zu Augsburg 12
Die Straßburger Universität 13
Eintritt in den Staatsdienst 14

II. Dienstleistung bei der Armee.

Wessenberg im kaiserlichen Hauptquartier 16
Rückzug der Armee 18
Die Stellung bei Ulm 19
Fernerer Rückzug 20
Kray's Entlassung 21
Reise des Kaisers zur Armee 22
Berufung des Erzherzogs Johann zum Obercommando 25
Feldzeugmeister Lauer 26
Die Umgebung des Erzherzogs 27
Reise des Erzherzogs nach Tirol 28
Johanns erste Bekanntschaft mit Wessenberg 29

III. Die Schlacht bei Hohenlinden.

Lauers Feldzugsplan 31
Die Schlacht bei Hohenlinden 33
Rückzug der Armee 36
Erzherzog Johann in Salzburg 37
Fernerer Rückzug 39
Treffen bei Lambach 41
Erzherzog Karl als Obercommandant 42

Seite

Waffenſtillſtand von Steyr 43
Friedensſchluß 44
Die Dienſtleiſtung Weſſenbergs 45

IV. In Berlin und in Paris.

Weſſenbergs Anſtellung in Berlin 48
Stadions Urtheil über Weſſenberg 49
Ausflug nach der Schweiz 50
Reiſe nach Frankreich 52
Schilderung von Paris 53
Heimkehr aus Frankreich 56

V. Anſtellung in Frankfurt.

Inſtruction für den Poſten in Frankfurt 59
Eintreffen in Frankfurt 61
Weſſenbergs Vermälung 62
Napoleons Auftreten in Mainz 64
Ernennung Weſſenbergs zum Geſandten in Kaſſel 68

VI. Geſandtſchaft in Kaſſel.

Erklärung Oeſterreichs gegen Frankreich 70
Durchmarſch der franzöſiſchen Truppen 74
Das Ereigniß bei Ulm 75
General Mack 76
Franz von Wevrother 77
Der Preßburger Friede 79
Haltung des Kaſſeler Hofes 80
Beſetzung Kaſſels durch die Franzoſen 82
Weſſenbergs Verhaftung 83
Beilegung der Differenz mit Lagrange 84

VII. Erneuerter Aufenthalt in Frankfurt.

Ausſprüche Weſſenbergs über Gentz 87
Berichte über die Vorgänge in Kurheſſen 89
Das neue Königreich Weſtphalen 90
Franzöſiſche Geſetzgebung in Deutſchland 93
Napoleons Aeußerungen über Oeſterreich 94
Geheimnißvolle Mittheilung Talleyrands 95
Napoleon und Alexander in Erfurt 97

VIII. Miſſion nach Berlin.

Seite
Oeſterreichs Erhebung im Jahre 1809 99
Inſtructionen für Weſſenberg 102
Die Stimmung in Preußen 105
Unentſchloſſenheit des Königs von Preußen 106
Eine Denkſchrift Weſſenbergs 109
Verhandlungen Weſſenbergs mit Goltz 110
Glücklicher Beginn der Kriegführung 112
Ungünſtige Wendung der Kriegsereigniſſe 113
Die Schlacht bei Aſpern 115

IX. Fruchtloſe Bemühungen Weſſenbergs.

Fortgeſetzte Verhandlungen mit Preußen 117
Steigenteſch's Miſſion nach Königsberg 118
Die Niederlage bei Wagram 122
Liechtenſteins Sendung an Napoleon 123
Der Waffenſtillſtand von Znaim 124
Beſtürzung in Preußen 125
Eine Denkſchrift Weſſenbergs 126
Metternich als Nachfolger Stadions 128

X. Abſchied von Berlin.

Kneſebecks Sendung in das öſterreichiſche Hauptquartier 130
Neuerliche Denkſchrift Weſſenbergs 132
Der Wiener Friede 135
Eindruck des Friedens in Preußen 136
Weſſenbergs Bitte um Abberufung 137
Weſſenbergs Beſtimmung nach München 139
Napoleons zweite Heirat. 140
Beendigung des Aufenthaltes in Berlin 141
Tod der Königin Louiſe 142

XI. Beglaubigung in München.

Urlaubsreiſe nach der Schweiz 144
Ankunft in München 146
Damaliger Unterſchied zwiſchen Preußen und Baiern 147
König Maximilian Joſeph I. 148
Graf Montgelas 149
Kronprinz Ludwig 150
Tiroliſche Angelegenheiten 152
Denkſchrift Weſſenbergs über den franzöſiſch-ruſſiſchen Krieg 153
Abſchied von München 155

XII. Sendung nach England.

Seite

Zweck der Sendung Wessenbergs nach England 157
Reise durch Deutschland 159
Aufenthalt in Helsingborg 160
Landung in England 161
Neue Instructionen für Wessenberg 162
Mißstimmung Englands gegen Oesterreich 163
Stadions tadelndes Urtheil über Wessenberg 164
Wessenbergs Belobung durch Metternich 166
Denkschrift Wessenbergs für den Kaiser 167
Aberdeens Beglaubigung in Wien 170
Unzufriedenheit Wessenbergs in London 172
Wessenbergs Urtheil über Castlereagh 175
Merveldt wird Botschafter in London 176
Unterredung Wessenbergs mit dem Grafen von Artois 177
Ordensverleihung an Wessenberg 178
Abreise aus England 180

XIII. Zusammentreffen mit Napoleon.

Reise durch Holland 182
Wessenberg in Nancy 183
Abenteuer in Saint-Thiébaud 184
Gefangennehmung Wessenbergs 185
Ausplünderung in Chaumont 186
Fahrt zu Napoleon 187
Gespräch mit Napoleon 188
Nachtquartier in Doulevant 193
Wessenberg im Hauptquartier 194
Der Friedensschluß 196

XIV. Italienische Angelegenheiten.

Vertrag zwischen Oesterreich und Baiern 197
Ratificirung des Vertrages 199
Wessenbergs Sendung nach Mailand 200
Wahrnehmungen Wessenbergs in Italien 201
Die französische Herrschaft in Italien 202
Die Organisirungs-Hofcommission 204
Vorschläge für die zukünftigen Einrichtungen 205
Die Finanzangelegenheiten 209

XV. Der Wiener Congreß.

Metternichs Reise nach England 212
Ankunft der Souveräne in Wien 213
Wessenbergs Ernennung zu Oesterreichs zweitem Bevollmächtigten . . . 214

Seite

Beginn der Verhandlungen 216
Das Auftreten Talleyrands 218
Die übrigen Bevollmächtigten 220
Die Begehren Rußlands und Preußens 223
Denkschrift Wessenbergs über die Forderungen Rußlands 224
Preußens Begehren nach der Erwerbung Sachsens 228

XVI. Verlauf der Verhandlungen.

Die statistische Commission 234
Die Angelegenheiten der Schweiz 236
Das Valtelin 238
Der Grenzzug gegen Sardinien 239
Das neue Königreich der Niederlande 241
Die erste deutsche Conferenz 242
Gemeinsame Vorschläge Oesterreichs und Preußens 243
Die Haltung Baierns und Württembergs 247
Stillstand der Berathungen 249
Collectivnote der kleineren Staaten 250
Neue Projecte für die Gestaltung des Bundes 251

XVII. Der preußisch-sächsische Streit.

Drängende Vorstellungen Hardenbergs 253
Metternichs Antwort 255
Die Meinung des Kaisers Franz 256
Neue Vorschläge Preußens 257
Fruchtlosigkeit dieser Vorschläge 258
Ausspruch des Kaisers Franz 259
Fortsetzung der Verhandlungen 260
Defensivallianz mit Frankreich und England 263
Zuziehung Talleyrands zu den Berathungen 264
Preußens Zurückweichen 266
Sendung an den König von Sachsen 268

XVIII. Schluß des Congresses.

Napoleons Entweichen von Elba 270
Erklärung der Mächte gegen Napoleon 271
Anstalten zu erneuerter Kriegführung 272
Erneuerung der Verträge von Chaumont und Paris 273
Fruchtlose Verhandlungen mit Baiern 274
Vertrag mit dem König von Sachsen 275
Die zweite deutsche Conferenz 276

Seite

Entwurf einer Bundesacte 277
Verhandlungen über die Bundesacte 278
Zustimmende Erklärungen deutscher Fürsten 281
Bedenken Sachsens und Baierns 283
Die Haltung Württembergs und Badens 285
Beurtheilung der Bundesacte 286
Die Schlußacte des Wiener Congresses 288
Verschiebung des Ausgleiches mit Baiern 289
Convention zwischen Oesterreich und Preußen 290
Unterzeichnung der Congreßacte 291
Verleihung des St. Stephansordens an Wessenberg 292

I.

Abstammung und Jugendzeit.

Einer der Höhenzüge des schweizerischen Cantons Aargau, dort wo dieser an das ihm jetzt seit fast einem Jahrhundert einverleibte, bis dahin österreichische Frickthal stieß, wurde von Alters her der Wessenberg genannt. In sehr früher Zeit, ja nach einer Familiensage sogar schon im achten Jahrhundert, soll sich daselbst ein alamannisches Geschlecht angesiedelt haben, welches nach diesem seinem Sitze den Namen Wessenberg führte. In engem Dienstverhältnisse stand es zu dem mächtigsten Hause des Aargau's, den Grafen von Habsburg, und es theilte daher auch deren Schicksale auf schweizerischem Boden. So sollen zwei Wessenberg, Ulrich und Gotthard, in der Sempacher Schlacht am 9. Juli 1386 an der Seite des ritterlichen Herzogs Leopold von Oesterreich, von den Spießen der Eidgenossen durchbohrt, gefallen sein.

So wenig aber das Haus Habsburg durch diese Schlacht den Aargau verlor, so wenig büßten die Wessenberg schon damals ihre Stammburg ein. Als aber Herzog Friedrich mit der leeren Tasche zur Zeit des Constanzer Concils wegen seiner Parteinahme für den seiner Würde entkleideten Papst Johann XXIII. von Kaiser Sigismund geächtet wurde, ging der Aargau für das Haus Habsburg auf immer verloren und die dort ansäßigen adeligen Geschlechter wurden mit in das Verderben gezogen. Die Eidgenossen, damals noch treue Anhänger des römisch-deutschen Reiches und vom Kaiser mit der Vollziehung der Acht betraut, eroberten nicht nur den Aargau für sich, sie brachen auch die Burgen der Adeligen und vertrieben sie von dort. Seither bezeichnen nur noch wenige Trümmer die Stätte, auf der einst die Burg der Wessenberg stand. Diese

wandten sich nach dem damals zu Oesterreich gehörigen Breisgau, wo sie in dem reizendsten Theile des Landes, unfern von Breisach und dem Rhein, sich ansäßig machten. Seither zählten sie zu den Mitgliedern des schwäbischen Adels und als solche zur schwäbischen Ritterschaft des Reiches.

Die Nähe der beiderseitigen, übrigens nicht gerade ausgedehnten Besitzungen mag die Veranlassung dargeboten haben, daß die Familie Wessenberg durch Vermälung eines ihrer Mitglieder, Namens Humbert, mit Katharina von Ampringen in verwandtschaftliche Beziehungen zu diesem Hause trat. Dessen letzter und berühmtester Sprosse, Johann Caspar von Ampringen hatte, nachdem er am Hofe Kaiser Ferdinands II. als Page gestanden war, unter Erzherzog Leopold Wilhelm ganz ausgezeichnete Kriegsdienste geleistet. So weit kam er empor, daß er 1664 zum Hochmeister des deutschen Ritterordens gewählt wurde. 1673 sandte ihn Kaiser Leopold I. als Statthalter nach Ungarn, wo er indessen nur ein Jahr blieb. 1683 wurde er zum obersten Hauptmann in Schlesien ernannt und er begab sich als solcher nach Breslau. Aber auch dort regierte er nur durch ein Jahr, indem er schon am 9. September 1684 starb.

Dieser Ampringen war es, auf dessen Verwendung Kaiser Leopold I. am 16. August 1681 den Johann Franz von Wessenberg, Rath und Landhofmeister des Bischofs von Basel, in den Reichsfreiherrnstand erhob und ihm die Vereinigung seines Wappens mit dem Ampringens erlaubte, woraus sich wohl gleichsam von selbst auch die Hinzufügung dieses Namens zu dem Wessenbergs ergab.[1]) Und nicht nur der Name, auch das Besitzthum Ampringens im Breisgau, die Grundherrschaft Föhrenthal und Feldkirch im Bezirke Staufen umfassend, ging nach seinem Tode an die Wessenberg über, welche jedoch auch durch diese Vermehrung ihrer Güter noch keineswegs reich geworden zu sein scheinen. Wenigstens sahen ihre Mitglieder sich genöthigt, sich nach Außen hin nicht nur um ehrenvolle, sondern auch um einträgliche Stellen umzuthun, und insbesondere war es der katholische Hof in Dresden, dem sie, selbst Katholiken, sich zuwandten. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts befindet sich dort Rupert Florian Freiherr von Wessenberg als Con-

[1]) Das Reichsfreiherrnstandsdiplom im Staatsarchive.

ferenzminister und Obersthofmeister der Königin Maria Josepha, dessen Sohn aber, Philipp Karl, bekleidete seit 1746 die Stelle eines Erziehers bei den Herzogen Albert und Clemens, den zwei jüngsten Söhnen des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, Königs von Polen.

Es kann nicht gesagt werden, daß das, was der ältere der beiden Brüder, Herzog Albert in seinen handschriftlich hinterlassenen Memoiren [1]) über ihren gemeinschaftlichen Erzieher berichtet, denselben in günstigem Lichte erscheinen ließe. Er lobt zwar seine Religiosität und die Redlichkeit seines Charakters, klagt aber auch gleichzeitig über sein derbes und gallsüchtiges Wesen. Er behauptet von ihm, daß er seine Gedanken stets an dem Hofe des Bischofs von Augsburg, an welchem er von den Jesuiten erzogen worden sei, sowie in Italien und insbesondere in Rom gehabt habe, wohin er im Gefolge des Kurprinzen Friedrich Christian gereist war. Pedantisch und im Uebermaße bigott, habe er auch in Dresden jeder anderen Gesellschaft die der Jesuiten vorgezogen, welche sich als Beichtväter am dortigen Hofe befanden oder an der Hofkapelle den Gottesdienst versahen.

Der physischen Erziehung, welche ihm und seinem Bruder von Seite Wessenbergs zu Theil wurde, läßt Herzog Albert zwar alle Gerechtigkeit widerfahren, aber er behauptet doch gleichzeitig wieder, Wessenberg habe sie ihre ganze Zeit mit Gebeten, mit dem Lesen der Legenden der Heiligen und frommer Betrachtungen, außerdem aber nur noch mit dem Auswendiglernen endloser Stellen aus den bekannten Geschichtswerken von Rollin hinbringen lassen. Sie mußten ihm dieselben hersagen, ohne daß er hieran auch nur die mindeste Erläuterung oder Betrachtung geknüpft hätte, durch welche ihnen dieses Studium etwas nutzbringender gemacht worden wäre.

Ueberhaupt ging es bei dem durch Wessenberg geleiteten Unterrichte der jungen Prinzen eigenthümlich genug zu. Ihr Beichtvater, ein Jesuit, der ihnen den Religionsunterricht gab, sollte sie auch das Lateinische lehren. Da er aber ein ebenso wohlwollender als klarblickender Mann war, sah er bald, wie weit Wessenbergs Erziehungsmethode davon entfernt war, Geist und Herz der Prinzen auszubilden und sie auch an guten Büchern Geschmack finden zu lassen. Eifrigst bemühte er sich das zu ergänzen, was ihm von Seite Wessen-

[1]) Albertina in Wien.

bergs allzusehr vernachlässigt zu werden schien, worüber dann freilich sein eigener Lateinunterricht wieder fast ganz in die Brüche ging. Auch die Lehrer im Zeichnen und in der polnischen Sprache führt Herzog Albert als Männer an, denen er weit mehr als seinem eigentlichen Erzieher, diesem „traurigen Pädagogen," wie er Wessenberg nennt, es verdanke, daß er und sein Bruder hinter den an und für sich schon bescheidenen Anforderungen, welche überhaupt an sie gestellt wurden, wenigstens nicht allzuweit zurückgeblieben seien.

Während der Ausbruch des siebenjährigen Krieges zwei der älteren sächsischen Prinzen, Xaver und Karl, unter die Waffen rief, mußten die jüngeren, Albert und Clemens, trotz ihrer Sehnsucht, gleichfalls ins Feld zu ziehen, noch unter der schwer auf ihnen lastenden Botmäßigkeit ihres Erziehers ausharren, ein Joch, das ihnen nur durch die werkthätige Theilnahme ihrer Schwägerin, der Kurprinzessin Antonie, etwas erleichtert wurde. So viel sich auch gegen sie, und insbesondere gegen die Aufführung einwenden läßt, der sie nach dem frühzeitigen Tode ihres Gemals sich hingab, so kann doch das Verdienst nicht in Abrede gestellt werden, welches diese geistvolle Fürstin, der eigentlich leitende Verstand im kurprinzlichen Hause, um ihre jugendlichen Schwäger sich erwarb. Sie machte hiedurch wenigstens zum Theile wieder gut, was deren eigentlicher Erzieher an ihnen verschuldete. Ihr und ihrem Gemal, dem Kurprinzen Friedrich Christian, folgten denn auch Albert und Clemens im Jahre 1759 bei ihrer Uebersiedlung nach Prag. Wessenberg begleitete sie ebenfalls dorthin, aber es gelang ihnen, sich hinter seinem Rücken die Erlaubniß ihres Vaters, des in Warschau verweilenden Königs Friedrich August zu erwirken, in den österreichischen Kriegsdienst zu treten. „Die üble Behandlung", sagt Herzog Albert, „welche wir während der ganzen Dauer unserer Erziehung von dem Leiter derselben erdulden mußten, hatte uns mit so tiefer Abneigung gegen ihn erfüllt, daß wir ihm alle unsere hierauf bezüglichen Schritte verbargen. Erst nachdem wir die Ermächtigung hiezu erhalten hatten und schon im Begriffe standen, von Prag zur Armee abzureisen, entdeckten wir uns ihm, indem wir Abschied von ihm nahmen. Das hindert aber nicht, daß ich ihm für seine guten Absichten und für die Sorgfalt, die er uns widmete, mein ganzes Leben hindurch dankbar bleiben werde."

Die Kurprinzessin Antonie scheint übrigens von der Thätigkeit, welche Wessenberg bei ihren jugendlichen Schwägern entwickelt hatte, eine andere und günstigere Meinung gehabt zu haben als seine Zöglinge selbst. Nur so läßt es sich erklären, daß sie ihm wenigstens für die Dauer ihres Aufenthaltes in Prag die Erziehung ihres ältesten Sohnes Friedrich August, des nachmaligen Königs von Sachsen, sowie seiner Brüder übertrug. Aber durch den unbefriedigenden Zustand seiner Gesundheit wurde Wessenberg im April 1761 genöthigt, einstweilen für ein halbes Jahr seine Stelle niederzulegen, welche während dieses Zeitraumes sein Vater für ihn versah. Nach Ablauf der vorausbestimmten Frist zog sich jedoch der ältere Wessenberg, indem er sich in Anbetracht seiner Jahre und seiner hiedurch herbeigeführten Gebrechlichkeit für alle Bemühungen, ihn noch am sächsischen Hofe festzuhalten, unzugänglich erwies, nach seiner Heimat im Breisgau zurück, während der Sohn zwar noch in sächsischen Diensten blieb, aber sein früheres Amt bei den Prinzen nicht mehr übernahm[1]). 1764 finden wir ihn, zur Würde eines Conferenzministers vorgerückt, als dritten Wahlbotschafter Sachsens bei der Krönung Josephs II. zum römischen Könige. Aber noch in demselben oder doch schon im folgenden Jahre scheint er seinem Vater nach dem Breisgau gefolgt zu sein, wenigstens geschieht dieses Umstandes in einem Briefe der inzwischen Kurfürstin gewordenen Prinzessin Antonie an ihren Bruder, den Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern — wohl vom Mai 1765 — Erwähnung.[2])

Lebhaft vertheidigt sie sich gegen den Vorwurf, den er erhebt, als ob die Katholiken und ihre Confession in Sachsen von Seite des dortigen Hofes nicht hinreichende Unterstützung und Förderung fänden. Nachdem sie in ziemlich geringschätziger Weise von den an und für sich recht unnützen Leuten gesprochen, denen man zu großer Belastung des Staatsschatzes nur deshalb kostspieligen Unterhalt gewähren solle, weil sie Katholiken seien, fährt sie fort: „Aber die Wessenberg, wird man sagen, gehören nicht zu dieser Gattung. Gewiß ist dem so und ich hüte mich auch sie zu jener Classe zu zählen. Dennoch frage ich, was haben sie zum Besten der katholischen Religion in Sachsen geleistet? Nachdem sie Beide viele Jahre hin-

[1]) Gefällige Mittheilung des kön. sächsischen Hauptstaatsarchivs zu Dresden.

[2]) Die Kurfürstin an ihren Bruder. Undatirt. Bei Weber: Marie Antonie Walpurgis, I. 174.

durch große Besoldungen bezogen, ohne für Anderes als nur für das Nothwendigste Ausgaben zu machen, haben sie die Bewilligung verlangt, sich von hier entfernen und in ihrer Heimat die Früchte ihrer Sparsamkeit und die Pensionen genießen zu dürfen, welche man fortfährt ihnen auszubezahlen. Man that Alles, um sie zurückzuhalten, aber sie blieben für unsere Vorstellungen taub. Nun sind sie für Sachsen verloren, sie ebensowohl wie das Geld, welches sie mit sich fortnahmen!"

Diese Prophezeihung der Kurfürstin ging jedoch, wenigstens insofern sie sich auf den Sohn Wessenberg bezog, nicht ganz in Erfüllung. Denn derselbe kehrte, nachdem er sich, obgleich schon ziemlich vorgerückt in Jahren, 1769 mit der Gräfin Marie Walburga von Thurn-Valsassina aus dem am südlichen Ufer des Bodensee's begüterten Zweige Wartegg dieses Hauses vermält hatte, noch einmal nach Dresden zurück. Dort nahm er von 1769 bis 1775 die Stellungen eines Conferenzministers und eines Obersthofmeisters bei der jungen Kurfürstin Amalie aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken ein.[1]) In Dresden wurden ihm, und zwar am 10. Juli 1771 eine Tochter, am 28. November 1773 aber der älteste Sohn Johann Philipp geboren, dem am 4. November 1774 ein zweiter Sohn, Ignaz Heinrich folgte, bis schließlich noch ein dritter, Alois, die Familie vervollständigte.

Von sehr langer Dauer war jedoch auch jetzt wieder das Verbleiben der Familie Wessenberg in Dresden nicht. Schon im Jahre 1776 legte Karl Philipp seine Stellen am sächsischen Hofe nieder und zog sich mit den Seinigen nach Feldkirch im Breisgau zurück, wo sein Vater noch lebte. Dort, südwestlich von Freiburg und eine kleine Wegstunde östlich vom Rheinufer, besaß die Familie ein hübsches alterthümliches Schlößchen, in einem schönen und weitausgedehnten Parke gelegen, mit herrlicher Aussicht auf die Bergkette des Schwarzwaldes.

Hier begann nun für die daselbst Vereinigten ein frohes, glückliches Stillleben, und wer den Schilderungen nicht mißtraut, welche der zweite Sohn Heinrich, der nachmals so berühmte Generalvicar des Constanzer Bisthums von dem Eingreifen seines Vaters in dasselbe entwirft, dem wird es schwer werden, in ihm den Mann

[1]) Gütige Mittheilung des königl. sächs. Hauptstaatsarchivs zu Dresden.

wieder zu erkennen, dessen Bild Herzog Albert als das seines Erziehers in so düsterer Farbe uns wiedergab. Wohl mag auf der einen Seite der Unmuth des sich unterdrückt wähnenden Zöglings zu einer zu dunklen, und auf der anderen die Liebe des Sohnes sowie das beseligende Gedenken an eine glückliche Kinderzeit zu einer allzurosigen Schilderung verlockt haben.

Aber nicht nur der Vater, auch der Großvater nimmt in derselben einen hervorragenden Platz ein. Ein fast neunzigjähriger Greis, war er noch frisch an Geist und munteren Wesens. Noch in ihren späteren Jahren rechneten es die Enkel zu ihren besten Erinnerungen, daß ihnen erlaubt war, allmorgendlich bei dem ehrwürdigen Großvater zu erscheinen und sein Frühstück mit ihm zu theilen. Durch allerlei Erzählungen, welche ihrer noch kindischen Fassungskraft angepaßt waren und sie lebhaft interessirten, würzte er ihnen das gemeinsame Frühmal.

Unendlich viel tiefer gehend als die Einwirkung des Großvaters war natürlich diejenige der Mutter. Eine Frau von aufopfernder Menschenliebe und nie sich verleugnender Mildthätigkeit, widmete sie sich mit ebenso zärtlicher Sorgfalt als verständigem Ordnungssinn der Erziehung ihrer Kinder. Aber schon im Jahre 1779 starb sie an den Folgen einer Entbindung, und nie vergaßen die Söhne den Augenblick, in welchem der Vater, von tiefstem Schmerze ergriffen, sie an das Sterbelager der Mutter führte, die ihnen mit rührendem Zuspruche ihren letzten Segen ertheilte.

Seit dem Tode der Mutter widmete sich der Vater, der sich übrigens sieben Jahre später, 1786, noch einmal, und zwar mit Franziska Freiin von Schaumburg vermälte,[1]) noch weit ausschließlicher als bisher der Erziehung seiner noch im zartesten Alter befindlichen Kinder, und er leitete dieselbe in einem ganz anderen Geiste, als dieß nach den Versicherungen des Herzogs Albert früher mit derjenigen der sächsischen Prinzen geschehen war. Jetzt durfte sie wirklich eine sorgfältige genannt werden, wenn sie auch von den Mängeln nicht frei war, von denen sich insbesondere in der damaligen Zeit der Unterricht der Kinder aus adeligen Häusern nicht losmachen konnte. Die öffentliche Schule blieb unbesucht und an

[1]) Sie starb am 7. October 1822 als Witwe zu Dresden. Gefällige Mittheilung des dortigen kön. sächsischen Hauptstaatsarchivs.

ihre Stelle trat ein geistlicher Hauslehrer, dessen Unterricht gleich ihm selber beschränkt und einseitig war. Das was dem Lehrer fehlte, wurde aber durch den Lerneifer seiner Schüler, denn Johann und Heinrich, welche sich im Alter so nahe standen, erhielten den Unterricht gemeinsam, wenigstens zum größeren Theile wieder ersetzt. Und noch mehr that der stete Verkehr mit dem Vater, welcher, selbst schon ein alternder Mann, nur mehr für seine Kinder zu leben schien. „Unsere Ehrfurcht und Liebe für den Vater," sagt Heinrich Wessenberg hierüber, „waren unbegrenzt. Wie die leibhaftige Vorsehung stand der Mann vor uns mit seinem ernsten und doch heiteren Gleichmuth und einem Wandel, an welchem kein Makel auszuwittern war. Sein bloßer Anblick prägte uns Kindern einen tieferen Respekt vor dem Guten und Rechten ein, als irgend ein Buch oder Unterricht dies jemals vermocht hätte."[1])

Darum wurden jedoch beide, sowohl Bücher wie Unterricht doch in gar keiner Weise vernachlässigt, und da der Vater einsah, an wie Vielem der Lehrer es fehlen ließ, trachtete er selbst das Mangelnde zu ergänzen. In den Nachmittagsstunden oder Abends las er mit seinen Söhnen historische Werke oder Reisebeschreibungen, und er erläuterte ihnen das Gelesene aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen. Auch ließ er es sich angelegen sein, den tiefen Sinn für Religiosität, der ihn selbst beseelte, in die Herzen seiner Kinder zu pflanzen, und er ging ihnen hierin mit seinem eigenen Beispiele voran, ohne jedoch hiebei, wie es wenigstens scheint, in jene Bigotterie zu verfallen, die man ihm ehemals am Dresdner Hofe zum Vorwurfe gemacht hatte.

Auch an angemessener Erholung ließ es der Vater bei seinen Kindern nicht fehlen. Jedem derselben theilte er einen Gartenplatz zu, dessen Bearbeitung und Bebauung sie in ihren Freistunden nach seiner Anleitung besorgten. Der nicht weit von Feldkirch entfernte Rhein bot ein Lieblingsziel für kürzere Spaziergänge dar. Fahrten auf dem dort durch freundliche Inselgruppen vielfach durchbrochenen Strome, wobei die Knaben bald ihren Kahn geschickt zu lenken erlernten, Fischfang und Baden gehörten zu ihren liebsten Vergnügungen.

Häufig wanderten auch die zwei älteren Knaben nach dem etwa eine Stunde von Feldkirch entfernten, zwischen Rebhügeln reizend

[1]) Freiherr J. Heinrich von Wessenberg von Jos. Beck. Freiburg, 1862. S. 13.

gelegenen Heitersheim, dem damaligen Sitze des Großpriorates der Malteser für Deutschland. Die Familie Wessenberg besaß unter den Rittern mehrere Verwandte, darunter den Fürsten Großprior selbst. Seine und anderer Ritter Erzählungen von Malta, wo den Knaben ein Oheim von mütterlicher Seite wohnte, von den Seefahrten und Abenteuern der Johanniter brachten natürlicher Weise auf ihre empfänglichen Gemüther einen tiefen Eindruck hervor.

An die Stelle dieser und anderer kleinerer Ausflüge zu Verwandten und Bekannten traten allmälig ziemlich anstrengende Wanderungen über Berg und Thal im Breisgau und im oberen Elsaß. Im Sommer 1786 aber unternahm der Vater mit seinen Kindern eine nach den damaligen Begriffen größere Reise durch den Schwarzwald nach dem Bodensee und der östlichen Schweiz. Der Glanzpunkt dieser Reise war, so erzählt der jüngere der beiden Knaben in seinen weit später niedergeschriebenen Aufzeichnungen, die herrliche Abtei St. Blasien. „Hier hatte der vortreffliche Fürstabt Martin Herbert, ein vertrauter Freund unseres Vaters, nach schwerem Brandunglück, welches über dieses Gotteshaus gekommen war, seinen neuen Tempelbau, ein hochgewölbtes Pantheon, eben vollendet. Unbeschreiblich war der Eindruck, den dieses prachtvolle Bauwerk auf uns hervorbrachte. Alle Verhältnisse einfach, die Verzierungen edel, die Fresken am Gewölbe heiter und ansprechend, der Chorgesang erhebend".

Allbekannt ist es, daß sich kein Geringerer als Lessing durch sein Wohlgefallen an dem Aufenthalte bei den so hoch gebildeten und gelehrten Geistlichen in dem schönen St. Blasien zu dem Ausspruche hinreißen ließ, er möchte dort als Bibliothekar leben und absterben können. Man ist daher noch keineswegs ein Frömmler, wenn man die Umwandlung dieser Weihestätte christlicher Cultur, dieser Pflanzschule edler Gelehrsamkeit, welche unter Herbert ihre höchste Blüthe erreichte, zunächst in eine Baumwollspinnerei und eine Gewehrfabrik, jetzt aber, echt modern, in ein „Hotel und Kurhaus ersten Ranges", aufs Innigste bedauert!

Zunächst nach Constanz führte nun die Reise, welche dann auf dem Bodensee nach Rorschach und dem nahe von dort auf anmuthiger Höhe gelegenen Schlosse Wartegg, jetzt der Wohnsitz der aus Parma vertriebenen herzoglichen Familie, fortgesetzt wurde, wo damals Schwiegersohn und Enkel bei der dort ansäßigen Großmutter, einer ehrwürdigen Matrone, freudige Aufnahme fanden. Ueber St. Gallen,

wo der greise Fürstabt Beda Angehrn von Hagenwil, ein nach seinen Gesinnungen wie seinen Bestrebungen würdiger Amtsbruder Herberts, den Reisenden als ein gar freundlicher und wohlwollender Herr erschien, ging die Fahrt nach Zürich, wo Lavater, Geßner und Winckelmanns Freund Füßli besucht wurden. Ehrfurchtsvoll blickten die Knaben zu diesen Männern empor, und die Bekanntschaft mit ihnen mochte kaum weniger als die Bewunderung der herrlichen Naturschönheiten der Schweiz, für welche der Sinn zu jener Zeit erst recht eigentlich erwachte, dazu beitragen, in ihnen jene Vorliebe für dieses Land zu erwecken, welche sie Zeitlebens empfanden. Aber freilich hinderte dies zum mindesten den älteren der Brüder nicht, sich manchmal in recht herber Beurtheilung der Bewohner desselben zu ergehen.

Mit dem Jahre 1789 war Johann Wessenberg in sein sechzehntes Lebensjahr, somit in den Beginn seiner Jünglingszeit getreten. Es ist selbstverständlich, daß die damaligen Ereignisse in Frankreich auch sein höchstes Interesse erregten, und wirklich wurden sie von dem besseren und edleren Theile der Zeitgenossen, zu dem auch die Familie Wessenberg zählte, als heilsame Reaction gegen die in dem Nachbarlande immer tiefer ins Mark eingedrungene Verderbtheit aller kirchlichen, politischen und socialen Zustände freudig begrüßt. „Die gesellschaftliche Wiedergeburt," sagt hierüber Heinrich Wessenberg, „welche im Jahre 1789 andämmerte, fand in einem großen Theile des Adels und selbst der Geistlichkeit, somit nicht bloß in den unteren Volksclassen lebhaften Anklang. Jeder etwas Gebildete, der die bestehenden Zustände zu beurtheilen fähig war, fühlte das unabweisbare Bedürfniß ihrer Verbesserung. Die Zahl der Freunde des Aufschwungs war unermeßlich. Die vielen bekannten und befreundeten Personen, welche von nah und von fern, insbesondere aus Frankreich und dem Elsaß zu uns auf Besuch kamen, ließen uns darüber nicht im Zweifel. Alles glaubte in dem Zusammentritte der französischen Nationalversammlung die Morgenröthe neuer goldener Zeiten aufgehen zu sehen."

Aber wie wir selbst es im Jahre 1848 im Kleinen erlebten, so trug es sich fast sechs Dezennien früher im Großen zu. Gar lang hielt die freudige Stimmung nicht an und insbesondere der Vater Wessenberg, damals schon hochbetagt, konnte sich bereits im Beginne des Jahres 1790 düsterer Befürchtungen nicht erwehren. Wie ein trübes Vorzeichen der Dinge, die kommen würden, erschien ihm der so frühzeitig und unter wirklich tragischen Umständen er-

folgte Tod seines von ihm so innig geliebten Landesherrn, des Kaisers Joseph II., der in der Familie Wessenberg wie ein politisches Ideal verehrt wurde. „Eines Abends," erzählt der zweitgeborene Sohn Heinrich, „rief der Vater uns Kinder in sein Zimmer; er blickte uns so ernst und so wehmüthig an, als ob ein schweres Unglück über uns hereingebrochen wäre. Thränen benetzten seine Augen, indem er uns vom guten Kaiser und seinem Tode erzählte; schwere Prüfungen müßten bevorstehen, meinte er, da ein solcher Regent so frühzeitig aus dem Leben geschieden sei."

Nur zu bald sollten diese traurigen Ahnungen des Vaters Wessenberg sich erfüllen. Immer zahlreicher sammelte sich buntes Kriegsvolk zu beiden Seiten des Rheins. Massenhaft strömten die französischen Emigranten, den Grafen von Artois an ihrer Spitze, in den Breisgau, und ganz gegen den Willen des Hausherrn schlugen diese ungebetenen Gäste auch in dem Schlosse zu Feldkirch eine Art Hauptquartier auf. Mit echt französischer Anmaßlichkeit und Großsprecherei benahmen sie sich als die Herren von Küche und Keller, und sie hausten in dem Lande, in welchem sie Schutz und Unterkunft gefunden, wie feindliche Horden, obgleich man sich eigentlich noch in tiefem Frieden befand.

Wie wenig jedoch demselben zu trauen war, darüber sollte bald ein eigenthümlicher Vorfall belehren. An einem schönen Herbsttage des Jahres 1790 war der Vater Wessenberg mit seinen Söhnen in Altbreisach auf Besuch bei dem ihm bekannten österreichischen Commandanten der dortigen Festung, welche zwar längst in Verfall gerathen war, aber doch vermöge ihrer Lage auf einer felsigen Anhöhe weithin den Rhein beherrschte. Nach Hause zurückgekehrt, bot sich ihnen unversehens, als es kaum zu dunkeln begann, ein ebenso unerwartetes als schreckenerregendes Schauspiel dar, die Beschießung Breisachs von dem nahen französischen Fort Mortier am linken Ufer des Rheins. Ohne daß irgend eine Ankündigung von Feindseligkeiten vorangegangen wäre, urplötzlich begann sie. Von dem Feldkircher Schlosse aus sah man deutlich die Unzahl feuriger Bomben und Kugeln, welche Brand und Zerstörung trugen in das unglückliche Städtchen Altbreisach.

Dieses Ereigniß brachte den Vater Wessenberg zu dem Entschlusse, für die Sicherheit seiner Söhne und ihre ungestörte Weiterbildung anderwärts zu sorgen. Der älteste, Johann, hatte bisher,

einer von ihm selbst herrührenden Aeußerung zufolge, eine Art militärischer Ausbildung zum Theile in Frankreich erhalten,[1]) und wie er mehr als sechzig Jahre später einem Freunde schrieb,[2]) persönlich am 14. Juli 1790 dem ersten Pariser Nationalfeste beigewohnt, dort aber „die Thränen Marie Antoinettens erblickt". Nach seiner Heimat zurückgekehrt, wurde er nun mit seinem jüngeren Bruder Heinrich von dem Vater, der sich in dieser Beziehung nicht unbeeinflußt durch die Vorliebe zeigte, welche man allzeit für die eigenen Jugenderinnerungen hegt, in der den Jesuiten gehörigen Lehranstalt von St. Salvator zu Augsburg untergebracht, während der jüngste der drei Brüder, Alois, nach Dillingen kam.

Die Schule von St. Salvator war nach dem bekannten Studienplane der Jesuiten eingerichtet und man hielt dort an ihm mit Zähigkeit fest. Demgemäß bestand das Hauptziel des classischen Unterrichtes in der Fertigkeit, lateinisch zu sprechen und zu schreiben, der sogenannten Latinität; schwächer waren die Leistungen im Griechischen, und noch weiter blieb man in den realen Lehrfächern zurück. Lebhaft beklagten es die Brüder Wessenberg, daß der Unterricht in der Muttersprache und die Kenntniß der deutschen Literatur vollständig vernachlässigt wurden. Am peinlichsten aber berührte sie der Geist der Intoleranz, der unter ihren Lehrern eifrige Anhänger zählte, und der offene Haß gegen die Ideen der neueren Zeit, der an der Anstalt genährt wurde. „Wir tauschten," berichtet Heinrich Wessenberg, „oft unsere Gedanken darüber unter uns aus, ohne jedoch gegen unsere Lehrer etwas davon zu äußern. Wir waren nur darauf bedacht, durch angestrengten Fleiß die vorhandenen Lehrmittel zur Erweiterung unserer Kenntnisse, so gut es sich thun ließ, zu benützen. Unser Lerneifer war so groß, daß die Lehrer, statt ihn anzuspornen, ihn aus Rücksicht auf unsere Gesundheit mäßigen zu müssen glaubten.[3])"

Als sie während der Herbstferien des Jahres 1792 bei ihrem Vater verweilten, verschwiegen ihm die Brüder ihre Bedenken gegen die Lehranstalt nicht, an der sie bisher untergebracht waren, und sie vermochten ihn hiedurch, sie von dort wegzunehmen. Johann begann

[1]) Isfordink, Brief Wessenbergs an ihn vom 25. Juni 1850. I. S. 27.
[2]) Wessenberg an den Freiherrn von Doblhoff. Freiburg, 18. Dec. 1851.
[3]) Beck. Heinrich Wessenberg.

nun, um, wie er selbst sagt, „doch irgend etwas zu werden,“ [1]) in Freiburg juridische Studien, während Heinrich ebenfalls nach Dillingen geschickt wurde. Dadurch aber theilte sich die Bahn, welche die Brüder bisher gemeinsam zurückgelegt hatten, nach zwei völlig verschiedenen Richtungen, und verschieden war auch der künftige Beruf, dem sie hiedurch zugeführt wurden. Während sich Heinrich gleich dem jüngsten Bruder Alois bald dauernd dem geistlichen Stande widmete, bereitete sich Johann auf die staatsmännische Laufbahn, die er einschlagen wollte, zuerst in Freiburg und dann an der Straßburger Universität vor. Denn dorthin zog zu jener Zeit der weithin verbreitete Ruf des berühmten Völkerrechtslehrers Christoph Wilhelm von Koch junge Männer aus den angesehensten Familien Deutschlands. Aus Vorlesungen Kochs vermochte allerdings Wessenberg keinen Nutzen zu schöpfen, denn dieselben waren gerade damals wegen der Verwicklungen, in welche Koch durch seine Theilnahme an den politischen Ereignissen gerathen war, für längere Dauer unterbrochen. Durch ein vom 10. August 1792, jenem Schreckenstage in Paris, datirtes Schreiben an das Departement des Niederrheins hatte Koch seine Mitbürger zum Widerstande gegen die Jakobiner und Clubisten aufgefordert. Der Sieg der von ihm bekämpften Gegner brachte ihm die Abführung ins Gefängniß, aus welchem er wohl aufs Schaffot geschleppt worden wäre, wenn nicht auch ihm am neunten Thermidor die Befreiungsstunde geschlagen hätte.

War in so wildbewegter Zeit jene ungestörte Abkehr von den äußeren Ereignissen, welche allein ernste Studien fruchtbringend zu gestalten vermag, fast unmöglich geworden, so vervollkommnete Wessenberg wenigstens während seines Straßburger Aufenthaltes seine schon in Paris gewonnene Kenntniß der französischen Sprache und insbesondere eignete er sich große Gewandtheit in ihrem schriftlichen Gebrauche an. Sie kam ihm bei seiner späteren diplomatischen Laufbahn ungemein zu Statten.

Allerdings wandte sich Wessenberg diesem Zweige des öffentlichen Dienstes nicht gleich Anfangs zu. Nachdem er im Januar 1794 seinen Vater verloren hatte und dadurch, erst einundzwanzig Jahre alt, das Haupt seiner Familie geworden war, verließ er noch in demselben Jahre die Universität und trat bei der vorderösterreichischen

[1]) Isfordink, Wessenbergs Briefe I. S. 127.

Regierung in Freiburg, welche damals unter dem Landeschef Freiherrn Joseph von Sumerau stand, als Assessor in den österreichischen Staatsdienst. Mehrere Jahre hindurch blieb er gleichmäßig in dieser untergeordneten Stellung, aber die Alles aus den Fugen reißende Kriegszeit, welche ganz Europa in seinen Grundfesten erschütterte und so Vieles zertrümmerte, was man Jahrhunderte hindurch als feststehend angesehen hatte, zog nur allzuleicht gar Manchen in ihre Wirbel, der sich an einem den Ereignissen fernliegenden Plätzchen geborgen glauben mochte. Um so eher war dies bei Wessenberg der Fall, dessen Aufenthaltsort Freiburg bei seiner geringen Entfernung vom Rhein und der Schweiz in einer Gegend lag, welche der damaligen Kriegführung am meisten ausgesetzt war.

II.

Dienstleistung bei der Armee.

Wir wissen nicht, ob es im Auftrage seiner Landesregierung oder auf einen ihm von anderer Seite zugekommenen Befehl geschah, daß Wessenberg sich schon zu Beginn des Jahres 1799 mit persönlicher Gefahr und unter Erduldung großer Beschwerden nach dem Hauptquartier der französischen Armee in der Schweiz zu begeben hatte, um dort im Interesse österreichischer Staatsangehöriger thätig zu sein. Durch Zufall in französische Gefangenschaft gerathen, aus der er sich durch eine List befreite, indem er sich eine Nacht hindurch in einem Waarenfasse auf einem Speicher verborgen hielt, finden wir ihn im März 1799 im Hauptquartier des Erzherzogs Karl zu Stockach und er wohnte dort der Schlacht bei, in welcher am 25. dieses Monates die Franzosen besiegt wurden. Mehr als ein halbes Jahrhundert später erging er sich noch in Erinnerungen an diesen Abschnitt seiner Jugendzeit, und er sagt, er sei wegen seiner Terrainkenntniß dem Erzherzog willkommen gewesen und habe seit jener Zeit stets dessen Vertrauen besessen. Auch erzählt Wessenberg von sich, er habe, der Einzige im Hauptquartier, von Außen her „literarische Neuigkeiten" erhalten und sie bereitwillig den Wenigen mitgetheilt, die sich hiefür interessirten. Bei den Generalen sei er beliebt gewesen und er wäre gern Militär geworden, wenn ihn nicht die Warnungen des Erzherzogs hievon abgehalten hätten.[1])

Wessenberg war noch in Stockach, als dort die Nachricht von der in Rastatt geschehenen Ermordung der französischen Gesandten eintraf, und er konnte sich persönlich von der Entrüstung überzeugen,

[1]) Isfordink. Briefe Wessenbergs, I. S. 127. II 91.

mit welcher dieses schreckliche Ereigniß den Erzherzog erfüllte[1]). Im September ist jedoch Wessenberg wieder in der Ostschweiz, und er erlebt dort die furchtbare Niederlage, welche die Russen unter Korsakow bei Zürich erlitten, so wie ihren und der Oesterreicher unheilvollen Rückzug, bei dem er zur Rettung kaiserlichen Kriegsgutes wesentliche Dienste zu leisten vermochte. Auch der Stadt Constanz erwies er sich hilfreich, denn er befand sich daselbst, als der russische General Titoff mit den Ueberresten seiner Brigade vor dieser Stadt erschien und um Auskunft über die Stellung des Feindes sowie um Brot für seine todmüden Leute bat. Titoff war, wie Wessenberg erzählt, ganz ohne Ahnung davon, daß die Stadt, die er vor sich hatte, Constanz heiße. Er besaß keine Landkarten und war in gänzlicher Unkenntniß der Gegend, in der er stand. Dringend fragte er Wessenberg, wo denn der St. Gotthard sei, und ob auch Genf an dem See liege, den er vor sich ausgebreitet sah.[2])

Auch die blutigen Kämpfe in und um Constanz, durch welche diese unglückliche Stadt bald in Feindes und dann wieder in Freundes Hand fiel, hatte Wessenberg durchzumachen und er konnte dabei der Stadt neuerdings nützlich sein. Wie er selbst erzählt,[3]) geschah es in Folge der Berichte, die er über die Kriegsereignisse erstattete, daß Thugut auf ihn aufmerksam wurde. Nun erhielt er statt des Grafen Lehrbach, der die Stelle eines Armeeministers bekleidete, obgleich er nach Wessenbergs Behauptung von der Verpflegung sowie den sonstigen Bedürfnissen des Heeres nicht das Geringste verstand und sich niemals bei demselben einfand[4]), seine förmliche Zutheilung zum Hauptquartier. Aus Stuttgart richtete Lehrbach mit der Versicherung, daß er Wessenbergs sämmtliche Berichte dem Hofe vorgelegt habe, wo sie ebenso wie sein Diensteifer und sein kluges Benehmen den verdienten Beifall gefunden hätten, die Aufforderung an ihn, künftighin alles Wissenswürdige, insbesondere in Kriegssachen zur Gewin-

[1]) Wessenbergs Aufsatz über Hormayrs Lebensbilder aus dem Befreiungskriege in dem 82ten Cahier seines Tagebuches.

[2]) Aufzeichnung Wessenbergs: „Dieser bedauerungswürdige General wußte nicht, daß er nach Constanz käme. Landkarten hatte er gar keine; an mich that er zwei geographische Fragen, wo der Gotthard und ob nicht Genf an dem hiesigen See liege, welche mich über seine Kenntnisse in Schrecken setzten."

[3]) Isfordink. Wessenbergs Briefe I. S. 127.

[4]) Isfordink. Wessenbergs Briefe II. 91.

nung der Zeit unmittelbar an Thugut zu melden.[1]) So finden wir denn Wessenberg in der zweiten Hälfte des October wieder beim Erzherzog in Stockach, wo er nun trotz seiner noch recht untergeordneten Stellung, in der er sich als Oberamtsrath unterzeichnet, als selbständiger Berichterstatter fungirt.

Wie sehr er als solcher die Erfüllung seiner Pflichten sich angelegen sein ließ, davon liefern seine amtlichen Schreiben nach Wien den unwiderleglichsten Beweis. Unermüdlich ist er in der Einholung von Nachrichten über die Unternehmungen des Feindes. So schreibt er am 19. December, daß einer seiner Kundschafter, ein Constanzer Namens Grutsch, von den französischen Vedetten erschossen worden, dessen Kamerad aber glücklich entkommen sei und Auskunft über die Bewegungen der Franzosen in der Schweiz mitgebracht habe. Ein anderes Mal sendet er Mittheilungen über die Streitigkeiten der österreichischen mit den russischen Generalen, dann wieder tadelt er mit rückhaltslosem Freimuth das wenig erfolgreiche Verfahren, welches der eigentliche Vertrauensmann des Erzherzogs Karl, Hofrath Fasbender bei den Verhandlungen mit den vorderösterreichischen Landschaften über die vorzukehrenden Vertheidigungsanstalten beobachtet hatte. Und bei alledem findet er noch Zeit und Ruhe, eine eingehende Darstellung des Unglücksereignisses bei Zürich vom 25. September zu liefern.

Auch als während der Wintermonate die kriegerischen Unternehmungen zu einem gewissen Stillstande gekommen waren, setzte Wessenberg seine Berichterstattung eifrig fort. Die schwere Erkrankung, von welcher im März 1800 Erzherzog Karl befallen und durch die er ebenso wie durch den Zwiespalt seiner Ansichten mit denjenigen Thuguts veranlaßt wurde, sich von der Armee zu entfernen, brachte hierin keine Aenderung, sondern eher eine Befestigung der bisherigen Stellung Wessenbergs hervor. Denn es sei nothwendig, wurde diesem in einem vom 11. März 1800 datirten Rescripte der kaiserlichen Regierung[2]) gesagt, daß der das Armeecommando einstweilen übernehmende Feldzeugmeister Freiherr von Kray eine vertraute Person um sich habe, welche ihm bei seiner Correspondenz mit dem im Hauptquartiere nicht anwesenden Armeeminister

[1]) Lehrbach an den vorderösterreichischen Regierungsrath Freiherrn von Wessenberg. Stuttgart, 15. Oct. 1799.

[2]) An Kray und an Lehrbach. Kriegsarchiv.

und zur Besorgung der auf die Verpflegung des Heeres bezüglichen, sowie etwaiger anderer Geschäfte zu Diensten sein solle. Als Entlohnung wurden Wessenberg drei Dukaten täglich bewilligt.

Während sich Wessenberg hiefür am 21. März, und zwar noch aus Stockach aufs Wärmste bedankt, finden wir ihn eine Woche später in Kray's Hauptquartier zu Donaueschingen, wo er nun länger als einen Monat hindurch blieb. Nicht früher als in den letzten Tagen des April brachen die Feindseligkeiten ernstlich los. Auf die Nachricht, daß die Franzosen unter Moreau über den Rhein gegangen seien und überall die ihnen entgegenstehenden Streitkräfte zurückgedrängt hätten, faßte Kray den Entschluß, seine Armee in Eilmärschen zwischen Engen und Stockach zusammenzuziehen, um ebensowohl ein ferneres Vordringen des Feindes zu verhüten als die in Stockach befindlichen Magazine zu retten, die von Wessenberg, welcher Kray nach Stockach gefolgt war, „ungeheure" genannt werden. Aber der Erfolg entsprach keineswegs den gehegten Erwartungen, und rasch büßte Kray seinen in so langen Jahren und auf so vielen Schlachtfeldern erworbenen Kriegsruhm vollständig ein. An persönlicher Tapferkeit ließ er es freilich auch jetzt wieder nicht fehlen. Auf kleinem ungarischen Pferde in kurzem Trab beständig in Bewegung, war Kray gewiß allzeit inmitten der drohendsten Gefahr, aber seine Anordnungen zeigten, daß er sich auf die oberste Heeresleitung durchaus nicht verstand. Wessenberg nennt ihn in einem späteren Aufsatze einen Mann, der zwar in Italien Lorbeern gepflückt habe und ein entschlossener, untadelhafter Offizier, der aber mit der höheren Kriegswissenschaft zu wenig vertraut und daher durchaus nicht geeignet sei, einem Gegner wie Moreau die Stirne zu bieten.

Und so verhielt es sich denn auch wirklich. In den Gefechten bei Engen, Stockach, Möskirch, Biberach und Memmingen besiegt, wurde Kray von den Franzosen bis Ulm zurückgetrieben, wo er am 11. Mai eintraf. Von dort berichtet Wessenberg drei Tage später an Thugut, und es gereicht ihm gewiß nur zur Ehre, daß er sich kein Blatt vor den Mund nimmt, sondern der Wahrheit gemäß den unpassenden Verfügungen Kray's das eingetretene Unglück zur Last legt. Bitter tadelt er es, daß Kray die Hauptarmee vom Bodensee und dem Rhein weggezogen und sie dadurch von ihrer eigentlichen Vertheidigungslinie entfernt habe. Auch die Absicht, den Feind bei Engen zu schlagen, statt ihn in der vortheilhaften Stellung

bei Stockach zu erwarten, hält Wessenberg für eine verfehlte, und außerdem klagt er über die zwischen dem Obercommandanten und seinen Generalen herrschende Zwietracht. Am peinlichsten aber wird man durch die Schilderung berührt, welche Wessenberg von dem trostlosen Zustande der Armee entwirft. Seit zwei Wochen habe sie, so schreibt er, keinen Rasttag gehabt. In fünf mörderischen Gefechten sei das Fußvolk auf zwanzigtausend Mann herabgeschmolzen und sehr Viele seien nur aus dem Grunde gefangen worden, weil sie aus Ermattung nicht weiter konnten. Ein Drittheil der Armee befinde sich ohne Schuhe, ohne Zelte, und die Verpflegung der Mannschaft werde durch den Verlust so vieler Magazine außerordentlich erschwert. Man hätte dieselben wenigstens, meint Wessenberg, wie er es so dringend gerathen, vor dem Rückzuge verbrennen sollen; jetzt aber kämen den Franzosen die für ihre Gegner gesammelten Vorräthe trefflich zu Statten. Die österreichischen Soldaten seien, so schließt Wessenberg seinen Bericht, durch das Unglück, von dem die Armee betroffen worden, und durch die argen Mühseligkeiten, welche sie hatten ertragen müssen, muthlos geworden. „Die Hoffnung auf Glück ist mit dem Vertrauen auf den Commandirenden verschwunden."

Die verhältnißmäßige Ruhe, deren die Armee sich durch einige Zeit in ihrer Stellung in und bei Ulm erfreute, die neue Bekleidung, welche den Soldaten zu Theil wurde, und die hinreichende Verpflegung hoben jedoch allmälig wieder den früher so tief gesunkenen Muth. Insbesondere waren es der General Stipsicz, ein altgedienter, tapferer Husarenofficier aus der Schule des Feldmarschalls Lacy, ein Mann von eisernem Fleiße und ausschließlich seiner Pflicht lebend, dann der in seinem Fache nicht weniger tüchtige, allseitig verwendbare Oberverpflegsverwalter Rosner, deren rastlosen Bemühungen man dieses erfreuliche Ergebniß verdankte. Auch Wessenberg glaubte neue Hoffnungen schöpfen zu dürfen, welche er zunächst auf den Umstand gründete, daß Kray sich nun weit mehr als früher nach den Rathschlägen des Feldmarschall-Lieutenants Schmidt richtete, welchen Wessenberg nicht nur für den biedersten, sondern auch den unstreitig talentvollsten Mann im ganzen Hauptquartier erklärt. Ihm allein sei es zu danken, daß die Armee nach dem für sie so unglücklichen Treffen bei Biberach nicht nach Mindelheim und an den Lech geführt worden, sondern in ihre gegenwärtige Stellung bei Ulm geeilt sei, in der sie denn auch ihre Rettung fand.

Indeß ging auch dieser Erfolg, wenn von einem solchen überhaupt gesprochen werden kann, in nicht allzuferner Zeit wieder verloren. Die Zwietracht unter den Generalen machte sich neuerdings und in noch ärgerem Maße geltend als zuvor; Wessenberg erblickt in ihr eine der Haupturſachen der erlittenen Unglücksfälle. Indem die Partei des Feldzeugmeisters Grafen Sztáray, so berichtet er, fortwährend bemüht sei, das Vertrauen in den Commandirenden ganz zu untergraben, entfalle auch dem besten Soldaten allmälig der Muth. Im Generalstab sei man gleichfalls nicht einig und zwischen den Generalen Schmidt und Chasteler herrsche beständige Zwietracht. Während dieser wohl allzu hitzig, sei Schmidt zwar ein Mann von ganz ausgezeichneten Talenten, aber doch vielleicht gar zu phlegmatisch. [1])

Unter solchen Verhältnissen konnte es kaum fehlen, daß, als Moreau um die Mitte des Juni die Offensive wieder ergriff, dieselbe neuerdings für ihn günstige Resultate ergab. Am 20. wurde Sztáray bei einem Versuche, den Feind auf das linke Donauufer zurück zu treiben, empfindlich geschlagen und auch jetzt wieder geriethen ansehnliche Vorräthe in Verlust. Kray zog sich nun mit der Hauptarmee auf Nördlingen und von da auf Ingolstadt zurück. Am 27. ging Moreau über die Donau und schlug die Richtung über München gegen den Inn ein. Kray sah sich hiedurch genöthigt, seine Stellung bei Ingolstadt zu räumen. In zwei Eilmärschen erreichte er die Gegend zwischen der Isar und dem Inn; einen Tag später wäre er von dieser Rückzugslinie wahrscheinlich abgeschnitten worden. Nun aber schien er im Stande, die Innlinie und dadurch die nördliche Grenze Tirols zu decken, etwaigen Unternehmungen des Feindes gegen das Salzburgische aber große Schwierigkeiten zu bereiten.

Zuerst aus Regensburg, dann aus Landshut und schließlich aus verschiedenen baierischen Dörfern, unter denen der Name Hohenlinden bald eine traurige Berühmtheit erlangen sollte, berichtete Wessenberg fortwährend über die Bewegungen der Armee. Die Stärke derselben hält er für hinreichend, um ausgiebigen Widerstand zu leisten, denn fünfzigtausend Mann seien noch immer eine ansehnliche Macht. „Aber," setzt er hinzu, „wenn die Disharmonie in der Armee so fort-

[1]) Wessenbergs Berichte aus Ulm vom 14. und 21. Mai, dann aus Regensburg vom 26. Juni.

dauert, so läßt sich nicht dafür bürgen, daß sich kein Unglück ereigne."

Ein solches wurde wenigstens vor der Hand durch den Waffenstillstand verhütet, welcher am 15. Juli zu Parsdorf auf unbestimmte Zeit zu Stande kam. Daß man ihn dazu benützte, um eine durchgreifende Veränderung in der Leitung der österreichischen Armee vorzunehmen, war wohl nur natürlich, die Art und Weise der Vollziehung dieses an und für sich gewiß gerechtfertigten Entschlusses aber machte das Uebel nur noch ärger. Kray wurde in Ungnade entlassen und das Commando wenigstens für die Zeit, als der Waffenstillstand noch dauerte, von dem ältesten Feldmarschall-Lieutenant Grafen Vincenz Kolowrat geführt.

Es für die Dauer in dessen Händen zu belassen, welche sich binnen Kurzem in wahrhaft erschreckendem Maße als unzulänglich erwiesen, kam glücklicher Weise Niemand ernstlich in den Sinn. Es handelte sich also vor Allem um die Wiederbesetzung des Postens eines Oberbefehlshabers und dieselbe wurde um so dringender, als man durch den erst im Juni geschehenen Abschluß eines Subsidienvertrages mit England sich selbst die Hände gebunden und die Verpflichtung auf sich genommen hatte, ohne dessen Zustimmung keinen Frieden mit Frankreich zu schließen. Leider hielt man hieran auch nach der bei Marengo erlittenen entscheidenden Niederlage und nach der Abkehr Rußlands von dem Bündnisse mit Oesterreich gegen die bessere Einsicht des Erzherzogs Karl und die freimüthigen Rathschläge patriotischer Männer fest. Ging doch sogar, um nur Einen aus ihnen zu nennen, der Staatsminister Graf Franz Heinrich Rotenhan so weit, vom Kaiser ganz offen die Entlassung Thuguts zu verlangen.[1]) Aber wenn man schon davon nichts hören wollte, so hätte man wenigstens dafür sorgen müssen, daß die Führung der Armee unverzüglich einer dieser Aufgabe in jeder Beziehung gewachsenen Persönlichkeit anvertraut werde. Wie es jedoch überall und zu allen Zeiten nur wenige Männer gab, welche die hiezu erforderlichen Eigenschaften wirklich besaßen, so lebte auch damals in Oesterreich wohl nur ein Einziger, dem man sie nicht bloß zutraute, sondern der sie auch schon erprobt hatte, der Erzherzog Karl. Gegen seine Wiederberufung an die Spitze der Armee, welche sowohl im Volke wie im

[1]) Rotenhan an den Kaiser. Wien, 27. Juni 1800. Bei Vivenot. Vertrauliche Briefe Thuguts. II. 227.

Heere mit seltener Uebereinstimmung begehrt wurde, erhob jedoch Thugut [1]) so leidenschaftliche Einsprache, daß der Kaiser, dessen ohnehin leicht erregbares Mißtrauen hiedurch noch mehr aufgestachelt wurde, sich nicht hiezu entschloß. Er griff vielmehr zu einem Auskunftsmittel, welches sich bald als das allerunglücklichste erwies.

Man hatte ihn glauben gemacht, es würde dazu dienen, die in der Armee so tief herabgesunkene kriegerische Stimmung wieder zu beleben, wenn, wie es mit dem Erzherzog Karl der Fall gewesen war, neuerdings ein Mitglied des Kaiserhauses an ihre Spitze gestellt würde. Man dachte dabei zuerst an den Erzherzog Ferdinand von der Estensischen Linie, welcher, obgleich erst neunzehnjährig, doch schon zwei Feldzüge, den einen unter dem Erzherzog Karl und den zweiten unter Kray mitgemacht hatte. Als sich jedoch derselbe dazu nicht bereit finden ließ, wies Thugut auf einen der jüngeren Brüder des Kaisers, den Erzherzog Joseph oder Johann hin, von denen er behauptete, daß trotz ihrer Jugend ihre Berufung zum Obercommando der des Erzherzogs Karl noch bei weitem vorzuziehen sei.[2]) Da aber Joseph sich ebenfalls nicht dazu hergeben wollte und man außerdem glaubte, ihn als Palatin von Ungarn in diesem Lande, wo er die Aufstellung der Insurrection in die Hand nehmen mußte, nicht entbehren zu können, so war es der erst achtzehnjährige Johann, auf welchen schließlich die Wahl fiel. Um aber nicht auch von ihm eine abschlägige Antwort zu erhalten, machte man ihn vorerst mit der Bestimmung, die man ihm zudachte, nicht näher bekannt, sondern beschränkte sich darauf, ihm den Befehl zuzuschicken, sich bereit zu halten zu unverzüglicher Abreise zur Armee.

Selbstverständlich konnte die von ihm so lang schon ersehnte Nachricht von seiner bevorstehenden Versetzung aus dem ebenso einfachen als eintönigen Schloßleben zu Schönbrunn in die lebhaft bewegte Atmosphäre eines Kriegslagers einen Jüngling voll der versprechendsten Anlagen und beseelt von dem innigen Wunsche, so bald als nur möglich im Dienste seines Vaterlandes Tüchtiges zu leisten, nur mit lebhafter Freude erfüllen. Dort werde es ihm, so hoffte der Erzherzog, beschieden sein, unter einem erfahrenen General sich in der Kriegswissenschaft auszubilden. Er sagte es sich ja selbst, daß er in ihr noch gar keine erwähnenswerthen Kenntnisse besitze,

[1]) Thugut an Colloredo. Bei Vivenot. II. 234.

[2]) Voriger Brief.

denn bisher war ihn außer dem gewöhnlichen Exercieren und etwas Feldmeßkunst noch kaum etwas hierauf Bezügliches gelehrt worden. Allerdings ging es ihm nahe, seinen nur um wenig mehr als ein Jahr älteren Bruder Anton und seine drei jüngeren Brüder Rainer, Ludwig und Rudolph, mit denen zusammen er bisher so einig gelebt hatte, zurücklassen zu müssen. Auch die Trennung von dem Leiter seiner Erziehung, dem würdigen Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn von Hager, sowie von einigen der ihm und seinen Brüdern beigegebenen Officiere, wie dem Grafen Mottet und dem Freiherrn von Uracca fiel ihm nicht leicht. Hiezu gesellte sich noch die für einen in so jugendlichem Alter befindlichen Prinzen drückende Sorge um seine Equipirung, denn er besaß nur eine einzige Uniform, die eines Obersten seines Regimentes, und er litt bedenklichen Mangel an Wäsche wie an Kleidern, von denen er insbesondere der letzteren für den wahrscheinlich bevorstehenden Winterfeldzug dringend bedurfte. Da half seine gerade in Schönbrunn anwesende Tante, die Königin Caroline von Neapel freigebig aus und zeitlebens hat ihr der Erzherzog für diesen Beistand in der Noth ein dankbares Andenken bewahrt.

Noch immer wußte Johann nichts von seiner eigentlichen Bestimmung, als er sich am 6. September, und zwar mit dem Kaiser selbst, auf die Reise zur Armee zu begeben hatte. In ebenso einfacher Art, wie es das Hofleben zu Schönbrunn gewesen, wurde diese Fahrt zurückgelegt: zwei Wagen, in dem ersten der Kaiser mit Lehrbach, in dem zweiten der Erzherzog, der Generaladjutant des Kaisers, Graf Lamberti, und ein dem Erzherzog zugetheilter Hauptmann des Ingenieurcorps Namens Soriot, das war alles. Am zweiten Tage wurde das Hauptquartier in Altötting erreicht und nun begannen hier die Berathungen über dasjenige, was jetzt geschehen solle.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Reise des Kaisers zur Armee eigentlich ein Fehler war. Denn schon die erste Ankündigung seines Kommens hatte dort die Meinung erweckt, der Kaiser werde entweder selbst den Oberbefehl übernehmen oder der Ueberbringer des Friedens sein. Aber von dem ersteren Entschlusse war Franz weit entfernt, denn er täuschte sich nicht darüber, daß er die für einen Feldherrn erforderlichen Eigenschaften keineswegs besitze, und außerdem lag die Besorgniß vor einem ungünstigen Ausgange des bevor-

stehenden Feldzuges ziemlich nah. Was aber einen etwaigen Friedensschluß anging, so hegte der Kaiser zwar selbst keine hochgespannten Erwartungen von der Fortsetzung des Krieges, aber er stand doch noch zu sehr unter dem geistigen Einflusse Thuguts und unter dem Drucke der erst vor so kurzer Zeit gegen England eingegangenen Verpflichtung, um ernstlich an die Verwirklichung von Friedensgedanken zu schreiten.

Wie wünschenswerth solches jedoch unter den einmal obwaltenden Umständen gewesen wäre, trat durch die Beschlüsse, welche während der Anwesenheit des Kaisers im Hauptquartier gefaßt wurden, allseitig erkennbar an den Tag. Denn gerade damals traf von französischer Seite die kategorische Erklärung ein, man würde unverzüglich die Feindseligkeiten neuerdings beginnen, wenn nicht die Verlängerung des Waffenstillstandes durch die Räumung der drei Festungen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt erkauft würde. Die Conferenz, in der über das, was nun zu geschehen habe, entschieden werden sollte, bestand eigentlich nur aus drei Personen, dem Kaiser, Lehrbach und dem Feldzeugmeister Lauer, denn der vierte hiebei noch gegenwärtige, der jugendliche Erzherzog wurde weder gefragt noch gehört. Während der Kaiser wenigstens innerlich für den Frieden gestimmt war, vertraten Lauer und Lehrbach, der Letztere mit dem bei ihm gewöhnlichen, die Anderen überschreienden Wortschwall die Meinung, daß man vor Allem die Verlängerung des Waffenstillstandes anstreben und sich zu diesem Ende auch drückende Bedingungen gefallen lassen müsse.

Die Farben, in denen der Erzherzog noch lange Jahre darnach Lehrbachs Charakterbild ausmalt, sind wohl recht düster zu nennen. Er habe sich, sagt er von ihm, weder in den Ländern, in die er geschickt worden, noch bei der Armee irgend welche Sympathien zu erwerben gewußt. Bei der letzteren mißachtete man ihn wegen des Umstandes, daß er bei so mancher Gelegenheit einen bedenklichen Mangel an Muth zeigte und weil man in ihm einen vom Wiener Ministerium ausgesendeten Späher erblicken zu sollen glaubte. Ueberall aber war er wegen seines schwarzgalligen Temperamentes verhaßt, dessen Gepräge er, wie der Erzherzog sich ausdrückt, „in seiner Gesichtsfarbe trug." Kriechend gegen oben und brutal gegen unten, verstand er es, sein langes Alleinsein mit dem Kaiser während der Reise nach dem Hauptquartier ausgiebig zu benutzen, um sich noch mehr in sein Vertrauen einzuschmeicheln. Erfüllt von den ehrgeizigsten

Gedanken für sein eigenes noch glänzenderes Emporkommen, trachtete er Alles zu beseitigen, was ihm hiebei nur irgendwie im Wege zu stehen schien. Darum gehörte er zu den giftigsten Verleumdern des Erzherzogs Karl, den er dem Kaiser als einen zweiten Philipp Egalité zu schildern sich unterfing, und er ging sogar eifrig daran, die Stellung Thuguts ebenso heimlich als emsig zu unterwühlen. Denn sich selbst auf dessen Posten emporzuschwingen, darauf war ja eigentlich sein ganzes Sinnen und Streben gerichtet.

Trotz des Einflusses, den er auf den Kaiser gewonnen hatte, wäre doch vielleicht Lehrbach mit seiner Ansicht nicht durchgedrungen, wenn sie nicht auch von militärischer Seite nachdrücklich unterstützt worden wäre. Lauer sei der Meinung gewesen, schrieb der Kaiser am Tage nach der Berathung an seinen Cabinetsminister, den Grafen Colloredo [1]), eher alle Reichsfestungen hinzuopfern, als den Waffenstillstand nicht verlängern zu lassen. „Was konnte ich," fährt er fort, „unter diesen Umständen thun? Sollte ich es auf mich allein nehmen zu brechen? Sie können sich meine Lage vorstellen." Es wurde also beschlossen, Lehrbach und Lauer zu den erforderlichen Verhandlungen in das französische Hauptquartier zu senden. In die Räumung der Festungen wurde gewilligt und auf diese Bedingung hin kam in Hohenlinden die Vereinbarung zu Stande, durch welche der Waffenstillstand auf fünfundvierzig Tage verlängert wurde. Bevor der Kaiser, nachdem dieß geschehen war, die Armee verließ, traf er die erforderliche Anordnung über die künftige Führung des Oberbefehls. Dem Namen nach wurde sie in die Hände des Erzherzogs Johann gelegt, derselbe aber gleichzeitig angewiesen, sich in Allem nach den Rathschlägen des ihm beigegebenen Feldzeugmeisters Lauer zu richten und seinen „Anhandgebungen" zu folgen. Keinerlei Befehle durfte er ohne Lauers vorhergegangene Zustimmung erlassen, daher wurde er auch aller Verantwortlichkeit für dieselben und ihre etwaigen Folgen vollständig enthoben.[2])

---

[1]) Der Kaiser an Colloredo. Bei Vivenot. II. 277—281. Der Erzherzog sagt zwar, Lauer habe für die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten gestimmt, allein diese erst nach mehr als fünfzig Jahren niedergeschriebene Angabe hält wohl vor der in dem gleichzeitigen Briefe des Kaisers enthaltenen Behauptung desselben nicht Stich.

[2]) Der Kaiser an den Erzherzog Johann. Bei Vivenot. II. 262.

Es kann nicht gesagt werden, daß der Erzherzog durch die Bevormundung, der er in solcher Weise unterstellt wurde, sich gerade bedrückt fühlte. In seiner jugendlichen Bescheidenheit, in der er von tiefeingewurzeltem Mißtrauen gegen sein eigenes Wissen und Können erfüllt war, mochte er hierin noch eher eine gewisse Erleichterung erblicken, wie denn seine Berufung aus der „Kinderstube", wie er sich ausdrückt, an die Spitze eines Heeres von keiner Seite schärferen Tadel erfährt als von ihm selbst. Und nicht ohne allen Anklang an die Kinderstube ist ohne Zweifel die Freude, welche der Erzherzog über die Erlaubniß empfand, sich von nun an statt der Uniform eines Obersten, die er bisher trug, der eines Feldzeugmeisters bedienen zu dürfen.[1]) Ja es wäre ihm wohl überhaupt weniger schwer gefallen, sich in seine neue Stellung zu finden, wenn er sich in derselben nicht gar so vereinsamt gefühlt hätte. Denn er empfand nicht nur schmerzlich das Getrenntsein von seiner früheren vertrauten Umgebung, von seinen jüngeren Brüdern wie von den älteren Freunden; er vermochte sich auch nur schwer in diejenige zu finden, auf welche er nunmehr angewiesen war.

Hiebei kam denn natürlich in erster Linie Lauer in Betracht. Von Jugend auf im Ingenieurcorps dienend, hatte er sich in diesem Zweige des militärischen Wirkens große Kenntnisse und viele Erfahrungen erworben. Allmälig bis zum Range eines Feldzeugmeisters vorgerückt, war er nach dem Tode des Feldmarschalls Grafen Pellegrini an die Spitze des Ingenieurcorps getreten. Schon im Türkenkriege hatte er sich durch persönlichen Muth hervorgethan und das Theresienkreuz erworben. Dennoch war er unentschlossen in den Augenblicken, in denen es sich um wichtige Entscheidungen handelte, und daß er der Führung großer Truppenmassen durchaus nicht gewachsen war, hatte sich schon vor vier Jahren gezeigt, als wesentlich durch sein Verschulden Wurmsers Niederlage bei Bassano herbeigeführt worden war. Dazu kam noch, daß er, an und für sich rauh und hochfahrend, gegen Officiere und Soldaten aufbrausend und derb war, wodurch er sich ungemein verhaßt machte. Die Abneigung gegen ihn wurde noch durch seinen Eigendünkel gesteigert, der ihn verleitete, sich schon im Voraus als den Ueberwinder der Franzosen zu betrachten. Der Marschallstab und das Großkreuz des Theresienordens waren die Ziele seines Ehrgeizes.

[1]) Johann an Johannes Müller. 17. Sept. 1800. Briefe. S. 36.

Nichts ist begreiflicher, als daß zu einem so wenig einnehmenden Manne wie Lauer ein schüchterner Jüngling wie der Erzherzog sich kein Herz fassen konnte. Auch die, welche außer Lauer seine nächste Umgebung bildeten, seine Flügeladjutanten, die Grafen Bubna und Caramelli konnten ihm seine in Wien zurückgebliebenen Freunde Mottet und Uracca nicht ersetzen. Bubna war allerdings ein hochbegabter Mensch, voll scharfen, durchdringenden Verstandes, klug und schlau, dabei ein ausgezeichneter Soldat, ein glänzender Reiterofficier, tapfer und entschlossen, den richtigen Augenblick zum Handeln instinctmäßig errathend und ihn rückhaltlos ausbeutend, fest und beharrlich. Aber bei seinem Mangel an allgemeiner Bildung und der Trägheit seines Wesens, der er für gewöhnlich allzusehr sich hingab, war Bubna nicht der Mann, der dem Erzherzog viel geistige Anregung darbot, und noch weniger vermochte dieß Caramelli, ein ziemlich beschränkter Alltagsmensch zu thun.

Ein Mann befand sich übrigens im Hauptquartier, der die übrigen militärischen Mitglieder desselben geistig ziemlich weit überragte; es war dieß der Chef des Generalstabes, Oberst Franz von Weyrother. Auch er war persönlich ungemein tapfer und dabei ebenso gebildet wie talentvoll, insbesondere mit der Feder äußerst gewandt. Aber er war auch in hohem Grade excentrisch und übertrug diese Eigenschaft auch auf die Art seiner Dienstleistung. Wäre er unter einem fähigen, energischen Führer äußerst brauchbar gewesen, so wurde er jetzt, sich selbst überlassen, dadurch, daß er der Originalität nachjagte, die Kräfte der Menschen, die verfügbare Zeit und die zu Gebote stehenden Mittel nicht berechnete, statt das Einfache zu wählen, verwickelte Operationen vorschlug, höchst gefährdend für die Führung des Krieges und des Heeres. Dieß hatte sich schon in Italien gezeigt, wo er, Alvintzy beigegeben, dessen Operationen leitete, welche mit dem Treffen bei Rivoli so unglücklich endigten. Und in nicht allzuferner Zeit sollte sich dieß in noch weit unheilbringenderem Maße erproben.

Rechnet man noch hinzu, wie wenig der Erzherzog sich trotz all der äußeren Ehrfurcht, die man ihm zollte, darüber zu täuschen vermochte, um wie viel lieber wenigstens die große Mehrzahl der Generale und sämmtliche Truppen seinen um elf Jahre älteren, bereits kriegserfahrenen und als so tüchtig bewährten Bruder Karl an ihrer Spitze gesehen hätten als ihn, wie sehr es ihn drückte, daß

er nach Außen hin überall als der Oberfeldherr hingestellt und seine thatsächliche Unterordnung unter Lauer wie ein Geheimniß gehütet wurde, so wird man leicht einsehen, wie wenig behaglich Johann in seiner neuen Stellung sich fühlte. In wirklich herzbewegenden Worten gibt er dieser Empfindung in einer seiner viel späteren Aufzeichnungen schmerzlichen Ausdruck. „Hätte ich damals," so lauten sie, „nur einen einzigen gebildeten, erfahrenen Officier um mich gehabt, was würde ich gelernt haben! Aber Niemand nahm sich meiner an, ich war vollkommen verlassen."

Für den Augenblick wenigstens wurde die Lage des Erzherzogs dadurch etwas erträglicher, daß die Zeit des Waffenstillstandes dazu benützt wurde, mit gewissenhafter Vermeidung jeglicher Feindseligkeit dessen Bedingungen in Ausführung zu bringen. Die an die Franzosen abgetretenen Festungen wurden ihnen übergeben, das als neutral erklärte Land zwischen dem Inn und der Isar aber von den beiderseitigen Truppen geräumt, indem an der Ostseite dieses Landstriches die Oesterreicher, an dessen Westseite aber die Franzosen ihre Aufstellung nahmen.

Von Lauer hiezu angeregt, benützte Johann diese Zeit zu einer siebzehntägigen Rundreise durch Nord- und Mitteltirol, um die dort aufgestellten Streitkräfte, fast ein Drittheil der Armee, zu sehen und sich ihnen zu zeigen, dann aber auch um mit dem Lande selbst, an dessen Vertheidigung und Erhaltung Oesterreich so viel gelegen war, in nähere Berührung zu treten. Für sein ganzes späteres Leben waren die Eindrücke bestimmend, welche der jugendliche Prinz damals in sich aufnahm. Nur innigste Liebe kann man das Gefühl nennen, mit welchem er sich für Tirol durchdrang, eine Liebe, die er diesem Lande bis an den Ausgang seines Lebens in unverändertem Maße bewies und welche ebenso von Seite Tirols durch dessen treue Anhänglichkeit an ihn eine gleich warme Erwiederung fand.

Neuerdings im Hauptquartier eingetroffen, das in der Zwischenzeit bis nach Wels zurückverlegt worden war, unternahm der Erzherzog, sowie früher nach Tirol, während der letzten Octobertage einen Ausflug in das oberösterreichische Salzkammergut; Hallstadt, Ischl und Gmunden wurden von ihm besucht. Von letzterer Stadt aus erstieg er bis zu einer gewissen Höhe den Traunstein, und, blutjung wie er war, bezeichnete er es dem Kaiser als ein bemerkenswerthes Erlebniß, daß er bei diesem Anlasse zum ersten Male Gemsen zu

Gesicht bekam, deren zwei er erlegte.[1]) Von größerer Wichtigkeit als dieses doch an und für sich nur recht unbedeutende Ereigniß mochte es ihm wenigstens in späterer Zeit erscheinen, daß er damals auch die persönliche Bekanntschaft Wessenbergs machte. „Diese hat sich," sagt er hierüber, „in unseren älteren Jahren zu herzlicher Freundschaft gestaltet und wurde durch die schwierigsten Ereignisse nur noch fester geknüpft."

[1]) Johann an den Kaiser. Ohne Datum. Anfangs November.

III.

Die Schlacht bei Hohenlinden.

Je friedlicher es zur Zeit des Waffenstillstandes im österreichischen Hauptquartier aussah, um so stürmischer ging es am Wiener Hoflager zu. Der allzeit kriegerisch gesinnte Thugut beantwortete die Nachricht von der Erneuerung des Waffenstillstandes mit seinem Entlassungsgesuche. Widerstrebenden Herzens gewährte der Kaiser diese Bitte, Graf Lehrbach erhielt den erledigten Posten und sah sich nun am Ziele seines sehnsuchtsvollen Trachtens, allein sein Triumph war nur von kürzester Dauer. Schon am folgenden Tage wurde ihm angekündigt, er habe an dem Grafen Ludwig Cobenzl einen Nachfolger erhalten. Dieser wurde jedoch nach Frankreich gesendet, um dort mit der Regierung des ersten Consuls erneuerte, leider von österreichischer Seite nicht sehr ernstgemeinte Friedensverhandlungen zu pflegen. Für die wahrscheinlich nicht allzu kurze Dauer seiner Abwesenheit von Wien trat Thugut wieder in seine frühere Function und damit war der Sieg der Kriegspartei und die Frage der Fortsetzung des Kampfes so gut als entschieden.

In der Voraussicht dieses Ausganges war die Waffenruhe nicht nur auf französischer, sondern auch auf österreichischer Seite mit Erfolg dazu benützt worden, die Armee ansehnlich zu verstärken und sie reichlicher als bisher auszurüsten zur Fortführung des Krieges. Aber freilich wurde die erstere Bestrebung durch die schmähliche Fahnenflucht so mancher deutscher Fürsten manchmal in recht empfindlicher Weise vereitelt. So mag wenigstens als Symptom des bei ihnen eingerissenen Kleinmuthes hier erwähnt werden, daß sogar ein habsburg-lothringischer Prinz, der Hoch- und Deutschmeister Kurfürst Maximilian von Cöln sein Contingent für Mergentheim, und der

in Oesterreich so reich begüterte Fürst Schwarzenberg das seine für die ihm gehörenden Besitzungen in Franken nach Hause zurückriefen.[1])

Es wird wohl gleichfalls dem Einflusse Thuguts zuzuschreiben sein, daß Lauer, der zu dessen unbedingtesten Anhängern gehörte, für den leicht vorherzusehenden Fall der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten einen Operationsplan vorlegte, welchem statt einer Beschränkung auf die Vertheidigung Tirols und Oberösterreichs ein offensives Vorgehen gegen den Feind, ja wo möglich dessen Vertreibung aus Baiern zu Grunde lag.[2]) In seiner militärischen Naivetät, wenn man so sagen darf, meldete der junge Erzherzog, nachdem ihm am 13. November die französische Aufkündigung des Waffenstillstandes zugekommen war, seinem kaiserlichen Bruder, daß er am Tage des Ablaufes der Waffenruhe, somit am 28. mit seinen verfügbaren Streitkräften, deren Anzahl er auf 66.000 Mann veranschlagte, den Feind angreifen, sollte er aber nicht auf ihn stoßen, bei Landshut die Isar passiren werde. Würden die Franzosen jedoch gegen Wasserburg vorgerückt sein, so werde er ihnen in den Rücken fallen, sie mit der Abschneidung ihrer Communicationen bedrohen und sie hiedurch zwingen, in die Gegend zwischen Landsberg und Füßen zurückzugehen; dort müßten sie entweder mit den Oesterreichern zugleich den Lech überschreiten oder sich mit ihnen auf einem für sie sehr ungünstigen Terrain schlagen. So voll Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang der bevorstehenden Operationen war der Erzherzog, daß er den Kaiser bat, ihm eine Anzahl von Theresienkreuzen und Verdienstmedaillen zur Verfügung zu stellen, um sie gleich auf dem Schlachtfelde an die Bravsten vertheilen zu können.[3])

Bis zum 22. November blieb das Hauptquartier in Wels, am folgenden Tage aber begab es sich, und Wessenberg mit ihm, zu den an der Innlinie aufgestellten Truppen. Als aber der 28., der Tag der Eröffnung der Feindseligkeiten anbrach, hatten eintretendes Thauwetter und anhaltender Regen die Bewegungen der Truppen so sehr erschwert und verzögert, daß am Abende zuvor nur ihre Vorhut, und auch diese aufs Aeußerste abgemattet, bis auf die Haut durchnäßt, im Moraste watend, an Ort und Stelle eingetroffen war. Man mußte sich also dazu entschließen, die in der Richtung gegen

[1]) Wessenberg. Wels, 21. November 1800.
[2]) Johann an den Kaiser. 19. October.
[3]) Johann an den Kaiser. 20. November.

Landshut geplante Unternehmung aufzugeben. Statt aber, wie Erzherzog Karl so dringend gerathen hatte, sich auf die Vertheidigung von Tirol, Salzburg und Oberösterreich zu beschränken und sich zu diesem Ende des Inn als einer starken Schutzwehr zu bedienen, hielt man an dem Gedanken fest, offensiv vorzugehen. Man überschritt den Inn und verlegte hiedurch den Kampfplatz auf ein den Oesterreichern nicht günstiges Gebiet. Denn während ihre Stärke in der Ueberlegenheit ihres Fußvolkes bei dem Kampfe in geschlossenen Reihen, insbesondere aber in der ihrer Reiterei bestand, entwickelten die Franzosen in zerstreuter Fechtart, in durchschnittenem und bewachsenem Terrain eine Gewandtheit, in der sie ihre Gegner bei weitem übertrafen.

Verharrte man trotz alledem auf österreichischer Seite bei der Offensive, so mußte man darnach trachten, auf der kürzesten Linie so rasch als möglich vorwärts zu kommen und das waldige Gebiet, das man zu passiren hatte, um an den Feind zu gelangen, mit größter Beschleunigung durchschreiten. Raschheit der Bewegungen war also die unerläßliche Vorbedingung ihres Gelingens. Hiezu bedurfte man aber nicht nur gut eingeübter, sondern auch ausgeruhter und wohlgenährter Truppen, während die Hälfte der Mannschaft aus ganz jungen, neu eingestellten, daher weder einexercirten noch zur Ertragung von Kriegsbeschwerden abgehärteten, mangelhaft verpflegten, schlecht bekleideten und beschuhten Leuten bestand, welche noch überdieß unter der Unbill des Wetters aufs Aeußerste litten. Statt des beabsichtigten Vormarsches mußten somit die hiefür bestimmten Tage dazu benützt werden, die Truppen bei Neumarkt zu sammeln und ihnen dort eine kurze Ruhe zu gönnen. In so beklagenswerthem Zustande befanden sie sich daselbst, daß ein etwaiger Anprall des Feindes leicht die völlige Auflösung der Armee hätte herbeiführen können.

Nur mit einer argen Verspätung, welche alle gehofften Erfolge gar sehr in Frage stellte, traf die österreichische Armee am 30. November in Ampfing ein, wo sich auch Wessenberg, nachdem er einige Tage hindurch in Folge eines Sturzes mit dem Wagen vom Hauptquartier getrennt gewesen war, wieder zu demselben gesellte. [1]) Am folgenden Tage, den 1. December, wurde der Feind in einem für ihn ungünstig

[1]) Wessenberg. Ampfing, 30. November.

ausgehenden mörderischen Gefechte nach Haag zurückgetrieben, das er alsbald freiwillig wieder verließ, um sich bis auf eine Stunde vor Hohenlinden zurückzuziehen. Das österreichische Hauptquartier wurde nach Haag verlegt und am 2. Dezember schrieb Wessenberg von dort, daß am nächsten Tage der Angriff auf den Feind vor sich gehen solle. „Des Erzherzogs königliche Hoheit," fügt er hinzu, „befinden sich aller Strapazen ungeachtet in höchstem Wohlsein und zeigen überall einen Starkmuth und eine Beharrlichkeit, die nur Helden eigen ist." [1])

Der grelle Gegensatz dieser Worte zu den Ereignissen des folgenden Tages kann nur einen tief betrübenden Eindruck hervorbringen. Wenn man jedoch von den Uebertreibungen absieht, welche so hochgestellten Personen gegenüber leider gewöhnlich unterlaufen, so wird man aus Wessensbergs Worten doch wohl den Schluß ziehen dürfen, daß der Erzherzog nicht kleinmüthig war, sondern tapferen Sinnes den Ereignissen des kommenden Tages entgegenging. Aber freilich wissen wir jetzt, daß man auf feindlicher Seite noch viel siegesgewisser und zuversichtlich genug war, schon am Vorabende der Schlacht den für die Franzosen wahrhaft glänzenden Ausgang derselben mit Bestimmtheit vorher zu verkünden.

Nachdem es nicht, wie man im österreichischen Hauptquartier einen Augenblick geglaubt hatte, bei Haag zu erneuertem Kampfe gekommen war, erwartete man einen solchen auch nicht für den folgenden Tag, sondern entwarf die Dispositionen zu fernerem Vormarsche in der Art, daß das zwei Posten von Haag entfernte Anzing erreicht werden sollte. Man ging von der Meinung aus, höchstens auf die feindliche Nachhut zu stoßen, daher wurden die Commandanten der Truppen angewiesen, den Marsch zu beschleunigen, ihre Kanonen aber, die Packwagen und alle hemmenden Gegenstände entweder bis auf Weiteres zurückzulassen oder sie auf der Hauptstraße nach München der Armee nachzuführen.

Um fünf Uhr Morgens brachen die drei Colonnen, welche im Lager bei Haag versammelt gewesen waren und die, mit einer vierten, auf dem äußersten rechten Flügel befindlichen, endlich der Nachhut etwa 55.000 Mann zählten, gegen den Feind auf. Als sie ihren Marsch begannen, trat plötzlich heftiges Schneegestöber ein, das insbesondere

[1]) Wessenberg, Haag, 2. Dezember, Abends 6 Uhr.

den beiden Seitencolonnen, welche die schlechteren Wege hatten einschlagen müssen, das Vorrücken ungemein erschwerte. Feldmarschall-Lieutenant Graf Kolowrat hingegen, der die mittlere Colonne commandirte und bei dem sich auch der Erzherzog und Lauer befanden, erreichte, weil ihm die viel bessere Heerstraße zur Verfügung stand, drei Stunden vor den zwei anderen den ihnen gemeinsam bezeichneten Zielpunkt. Kaum war dieß geschehen, so entspann sich auch schon der Kampf, der hier stundenlang unentschieden fortwährte und sich, nachdem endlich auch die anderen Colonnen an den Feind gekommen waren, auf ihre Linien gleichfalls erstreckte. Nach langem Ringen gelang es dem Feinde, die schon stark zusammengeschmolzene Colonne Kolowrat durch den Wald zu umgehen, in ihrem Rücken gegen die Straße vorzubrechen und sich zwischen sie und den ihr nachgefolgten ungeheuren Troß einzudrängen, der hinter ihr die Straße einnahm und sie versperrte. Mit gewohnter Unerschrockenheit warf sich Weyrother auf den bedrohtesten Punkt, aber eine der ersten feindlichen Kugeln tödtete sein Pferd und verwundete ihn selbst. Dadurch aber wurde die Thätigkeit des einzigen Mannes gelähmt, der vielleicht die erforderlichen Eigenschaften besessen hätte, der immer schrecklicher zunehmenden Verwirrung noch zu steuern.

Bei dem Ueberreste der Colonne Kolowrat nahm sie in wahrhaft fürchterlichem Maße überhand. Von allen Seiten umzingelt, von der Fronte, der Flanke und im Rücken angegriffen, wurde sie vollkommen aufgerieben, ja im wahren Sinne des Wortes vernichtet. Nur die beiden Reiterregimenter, welche unter Befehl des Feldmarschall-Lieutenants Fürsten Johann Liechtenstein standen, machten hievon eine Ausnahme. Auch die den linken Flügel bildende Colonne, welche der Feldmarschall-Lieutenant Graf Riesch befehligte, hatte furchtbar gelitten, aber sie vermochte sich doch geordnet zurückzuziehen. Ein Gleiches that die Colonne unter Baillet, die jedoch leider mit Ausnahme einiger Detaschirungen gar nichts geleistet hatte. Einer so betrübenden Erscheinung gegenüber bietet die Haltung des Feldmarschall-Lieutenants Fürsten Karl Schwarzenberg einigen Trost. Mit verdoppeltem Geschützfeuer beantwortete er die Aufforderung der Franzosen, sich zu ergeben, und er setzte dann, ohne eine Kanone zu verlieren, die ganze Nacht hindurch seinen Rückzug fort.

Der Erzherzog, welcher sich, mit seiner wenig zahlreichen Begleitung über einen gefrornen Sumpf hinwegreitend, nur mühsam

zu retten vermocht hatte, brachte in dem kleinen, zwischen Haag und Mühldorf gelegenen Dörfchen Haun die Nacht zu. Hier befand sich gleichzeitig auch Wessenberg, und noch um zehn Uhr berichtet er in fliegender Eile den unglücklichen Ausgang der Schlacht nach Wien. Nichts trachtet er zu beschönigen, nichts zu verschweigen. „Der Verlust der Armee," so lauten seine Worte, „ist äußerst beträchtlich; er wird von Allen auf 10.000 Mann und dreißig Kanonen geschätzt. Kann morgen dieses Unglück nicht gut gemacht werden, so muß die Armee hinter den Inn zurück."

Erst am nächsten Tage war Wessenberg im Stande, über die Ereignisse des Schlachttages etwas ausführlicher zu berichten. Die Zahl der eingebüßten Kanonen veranschlagt er nun auf sechzig, und er verbreitet sich vorzüglich über die furchtbaren Verluste einzelner Truppenkörper. Ueber den Erzherzog sagt er, die ihn vollständig überraschende Nachricht von der Zersprengung des Centrums seiner Armee sei ihm ganz unglaublich erschienen. Schon war der siegreiche Feind bis auf hundert Schritte an ihn herangekommen, da blieb ihm nichts übrig, als mit seinem kleinen Gefolge so rasch als möglich nach Haag zurückzureiten, wo, wie Wessenberg sich ausdrückt, der treffliche General Liechtenstein Alles aufopferte, um wenigstens die Ebene zwischen dem Walde und dem Orte bis nach vollzogenem Rückzuge der Armee zu behaupten.[1])

Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser eilige Fluchtritt des Erzherzogs mit dem Epitheton eines Helden, welches ihm noch Tags zuvor Wessenberg beilegte, gar seltsam contrastirt. Aber erinnert er nicht doch auch wieder an jenen ähnlichen, so vielfach besprochenen Ritt König Friedrichs vom Mollwitzer Schlachtfelde hinweg, und kann irgend Jemand es leugnen, daß der Preußenkönig sich später als ein Held im wahrsten und glänzendsten Sinne dieses Wortes erwies? Freilich gab es im österreichischen Hauptquartier keinen Schwerin, der das einmal geschehene Unglück, wie Wessenberg einen Augenblick gehofft zu haben scheint, wieder gut zu machen gewußt hätte. Man entsagte vielmehr Angesichts der ungeheuren Verluste, die man erlitten, jedem Gedanken auf Fortführung der Offensivoperationen und beschränkte sich auf den Vorsatz, die Innlinie zu behaupten und dadurch Tirol und

[1]) Wessenberg, Mühldorf, 4. Dez. 1800. 10 Uhr Vormittags.

Oberösterreich vor einem Einbruche des Feindes zu bewahren. Aber auch diesen Plan vermochte man nicht mehr durchzuführen. Nachdem die sich langsam aber stetig zurückziehende Armee über den Inn gegangen war und Stellungen eingenommen hatte, von denen man sich schmeichelte, von ihnen aus diese Flußlinie behaupten zu können, lief in Trostberg, wo sich damals das Hauptquartier befand, von dem Herzog von Enghien, der das kleine bei der Armee befindliche Emigrantencorps befehligte, die betrübende Meldung ein, der Feind habe am Morgen des 9. December bei Neubeuern oberhalb Rosenheims den Inn überschritten. Einen Augenblick hoffte man, es werde noch gelingen, die Franzosen wieder über den Fluß zurückzutreiben,[1]) aber man sieht doch nicht, daß irgend eine ernstliche Anstrengung zur Erreichung dieses Zweckes gemacht worden wäre. Der Rückzug dauerte fort und am 12. December befand sich Wessenberg mit dem Hauptquartier in Salzburg.

Es wäre ungerecht gewesen, wenn man das Corps der französischen Emigranten dafür hätte verantwortlich machen wollen, daß es den Uebergang der Franzosen über den Inn nicht zu verhindern vermochte. Dazu war es viel zu wenig zahlreich und die Linie, die es vertheidigen sollte, bei weitem zu lang, so daß seine fern von einander aufgestellten Posten nicht widerstandskräftig genug waren, den Inn zu behaupten. Aber nicht erst in jenen Tagen machte es sich recht peinlich bemerkbar, daß die Anwesenheit der Emigranten beim Heere demselben weit mehr zur Last fiel als sie ihm zum Nutzen gereichte. Schon fast zwei Monate früher hatte sich Johann beim Kaiser persönlich über sie, über ihren Hang zum Wohlleben und über die Bedrückungen beklagt, durch die sie den Haß der Bewohner jener Landstriche auf sich zogen, in denen sie sich eben befanden. „Ich fürchte," schreibt der Erzherzog, „daß sie, wo immer sie hinkommen, gar übel werden empfangen werden." [2])

Konnte man nun auch das Emigrantencorps wegen der Zulassung des feindlichen Ueberganges über den Inn gerechter Weise nicht verdammen, so brach man doch endlich im Hauptquartier in Folge dieses Ereignisses völlig den Stab über dasselbe. Denn durch ihr großsprecherisches Wesen, das mit dem wirklichen Werthe ihrer

[1]) Wessenbergs Bericht. Trostberg, 9. Dez. Nachts 1 Uhr.

[2]) Erzherzog Johann an den Kaiser. Wald, 14. Oct. Eigenh.

Leistungen in grellem Widerspruche stand, durch ihre übertriebenen Anforderungen für sich selbst und für den Troß, den sie mit sich schleppten, hatten die Emigranten sich der Armee ganz unleidlich gemacht. So schmerzlich man nun auch jede, selbst die kleinste Verringerung des ohnehin schon so arg zusammengeschmolzenen Heeres empfand, so schien es schließlich doch vortheilhafter zu sein, sich ihrer ganz zu entledigen, als sie noch länger bei der Armee zu belassen. Man sandte daher ihr Corps bis nach Rottenmann in Steiermark zurück.[1])

In Salzburg wohnte der Erzherzog in der Residenz des Erzbischofs Hieronymus Colloredo, der bei der Annäherung des Feindes die Hauptstadt seines kleinen Ländchens verlassen hatte. Es zeugt für die Aufmerksamkeit, welche Johann inmitten des ärgsten Kriegsgetümmels doch auch den öffentlichen Zuständen der Landstriche zuwendet, in denen er sich eben befindet, wenn er Colloredo's Regierung eine äußerst geordnete und sparsame nennt. Trefflich sei, so sagt er, die Verwaltung in allen ihren Zweigen, insbesondere in Bezug auf die Anstalten zur Erziehung der Jugend und zur Armeeversorgung. Tüchtige Männer befänden sich in allen Stellen, die Seele des Ganzen aber sei der Erzbischof selbst. In blühendem Zustande befinde sich das Land, Zufriedenheit und Wohlhabenheit herrsche unter Bürgern und Bauern. Nur zwei Vorwürfe gegen die Regierung des Erzbischofs bekomme man hie und da zu hören. Der erste richte sich gegen seine allzugroße Kargheit und der zweite, eigenthümlich genug für einen Fürsten der Kirche, wider die drakonische Strenge, mit der man gegen Jagdfrevler verfahre.

Aber ganz andere Sorgen, insbesondere die um seine ihm am nächsten liegenden Aufgaben waren es doch eigentlich, welche den Sinn des jungen Erzherzogs erfüllten. Er hatte gehofft, die Stellung in und um Salzburg dem Feinde gegenüber behaupten und dadurch nicht allein den so übel mitgenommenen Truppen die ihnen so dringend nothwendige Ruhe verschaffen, sondern auch das österreichische Gebiet vor einer Besetzung durch den Feind bewahren zu können. Allein auch diese Erwartung wurde gar bald wieder vereitelt. Diesmal war es Lecourbe, einer der ausgezeichnetsten französischen Generale, welcher, übermüthig gemacht durch die glänzen-

[1]) Wessenberg. Salzburg, 12. Dez. 1800.

den Erfolge, zu deren Erringung auch er nicht wenig beigetragen hatte, hingerissen von kriegerischem Feuer und, wie der Erzherzog geheimnißvoll bemerkt, auch noch durch persönliche Absichten zu dem lebhaften Wunsche verlockt, sich als der Erste Salzburgs bemächtigen zu können, welcher schon am Spätabende des 13. December den Uebergang über die Saale erzwang und sich, durch die einbrechende Nacht begünstigt, am rechten Ufer dieses Flusses festzusetzen bemüht war. Am frühesten Morgen des nächsten Tages warf er sich auf den ihm entgegenstehenden linken Flügel der Oesterreicher, der ihm jedoch mit Nachdruck und Ausdauer widerstand.

Kaum hörte der Erzherzog von dem begonnenen Kampfe, als er schon mit Lauer und Weyrother hinausritt, die nach Reichenhall führende Straße entlang, über das weit sich hindehnende sagenreiche Walserfeld hinweg bis zu dem Punkte, wo es von den sich daselbst erhebenden bewaldeten Anhöhen begrenzt wird. Stundenlang standen die wenigen Reiter hier, Lauer in schweigender Unentschlossenheit, Weyrother in unruhiger Bewegung hin und her reitend, keiner aber irgendwie durch Ertheilung von Befehlen eingreifend in den Kampf. Da kam — es war um die Mittagszeit — ein blutjunger Husarengeneral mit verhängtem Zügel über das moorige Blachfeld herangesprengt. Erzherzog Ferdinand von Oesterreich-Este war es, der den Feldzug als Cavallerie-Brigadier mitmachte, als solcher bei Hohenlinden gekämpft hatte und daselbst auf dem äußersten Flügel in arge persönliche Bedrängniß gerathen war. Um ein Jahr älter als Johann und etwas erfahrener, daher auch zuversichtlicher als er in militärischen Dingen, ließ er sich in sehr derben Worten über die Art der Heeresleitung aus, von der er behauptete, daß sie nur zum Ruin der Monarchie führen könne. Ruhig hörte Johann ihn an, denn er fühlte, er habe, wenn auch vielleicht nicht gerade in der Form, so doch gewiß in der Sache vollkommen Recht. Johann erwiederte nur, daß er in der ihm angewiesenen Stellung nichts thun könne, und wies ihn an den nebenstehenden Lauer als an den, der mit der Führung der Armee betraut sei. Lauer wurde hitzig, konnte aber nichts zu seiner Rechtfertigung vorbringen, und hatte überhaupt so ganz den Kopf verloren, daß er schließlich, und zwar zum ersten Male während des ganzen Feldzuges seinen jugendlichen Begleiter, den Erzherzog Johann, um Rath fragte, was denn noch zu thun sei. Endlich ritten sie Alle unverrichteter Dinge nach Salzburg zurück,

und da die Franzosen auch schon an zwei Stellen über die Salzach gegangen waren und die dort befindliche Vorhut nach tapferem Widerstande bis Bergheim zurückgedrückt hatten, so wurde die Besorgniß rege, der Feind könnte noch vor der österreichischen Armee bei Neumarkt die nach Linz und Wien führende Straße erreichen. Dadurch aber wäre das österreichische Heer seiner besten, ja sogar, wenn man die schwer zu benützende Straße durch das Gebirg ausnimmt, seiner einzigen Rückzugslinie beraubt und die Hauptstadt Wien dem Feinde schutzlos preisgegeben worden. Es blieb daher nichts übrig, als auch Salzburg zu räumen und der Armee den Befehl zum Aufbruch in der Richtung auf Wien, vorläufig bis Neumarkt zu ertheilen.

So begann nun jener fürchterliche Rückzug, gegen welchen der frühere von dem Schlachtfelde bei Hohenlinden bis Salzburg vergleichsweise fast wie ein harmloser Spaziergang erschien. Bis an die Traun sollte er fortgesetzt, dort aber nochmals der Versuch gemacht werden, dem ferneren Vordringen des Feindes ein Ende zu machen.[1])

So wie bei Hohenlinden, so war es auch dießmal vor Allem der aus Kanonen und einer sehr großen Anzahl schwer belasteter Packwagen bestehende Troß, der sich dem Heere verderblich erwies. Befand er sich aber an dem Schlachttage von Hohenlinden unmittelbar hinter der Armee und machte er dadurch der aufs Haupt geschlagenen Colonne Kolowrats jede Bewegung nach rückwärts unmöglich, so zog er jetzt selbstverständlich vor den Truppen, aber gleichfalls wieder in viel zu großer Nähe von ihnen schwerfällig einher. Dadurch wurde auch ihre Vorwärtsbewegung fortwährend gehemmt und verlangsamt, während sie von dem rastlos nachdrängenden Feinde unablässig beunruhigt und geschädigt wurden. Die Franzosen kochten gewöhnlich am Frühmorgen ab, um dann ausgeruht und gesättigt ihre unaufhörlichen Angriffe, ja man kann wohl sagen, ihre Jagd auf die österreichische Nachhut zu beginnen. Diese aber befand sich gleich den übrigen Truppenabtheilungen in dem bedauerlichsten Zustande. In zerfetzten Kleidern, mit durchlöcherten Schuhen den Beschwerden des winterlichen Klima's schutzlos preisgegeben, hungernd und frierend, den Anstrengungen der ununterbrochenen Märsche fast

[1]) Weyssenberg. Hauptquartier Vöcklamarkt, 16. Dezember.

erliegend, in steter Gefahr, überfallen und niedergemetzelt zu werden, nie auch nur einen Augenblick die geringste Erholung oder Erleichterung findend, war der Soldat nicht bloß tief entmuthigt, sondern auch nicht wenig verwildert. Die Ortschaften, durch welche der Rückzug ging, hatten dieß in der für sie schmerzlichsten Weise zu verspüren.

Aber nicht nur diese hatten unter der in erschreckendem Maße zunehmenden Disciplinlosigkeit zu leiden, auch die Commandanten der Truppen konnten sich nicht verhehlen, daß ihr Ansehen bei ihnen, ihre Macht über sie sichtlich dahinschwanden. Die Soldaten setzten eben nicht mehr das geringste Vertrauen in ihre Führer und hatten nur noch den einzigen Wunsch, es möge Alles zu Ende sein. „Kein Beispiel, kein Zuspruch von oben herab," heißt es in der Schilderung eines Officiers, der sich in den Reihen dieser demoralisirten Armee befand, „mithin kein Zutrauen, keine Liebe, kein Gehorsam mehr von unten hinauf." [1])

Seit dem Beginne des Rückzuges von Salzburg aus mußte eine ganze Division als Nachhut verwendet werden. Einige Kanonenschüsse, manchmal ein Angriff der Reiterei, da diese weniger hart mitgenommen und daher auch weniger erschöpft und ermüdet war als das Fußvolk, das war eigentlich Alles, was man zu leisten vermochte; gleichwohl wurde dabei unablässig geplänkelt und geschossen. Hiedurch Tags über aufs Aeußerste ermüdet, mußten die Truppen während der eiskalten, stockfinsteren Winternächte marschiren, und trafen sie endlich gegen Morgen, starrend vor Frost und aufs Aeußerste erschöpft, auf ihren Lagerplätzen ein, so wurde die kurze Ruhe, die sie sich gönnen konnten, bald wieder durch das Anrücken des Feindes unterbrochen. Versuchte man aber Widerstand zu leisten und kam es zum Gefecht, so ging dasselbe in Folge der Unlust und der Unfähigkeit der Soldaten, sich zu schlagen, regelmäßig unglücklich aus. Von den nachtheiligsten Folgen war das, welches am 16. December bei Straßwalchen vorfiel. Von diesem Augenblicke an konnte sich auch das Obercommando über die täglich fühlbarer werdende Auflösung der Armee nicht länger täuschen. Lauer berichtete an den Kaiser, daß es ihm nicht mehr möglich zu sein scheine, dem überlegenen Vordringen der Franzosen Einhalt zu thun. Der Muth

[1]) Ueber den Feldzug in Deutschland des Jahres 1800. . uckschrift.

der Mannschaft sei so tief gesunken, daß selbst die besten Generale nichts mehr zu leisten vermöchten und aller Hoffnung entsagten, daß es noch besser werden könne. Den Fürsten Liechtenstein sandte er mit dem Auftrage nach Wien, dort durch wahrheitsgetreue Darstellung der Lage der Dinge all die Illusionen, die man daselbst noch zu nähren schien, rückhaltlos zu zerstören.

Der Kelch des Leidens war übrigens noch immer nicht vollständig geleert. Durfte man auch nicht mehr von fern darauf hoffen, dem so weit überlegenen Feinde an der Traun dauernd Halt gebieten zu können, so wollte man doch wenigstens eine Zeit lang seinen Vormarsch verzögern und dadurch den ferneren Rückzug der Armee zu einem weniger verlustreichen gestalten. Außerdem war es ja von sehr hohem Werth, für die Vorkehrungen zur Vertheidigung Wiens eine längere Frist zu gewinnen. Die Brigade Mecséry, welche abgesondert von der Armee und vom Feinde wenig verfolgt, vom Inn her über Ried in der Richtung gegen Lambach heranmarschirt war, wurde zur Deckung der Traunlinie beordert. Sie sollte die Division Riesch über den Fluß gehen lassen, dann sich selbst auf das rechte Ufer hinüberziehen und schließlich die Brücken in Brand stecken, dem Feinde aber den Uebergang verwehren.

Leider kam Alles ganz anders, als man es sich im Hauptquartier ausgedacht hatte. Mecséry stellte einen Theil seiner noch frischen und kampftüchtigen Soldaten, meistens Cavallerie, um dem Andrängen des Feindes zu begegnen, vor Lambach auf. Unter ihrem Schutze begann am Frühmorgen des 19. December die Division Riesch den Uebergang über die Brücke, der durch die steilen Ufer der tiefeingeschnitten dahinströmenden Traun nicht wenig erschwert wurde. Den Truppen folgte eine so große Menge Fuhrwerk aller Art, daß hiedurch allmählig der Zugang zur Brücke vollkommen versperrt wurde. Zur Mittagszeit erfolgte der Angriff der Franzosen auf Mecséry, dreimal wurde ihr Anprall tapfer zurückgeworfen und dreimal erneuerte er sich. Aber während dieses Reitergefechtes gelang es dem französischen Fußvolke, Lambach zu umgehen und sich in dem dortigen Benediktinerstifte und den Gebäuden einzunisten, die zu ihm gehörten. Bei einem vierten Angriffe auf die Oesterreicher wurde deren wackerer Führer, General Mecséry schwer verwundet und gefangen. Nun geriethen seine Leute in Unordnung, ihr Widerstand hörte auf, die Reiterei suchte sich gegen Wels und das Fußvolk über die Traun-

brücke auf das rechte Ufer dieses Flusses zu retten. Aber auch jetzt noch war der Zugang zur Brücke durch das Fuhrwerk verrammelt, die Soldaten konnten nicht hinüber, der Feind drängte übermächtig nach und so fanden dort „gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge" viele Hunderte durch die Kugeln, die Bajonnette und die Schwerter der Franzosen oder in den eiskalten Fluten der Traun ihren Tod.

Als dieses unglückliche Ereigniß sich zutrug, stand nicht mehr Lauer, sondern der Erzherzog Karl an der Spitze der Trümmer des österreichischen Heeres. Endlich hatte man in Wien sich entschlossen, dem so dringenden Begehren zu willfahren und ihm den Oberbefehl wieder zu übertragen, aber viel zu spät geschah dieser Schritt, welcher, rechtzeitig gethan, wohl kaum ohne ersprießliche Folgen geblieben wäre. Jetzt war die allgemeine Auflösung schon zu weit gediehen, als daß ihr noch hätte Halt geboten werden können. In dem Dörfchen Steinakirchen, unfern von Wels befand sich das Hauptquartier, als Karl am 18. December dort eintraf und das Commando übernahm. Aber so abgestumpft waren die Truppen durch das erduldete Ungemach, daß seine Ankunft, früher so heiß ersehnt, kaum mehr einen Eindruck auf sie hervorbrachte. Er selbst hatte sich keine Vorstellung von dem thatsächlichen Zustande der Armee gemacht. „Ich finde nicht Ausdrücke genug und habe nicht hinreichende Zeit," schrieb er an seinen Bruder, den Kaiser mit eigener Hand," um Dir das ganze Bild des Zustandes zu schildern, wie ich ihn wirklich über und gegen alle Erwartung fand."[1]) Am folgenden Tage aber, am 20. December erstattete er aus seinem Hauptquartier zu Kremsmünster einen eingehenden Bericht an den Kaiser, und am 21. erließ er aus Sierning den Befehl an die Divisionscommandanten zum Rückzug hinter die Enns. Durch das ebenso muthvolle als umsichtige Benehmen des Uhlanen-Majors Schmuttermayer wurde es erreicht, daß der Uebergang über diesen Fluß ohne beträchtlichen Verlust bewerkstelligt werden konnte.

Am 22. December schrieb Karl neuerdings, und zwar aus Strengberg an den Kaiser. „Ganz unmöglich sei es," sagt er ihm, „dem ferneren Vordringen eines so weit überlegenen und durch seine bisherigen ununterbrochenen Erfolge mit stolzem Selbstbewußtsein erfüllten Feindes mit völlig entmuthigten, ganz und gar herabgekommenen,

[1]) Erzherzog Karl an den Kaiser. Steinakirchen, 19. December.

bis aufs Aeußerste erschöpften Truppen Einhalt zu thun. Und wenn sie auch den Zuwachs einer ungeübten Insurrectionsmannschaft erhielten, wie sie vielleicht aus Ungarn zu erwarten sei, so dürfe man es doch um keinen Preis auf eine Schlacht ankommen lassen. Selbst wenn man sie wider alles Vermuthen gewänne, würde man höchstens den Feind bis über die Grenze zurücktreiben können, ihr Verlust aber müßte den Ruin der Monarchie unausbleiblich nach sich ziehen."[1])

Unter so trostlosen Verhältnissen wurde es fast als ein Glück betrachtet, daß Moreau zu dem Abschlusse eines vom Erzherzog Karl begehrten Waffenstillstandes die Hand bot. Unter Bedingungen, welche für Oesterreich ungemein drückende genannt werden mußten, weil sie dem Kaiserstaate neue und für ihn äußerst empfindliche Einbußen auferlegten, kam er am 25. December in dem Städchen Steyr zu Stande. Wessenberg aber befand sich an diesem Tage mit dem Hauptquartier in Loosdorf, als der Erzherzog ihn anwies, sich nach Wien zu begeben und dort zur Verfügung der Regierung zu stellen, ein Befehl, dem er denn auch unverzüglich gehorchte.

Schon damals wunderte man sich nicht wenig darüber, daß Moreau sich unter den einmal obwaltenden Umständen zur Beendigung der Feindseligkeiten verstand. Einem in völliger Auflösung befindlichen Heere knapp auf den Fersen, schien es einzig und allein von seinem freien Willen abhängig zu sein, es ganz zu vernichten. Erzherzog Johann dagegen erblickt den Hauptgrund für Moreau's entgegengesetzte Handlungsweise in dem damaligen Zustande der französischen Armee. Seit fast einem Monat war diese in unablässiger Bewegung, siegreich in jeder Schlacht und in jedem Gefecht. Bei aller Kriegstüchtigkeit, aller Gewandtheit des französischen Soldaten war jedoch derselbe, und insbesondere damals, nachdem er sich in seiner Mehrzahl schon in der Heimat mit revolutionären Ideen durchtränkt hatte, um so geneigter, sie auch im Felde gegen seine Vorgesetzten in Anwendung zu bringen, als diese ihm bei den großen Strapazen, die auch er bei den angestrengten Märschen in der rauhesten Jahreszeit zu ertragen gezwungen war, gar vieles nachsehen mußten. Soweit kam es, daß arge Zügellosigkeit einriß und jede Subordination aufzuhören drohte. Es fehlte nicht viel davon, meint der Erzherzog, daß Uebermuth und Selbstüberhebung auf französischer Seite ein ähnliches Ergebniß her-

[1]) Karl an den Kaiser. Strengberg, 22. December.

beigeführt hätten, wie die Aufreibung seiner Armee ein solches für Oesterreich nach sich zog.

Erzherzog Karl verließ gleichfalls das Hauptquartier und eilte nach Wien, um vorerst die Ratification des Waffenstillstandes und dann den Abschluß des Friedens zu betreiben. Noch immer widersprach Thugut, aber sogar der englische Gesandte in Wien, Lord Minto fand es begreiflich, daß die kaiserliche Regierung in ihrer äußersten Noth der früher gegebenen Zusage nicht treu bleiben konnte, nur im Einvernehmen mit England in Friedensverhandlungen mit Frankreich zu treten. Das Benehmen Oesterreichs sei in diesen angsterfüllten Zeiten ein so loyales gewesen, schrieb Minto an einen vertrauten Freund, daß es ihm ungerecht erschiene, gegen Schritte Einwendung zu erheben, zu denen es durch die Sorge für seine Selbsterhaltung unausweichlich gezwungen werde. Denn wenn der Erzherzog, auf dessen Gegenwart die letzten Hoffnungen gesetzt worden seien, erkläre, daß die Truppen dem Feinde unmöglich mehr Stand halten könnten, kenne er bei dem panischen Schrecken, der die Hauptstadt ergriffen habe, Niemand, der die Verwerfung der Bedingungen des Waffenstillstandes, so schmachvoll sie auch sein mochten, auf sich zu nehmen gewagt hätte.[1]) Mußte sich doch schließlich auch Thugut, trotz seines Starrsinnes, vor der Gewalt der Thatsachen beugen. Sein früher so mächtiger Einfluß war gebrochen, Graf Ludwig Cobenzl eilte nach Frankreich und am 9. Februar 1801 kam zu Luneville der Friedensschluß zu Stande.

In Schönbrunn hatte Karl sein Hauptquartier aufgeschlagen und dorthin folgte ihm Johann etwas später nach. Während der freilich nur kurzen Zeit ihres Zusammenseins im Felde hatte das beste Einvernehmen zwischen ihnen geherrscht, denn Johann war bereitwillig in das Verhältniß vollständigster Unterordnung unter den weit älteren und schon damals berühmten Bruder getreten. So wie im Kriegslager, folgte er auch nach der Rückkehr aus demselben gelehrig seinen Rathschlägen. Ihm dankte er es zunächst, daß er nicht wieder, wie es einen Augenblick den Anschein gewonnen hatte, nach seinem eigenen Ausdrucke in die Kinderstube verwiesen, sondern, freilich vielleicht gleichfalls noch zu früh, zum Generaldirector des Genie- und Fortificationswesens ernannt wurde.

[1]) Lord Minto an Sir Arthur Paget. Wien, 23. und 31. December 1800. Paget Papers. I. 293. 296.

Was Wessenberg anging, so bildete seine persönliche Anwesenheit im österreichischen Hauptquartier während des Feldzuges des Jahres 1800 für ihn selbst ein Erlebniß der wichtigsten und der ergreifendsten Art. Denn es kann wohl nicht leicht etwas Erschütternderes geben, als Augenzeuge der schrecklichen Scenen sein zu müssen, wie sie inmitten eines nach furchtbaren Verlusten auf stetem Rückzuge befindlichen, an Allem Mangel leidenden und daher auch völlig entmuthigten Heeres sich stündlich ereignen. Und zieht man die Menge und den Inhalt der von Wessenberg hinterlassenen Aufzeichnungen über die Kriegführung in den Jahren 1799 und 1800 in Betracht, so sieht man wohl, welch' ein ernster und scharfsinniger Beobachter er schon damals war. Forscht man aber der eigentlichen Dienstleistung nach, deren Besorgung zu jener Zeit ihm oblag, so muß offen gesagt werden, daß sich wenigstens jetzt keine sehr tief gehenden Spuren derselben mehr auffinden lassen. Seinen Berichten zufolge war allerdings sein Verkehr mit verschiedenen von Zeit zu Zeit im Hauptquartier anwesenden Fremden kein geringer. So verhandelte er häufig mit dem englischen Gesandten Wickham in Dingen, welche sich auf die Verpflegung und die Ergänzung des in britischem Solde stehenden, bei der österreichischen Armee befindlichen baierischen Hilfscorps bezogen. So verkehrte und unterhandelte er mit dem Obersten Duroc, welchen Bonaparte im August 1800 aus dem französischen Hauptquartier in Italien nach dem der Oesterreicher in Altötting geschickt hatte, um von dort aus eine Annäherung an den Wiener Hof anzubahnen. So hatte er mit dem Generaladjutanten Lamarque zu thun, als dieser in Geschäften, welche sich auf die drei in Folge des Waffenstillstandes von Hohenlinden zu räumenden Festungen bezogen, nach Wels gekommen war. Schon viel früher war einmal von Thugut an Kray die Aufforderung ergangen, durch Wessenberg dem französischen Oberbefehlshaber zwar in verbindlicher Form, aber doch nicht ohne Nachdruck Vorstellungen gegen die ganz unerschwinglichen Contributionen zu machen, durch welche die ohnehin schon verarmten Reichslande von den Franzosen völlig zu Grunde gerichtet wurden.[1]) Aber wir finden weder, daß Wessenberg ein solches Begehren wirklich an Moreau gelangen ließ, noch daß man sich seiner in den wichtigsten Verhandlungen mit dem Feinde, welche damals überhaupt stattfanden,

[1]) Thugut an Kray, 6. August 1800. Bei Vivenot. II. 255.

irgendwie bedient hätte. Es sind dieß diejenigen, welche zu dem Abschlusse der Waffenstillstände zu Parsdorf, zu Hohenlinden und zu Steyr führten. Die ersteren wurden durch den Generalmajor Grafen Franz Dietrichstein, die zweiten durch Lehrbach, die dritten endlich durch den Generalmajor Grafen Grünne und den Obersten Weyrother gepflogen, von Wessenberg ist dabei nirgends die Rede. Dennoch kann seine Dienstleistung weder eine ganz unbedeutende noch eine erfolglose gewesen sein, wenigstens wird sie in zwei vom Erzherzog Johann und vom Grafen Lehrbach eigens ausgestellten Zeugnissen wärmstens belobt. In dem aus Loosdorf vom 27. December datirten und nicht nur von dem Erzherzog mit eigener Hand unterzeichneten, sondern ganz von ihm niedergeschriebenen heißt es: „Da die gegenwärtigen Umstände den Freiherrn von Wessenberg von dem k. k. Hauptquartier entfernen, so benütze ich diesen Anlaß, ihm hiemit meine Zufriedenheit über seine Verwendungen zu erkennen zu geben. So wie ich denselben als einen rechtschaffenen, diensteifrigen Beamten seines Monarchen und seines Vaterlandes schätze, gebe ich ihm auch mit Vergnügen die Versicherung, daß ich zu seinem ferneren Fortkommen das Meinige jederzeit beitragen werde."

IV.

In Berlin und in Paris.

Diese Zeugnisse des Erzherzogs Johann und Lehrbachs, durch ein ebenso günstiges des Freiherrn von Sumerau über die frühere Dienstleistung Wessenbergs in Freiburg noch verstärkt, bildeten denn auch die Grundlage, auf welche er nach mehr als dreimonatlichem Aufenthalte in Wien ein Gesuch um Wiederanstellung stützte.[1]) Man sieht aus demselben, daß er seine bisherige Amtsthätigkeit, zuletzt durch fast fünfzehn Monate im Hauptquartier, keineswegs gering anschlug. Wenigstens dient sie ihm als Maßstab zu der Bitte, entweder in der Staatskanzlei zum Hofrath oder doch zum Rath, sollte dieß aber unausführbar erscheinen, zum Geschäftsträger bei einem der deutschen Reichskreise oder in der Schweiz ernannt zu werden.

Dieser Wunsch Wessenbergs ging nun allerdings nicht in Erfüllung, aber er fand doch von Seite des Cabinetsministers Grafen Colloredo, der nunmehr das auswärtige Departement leitete, wohlwollende Beurtheilung. Wessenberg habe, schreibt derselbe am 27. April an den Kaiser, durch seine Berichte aus dem Hauptquartier sowohl seine Fähigkeiten und seinen Beobachtungsgeist als seinen Fleiß und seine eifrige Verwendung hinreichend dargethan. Da er überdies dem Vernehmen nach einen guten, moralischen Charakter besitze, sei zu hoffen, daß er sich unter der Leitung eines erfahrenen Vorgesetzten zu einem tüchtigen diplomatischen Beamten heranbilden werde. Colloredo trug darauf an, Wessenberg statt des als Botschaftsrath nach St. Petersburg beförderten Joseph von Hudelist zum Legationssecretär in Berlin zu ernennen, was von Seite des Kaisers denn auch wirklich geschah.

[1]) Wessenbergs Gesuch an den Kaiser. Wien, 15. April 1801.

Wer sich vergegenwärtigt, wie doch gewöhnlich die Stellung eines Legationssecretärs, wenn auch nicht gesellschaftlich, so doch amtlich eine sehr untergeordnete ist und seine Aufgabe meistens nur im Abschreiben der Ausarbeitungen des Chefs der Gesandtschaft besteht, wird es wenigstens begreiflich finden, daß Wessenberg, der sich während seiner dienstlichen Verwendung im Hauptquartier an eine gewisse Selbstständigkeit gewöhnt hatte, sich Anfangs nicht wenig enttäuscht und sogar zu einer Art Weigerung veranlaßt fand, das ihm zugedachte Amt auch wirklich zu übernehmen. Aber man gab ihm, wie es scheint, und wohl nicht mit Unrecht zu verstehen, daß er sich auf ein anderes keine Hoffnung machen dürfe, und so fügte er sich denn schließlich unbedingt. Immerhin aber war hiedurch eine gewisse Verzögerung seiner Abreise nach Berlin verursacht worden, so daß er erst am 17. August 1801 dort eintraf.

Ein glücklicher Umstand für Wessenberg war es, daß er jetzt den Grafen Philipp Stadion zum Chef erhielt, welcher, früher Gesandter in London, sich seit der Uebernahme der Leitung des auswärtigen Amtes durch Thugut ganz von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen hatte und nun, nach Thuguts Sturz, als Gesandter nach Berlin geschickt worden war, um dort wo möglich freundschaftlichere Beziehungen zwischen Oesterreich und Preußen anzubahnen. Ohne Zweifel wird Stadion eine der anziehendsten Gestalten in Oesterreichs neuerer Geschichte genannt werden dürfen. Allerdings nicht frei von einem gewissen aristokratischen Stolze, wie ein solcher ja auch seinen berühmten Zeitgenossen, den Freiherrn von Stein beseelte, besaß er doch gleich diesem einen begeisterten Sinn für alles Hohe und Gute, und war von glühender Liebe zu Deutschland wie zu Oesterreich durchdrungen. Darum empfand er auch das Emporkommen Napoleon Bonaparte's mit bitterstem Schmerz und mit dem so raschen Hinaufsteigen desselben zu einer Alles weit überragenden Macht nahm auch in Stadions Brust der Haß gegen ihn immer mehr überhand. An Stadion schloß sich nun Wessenberg mit Innigkeit an, und gern ließ sich dies der um zehn Jahre ältere Mann von dem so viel Jüngeren und Unerfahreneren gefallen. Aber freilich hinderte dieß nicht, daß Stadion dort, wo seine amtliche Pflicht es verlangte, seine Meinung über Wessenberg ganz rückhaltlos aussprach, auch wenn sie nicht gerade vortheilhaft für ihn klang. Die erste Veranlassung hiezu ergab sich, als ihn Wessenberg schon nach

einer etwa halbjährigen Anwesenheit in Berlin um Erwirkung eines Urlaubes bat, den er benützen wollte, um sich einer ihm noch im Elsaß gebliebenen Besitzung zu entäußern. Stadion sagte ihm seine Verwendung mit der Bemerkung zu, daß er ihn erst nach der Ankunft eines Nachfolgers abreisen lassen könne, und er schrieb auch in diesem Sinne nach Wien.

Hiebei kam er denn auch auf einige Eigenschaften Wessenbergs zu sprechen, die er bei dem ihm zu gebenden Nachfolger nicht ungern vermißt hätte. Wünschenswerth wäre es, meinte er, daß die dem Gesandten des Kaisers in Berlin zur Seite stehende Persönlichkeit geschmeidige Manieren[1]) und nicht nur den Ton der großen Welt, sondern auch den besitze, dessen man bedürfe, um mit der zweiten Gesellschaft in befriedigender Weise zu verkehren. Ein Mann möge gewählt werden, der es sich zur Aufgabe mache, sich in den Kreisen jener Personen zu bewegen, welche der Minister nicht aufsuchen könne, ohne sich oder sie zu compromittiren. In Berlin erfahre man ungleich mehr von den erst in zweiter Linie befindlichen Angestellten, welche gewohnt seien Alles zu sagen, was sie wüßten oder auch nicht wüßten, wenn man ihnen nur zu schmeicheln verstehe, als von den Männern auf den vordersten Plätzen, die insbesondere den fremden Ministern gegenüber sehr auf ihrer Hut seien. Hudelist sei in dieser Beziehung ganz an seinem Platze und von großem Nutzen gewesen. Wessenberg hingegen, obgleich ein ausgezeichneter Mann und ungemein pünktlich in Verrichtung seiner Dienstpflicht, entbehre jener Leichtigkeit und Gewandtheit gänzlich, deren man zur Anbahnung ausgebreiteter Verbindungen allzeit bedürfe. Von den Schulen weg ins Hauptquartier berufen, besitze er nicht jene gewinnende Gabe der Conversation, die seine Gesellschaft erwünscht mache, und er diene daher trotz seines sehr guten Willens zu nichts Anderem als zur Expedition der Depeschen und zur Besorgung so manchen geschäftlichen Details.

Indem Stadion von Wessenberg sagte, derselbe sei gleich von den Schulen hinweg zur Armee versetzt worden, ignorirte er seine frühere fast fünfjährige Dienstleistung in Freiburg und that ihm dadurch ein klein wenig Unrecht. Sonst aber mag er ihn wohl ziemlich richtig beurtheilt haben, wenn es auch scheint, daß auf das von ihm getadelte Benehmen Wessenbergs auch der Umstand nicht ohne Ein-

[1]) „Un homme liant."

fluß geblieben war, daß derselbe seiner Stellung in Berlin wegen ihrer Unselbstständigkeit nicht recht froh wurde. Wenigstens verbindet er mit seinem Urlaubsgesuche die Bitte um Verleihung eines diplomatischen Postens dritten Ranges, wie in Hamburg, der Schweiz oder anderswo.

In Wien beschränkte man sich natürlicher Weise vor der Hand auf die Bewilligung des von Wessenberg angesuchten Urlaubes. Der Legationssecretär in Stockholm, Freiherr von Binder, von dem man meinte, daß er die an Wessenberg vermißten Eigenschaften in reichlichem Maße besitze, wurde zu seinem Nachfolger ernannt, aber er traf erst in der zweiten Hälfte des April in Berlin ein, worauf Wessenberg sich, wie es scheint, unmittelbar nach seiner Heimat, dem Breisgau begab.

Von dort aus mag es gewesen sein, daß Wessenberg, und zwar im Juli 1802 eine Reise durch einen Theil der Schweiz unternahm. Das Land fand er auch jetzt wieder herrlich wie immer. „Jeder, der seinen Geist erheben will," sagt er hierüber, „dessen Einbildungskraft eine schönere Sphäre aufsucht als das Getümmel der Welt, und der überhaupt Gefühl hat für die Pracht der Natur, wird hier mehr als in irgend einer anderen Gegend Europa's Befriedigung finden. Am Ufer des Genfer See's, auf dem Gipfel des Rigi wird er ganz anders denken als in den künstlichen Sümpfen Hollands oder in den Sandfeldern Preußens."

So enthusiastisch jedoch das Urtheil Wessenbergs über die Naturschönheiten der Schweiz, so nüchtern, ja so ungünstig lautete dasselbe über ihre Bewohner. Unter ihnen herrsche, so sagt er, der Egoismus in seiner häßlichsten Gestalt, und all die niedrigen Leidenschaften, welche die Zufriedenheit der Menschen untergraben, seien dort vielleicht noch mehr einheimisch als anderswo. Der hochmüthige Berner Patrizier und der rohe Naturmensch in Uri und dem unteren Walde befänden sich in dieser Beziehung auf ganz gleicher Stufe.[1])

„Schöner liegt wohl kein Gasthof in der Welt," ruft Wessenberg aus, als er am 9. Juli 1802 beim „Schwert" in der Stadt Zürich verweilt, in der er drei Jahre früher, 1799, für ihn an schrecklichen Erinnerungen so überreiche Tage verlebt hatte. Seither habe sich, fährt er fort, in Sitten und Tracht gar vieles geändert, aber nur

[1]) Wessenberg. Erinnerungen von einer Reise durch einen Theil der Schweiz im Sommer 1802. Tagebücher. Cahier 6.

wenig zum Vortheil. „Die Weiber," sagt er über sie, „haben zwar von ihrer Albernheit und Steifheit etwas durch den Einfluß ihrer französischen Liebhaber verloren, aber weder an Schönheit noch an Liebenswürdigkeit gewonnen. Die Männer erscheinen noch immer wie Karrikaturen aus dem sechzehnten Jahrhundert, komisch in Kleidung und Frisur, albern und steif im Umgang, eigensinnig auf ihre Vorurtheile, geizig und wahre Antipoden der Fröhlichkeit, ohne welche kein Glück auf Erden existirt."

Wiederholt kommt Wessenberg und mit immer gesteigerter Entrüstung auf diesen vermeintlichen Geiz der Bewohner von Zürich zu sprechen, der sie, wie er behauptet, „zu elenden Stubensitzern" gemacht habe. „Daher sind sie auch," fährt er fort, „im Allgemeinen von häßlicher Gestalt, die Männer meistens hagere, gebückte Figürchen mit ovalen Knochengesichtern, die Weiber mit blassen oder olivenfarbigen Larven, und es gibt unter ihnen nur wenige Bilder der Gesundheit und des Frohsinns. Da weht vergebens eine reine Luft, da wachsen vergebens stärkende Kräuter; nur Wenige erfreuen sich gleich Geßner an den Prachtwerken der Natur, welche sie umgeben."

Einige Zeit hindurch verweilte Wessenberg an dem herrlichen Ufer des Vierwaldstättersee's, auf welchem er einmal durch einen heftigen Sturm überfallen und in augenscheinliche Lebensgefahr gebracht wurde, der er schließlich noch glücklich entging. Nach einem anstrengenden Fußmarsche über den Brünig, von wo an die Landbevölkerung ihm schon besser gefiel als bisher, kam er über Interlaken und Thun nach Bern; von da an führte ihn die Reise über Olten nach Baden. Hier ging Wessenberg das Geld aus und sehnsüchtig wartete er auf die Rückkehr eines Boten, den er an seinen Bruder Heinrich nach Constanz mit der Bitte um Beihilfe absenden mußte. Die Zwischenzeit benutzt er zu einer Wanderung nach der Abtei Königsfelden; den Weg dorthin legt er in ernsten Gedanken an die in jener Gegend stattgefundene Ermordung König Albrechts I. zurück. „Links sieht man," so schreibt er in sein Tagebuch, „den Wald, über welchen sich Habsburgs Ruinen erheben, ein demüthiges Bild großgewordener Macht."

Durch seinen Bruder aus der Geldklemme befreit, in der er sich in Baden befunden, eilte Wessenberg zu ihm nach Constanz und damit hatte seine dreiwöchentliche Reise durch einen Theil der Schweiz ihr Ende erreicht.

Von bei weitem größerer Bedeutung für ihn war die nach Paris, welche er im November 1802, und zwar von Wien aus in der Absicht unternahm, das neue Frankreich, wie es aus den Stürmen der Revolution hervorgegangen war, kennen zu lernen. Er wünschte dabei nicht allein zu sein, weil, wie er sagt, die Einsamkeit auf Reisen oft recht langweilig sei und es durch einen Nebenbeobachter nicht wenig erleichtert werde, sich Kenntnisse zu sammeln. Er habe daher einen wißbegierigen Jüngling, von dessen persönlicher Anhänglichkeit er überzeugt sei, zum Reisebegleiter gewählt. Da traf ihn das Mißgeschick, daß er von dem ältesten Hofrathe in der Staatskanzlei, dem Freiherrn von Collenbach gebeten wurde, dessen Schwägerin, der Witwe des berühmten neapolitanischen Rechtsgelehrten Gaetano Filangieri auf ihrer beabsichtigten Reise nach Paris Gesellschaft zu leisten und ihr seinen Schutz angedeihen zu lassen. Sie hieß eigentlich von Hause aus Fendel und war vor einer Reihe von Jahren als Erzieherin der zweiten königlichen Prinzessin nach Neapel gekommen, wo Filangieri sie kennen lernte und heiratete. Daß an einem Hofe wie dem dortigen ein so aufgeklärter Mann wie Filangieri in Ungnade fiel, ist ebensowenig zu verwundern als daß diese Mißgunst auch auf seine Witwe Ausdehnung fand. Nun wollte sie sich nach Paris begeben, um ihre beide Söhne wiederzusehen, welche auf Veranlassung Napoleon Bonaparte's im sogenannten Prytaneum, der nachmaligen Militärschule von Saint-Cyr untergebracht waren. Wessenberg schildert sie als eine dicke Person, nahe an den fünfzig, welche sich von ihren Leuten „gräfliche Excellenz" nennen ließ, hundert Bedürfnisse, aber nur wenig Mittel hatte, sie zu befriedigen. Dabei war sie von einer namenlosen Schimpfwuth besessen, welche Wessenberg Anfangs belustigte, deren er jedoch sehr bald überdrüßig wurde. So geschah es, daß er in Folge dieser und vieler anderer Unannehmlichkeiten, welche sie ihm verursachte, seine Reise mit der Filangieri von Wien nach Paris einem steten Fegefeuer verglich.

Hiezu kam noch, daß ihn auf der ganzen Fahrt bis München, wo die Reisenden erst am fünften Tage eintrafen, die Erinnerungen an die schrecklichen Ereignisse des vor zwei Jahren miterlebten Winterfeldzuges verfolgten. Am heftigsten stürmten sie auf dem Schlachtfelde von Hohenlinden auf ihn ein, wo er, wie er sich ausdrückt, nicht umhin konnte, der „Dummheit und Zaghaftigkeit" eines Lauer, eines Vincenz Kolowrat, eines Riesch zu fluchen, welche, wie Wessenberg meinte, an der dort erlittenen Niederlage Schuld trugen. „Wenn ich

Kaiser wäre," heißt es in seinen Aufzeichnungen, „so ließe ich solche Thaten durch Monumente verewigen, den Nachkommen zur Lehre und zum Schrecken." [1])

Von sonstigen Reiseeindrücken Wessenbergs wollen wir nur den Aerger, den es ihm verursachte, als er, wahrscheinlich wegen seines unscheinbaren Wesens, in Stuttgart für den Kammerdiener der gräflichen Excellenz gehalten wurde, und das Mitleid erwähnen, mit welchem die Fahrt durch das in Folge des Krieges fast gänzlich zerstörte Kehl ihn erfüllte. Von Straßburg sagt er, es sei keine schöne, wohl aber eine gute Stadt, denn so müsse sie wegen ihrer herrlichen Lage, wegen der Fruchtbarkeit der Gegend und insbesondere wegen der Gutmüthigkeit ihrer Einwohner genannt werden; sie trage noch ganz das Gepräge einer echten deutschen Reichsstadt an sich. Merkwürdig sei es, daß die Protestanten, deren Anzahl die der Katholiken übertreffe, größere Anhänglichkeit an Deutschland zeigten und auch in ihren Häusern nur deutsch sprächen, während von Seite der Katholiken das Gegentheil geschehe.

Am 9. December endlich, nachdem er fünf Wochen auf der Reise zugebracht, fuhr Wessenberg mit seiner Reisegesellschaft in Paris ein. „Keine große Stadt hat auf mich," schreibt er hierüber, „als ich sie betrat, einen geringeren Eindruck gemacht als dieses europäische Mekka, wo freilich ein Mahomet anderer und noch größerer Art hauset als in dem weiland verwünschten Arabien."

„Seit dem 18. Brumaire," sagt Wessenberg am Eingange der Schilderung seines Aufenthaltes in Paris,[2]) „und insbesondere seit dem Frieden von Luneville, welcher jenem schrecklichen Kampfe ein Ziel setzte, während dessen Frankreich trotz seiner Siege so vieles erlitt, hatte Paris begonnen, eine andere Gestalt anzunehmen. Zwar war es noch immer jene Stadt voll Morast und voll Schlamm, wie einst Rousseau sie genannt hat, und sie sah aus, als ob sie seit dem Einzuge Heinrichs IV. nicht gereinigt worden wäre, so schmutzig waren ihre Straßen und so herabgekommen ihre Häuser. Aber man glaubte sich am Ende harter Prüfungen angelangt und überließ sich den besten Hoffnungen für die Zukunft. Alle Welt trachtete die Spuren

[1]) Wessenberg, Erinnerungen von einer Reise nach Paris im November 1802. Tagebücher. Cahier 9.

[2]) Souvenirs d'un séjour à Paris durant l'hyver de 1802 à 1803. Als Manuscript gedruckt.

einer Zeit zu verwischen, deren Wiederkehr Niemand mehr wünschte. Man freute sich, alte Verbindungen nach Außen hin wieder anknüpfen zu können, und insbesondere die Pariser waren glücklich, wieder eine Menge Fremder herbeiströmen zu sehen, deren langes Fernbleiben ihnen so viel Schaden gebracht hatte. Die Industrie erwachte aus ihrem Schlafe, und Paris glich einem ungeheueren Ameisenhaufen, wo Jeder sich mit Eifer in eine neue Sphäre der Thätigkeit stürzte."

„Schon begann dieser Wechsel in der Geselligkeit, in der Art und Weise zu leben, fühlbar zu werden. Die militärischen Paraden und die feierlichen Empfänge in den Tuilerien bereiteten auf die Einsetzung eines neuen Hofes vor. Der republikanische Anstrich wich dem Prunke der consularischen Regierung. Die Salons der Consuln Cambacérès und Lebrun zogen Leute in Menge an, welche von dem Wunsche beseelt waren, einen Platz in der neuen Ordnung der Dinge zu finden. In dem des Consuls Lebrun, des ehemaligen Secretärs des Kanzlers Maupeou, fand man schon Anklänge an die frühere Lebensweise, welche sich zuerst durch eine Art von Etiquette bemerkbar machten. Die Fauteuils und die Stühle waren dort in verschiedener Ordnung aufgestellt, so daß man einen gewissen Anfang von Absonderung in der Gesellschaft gewahr wurde. Die Frauen der Generale und der Großwürdenträger hielten sich sichtlich entfernt von denen der Lieferanten und der Makler. Der Unterschied des Ranges setzte sich nach und nach fest, der erste Consul aber begünstigte in jeder Weise diesen Uebergang zu monarchischen Gewohnheiten. Allmälig entfernte er die Parteigänger der Revolution aus seiner Umgebung. Seine Gemalin wagte es nicht, Personen von zweideutiger Aufführung in ihrer Nähe zu dulden, sondern sie mußte die größte Zurückhaltung beobachten. Napoleon berechnete richtig. Bald bewarb sich die ganze Welt um die Ehre, in den Salons der Tuilerien zugelassen zu werden. Immer mehr verschwanden die Republikaner vor den Männern, welche gierig nach Gunstbezeigungen strebten und nach Aemtern. Die Worte Freiheit und Gleichheit hatten ihren Sinn verloren und aufgehört, eine Wahrheit zu sein. Vielleicht nie war ein Volk bereitwilliger dazu, sich vor einer starken Regierung zu beugen als damals die Franzosen; durch ein gebieterisches Bedürfniß fühlten sie sich hiezu getrieben. Die Verschwörungen, welche noch von Zeit zu Zeit entdeckt wurden, dienten zu nichts als die Ohnmacht einer schwachen Minorität darzuthun und dem ersten

Consul neue Vorwände und neue Leichtigkeit zu gewähren, seine Autorität zu stärken. Auch zweifelte ich nicht, daß der Held des 18. Brumaire binnen kurzem bis auf den Gipfel der Macht gelangen werde, da ich ihn zu demselben ebensowohl durch die Kraft der Umstände wie durch sein eigenes Genie unwiderstehlich emporgetragen sah. Einmal zum Consul auf Lebenszeit ernannt, hatte er weniger Schwierigkeiten zu überwinden als Kaiser Augustus vor der Schlacht von Actium. Die weit überwiegende Mehrheit sah in ihm den Mann der Nothwendigkeit. Weder die Nebenbuhlerschaft eines Moreau noch der Bürgersinn eines Carnot vermochten ihm mehr gefährlich zu werden."

Wir müssen der Versuchung widerstehen, aus den von Wessenberg in französischer Sprache verfaßten und auch im Drucke erschienenen „Erinnerungen an einen Aufenthalt in Paris während des Winters von 1802 bis 1803" hier noch Ausführlicheres mitzutheilen. Auf alle Zweige des öffentlichen Lebens erstreckt sich seine Schilderung, mit Vorliebe aber verweilt sie bei den hervorragenden Männern und insbesondere den Frauen der damaligen Zeit. Die bekannten Gestalten der Staël, der Récamier, der Tallien ziehen an uns vorüber, und in so enthusiastischen Ausdrücken spricht er von dieser, daß er von ihr sagt, sie habe ebenso ein Nationalmonument verdient wie die keusche Jungfrau von Orleans. Johanna d'Arc habe den Muth eines schwachen Königs zu entflammen gewußt, Madame Tallien aber allmächtig gewordene Wütheriche zu entwaffnen verstanden.

Wessenberg wohnte auch, wie es scheint, persönlich dem ersten großen Empfange bei, welchen Bonaparte im Februar 1803 in St. Cloud abhielt. Unabsehbar war die Anzahl der Gäste, die insgesammt für die Mittagsstunde bestellt und in größter Gala gekommen waren, aber mehr als vier Stunden warten mußten, bis endlich der erste Consul und seine Gemahlin erschienen. Josephine begann die Runde zu machen und war offenbar etwas verlegen, liebenswürdige Worte für Personen zu finden, welche sie nicht kannte und deren Namen sie jetzt zum ersten Male hörte. Napoleon aber folgte ihr in geringer Entfernung und schien äußerst zufrieden über die glänzende Versammlung, welche sich so beflissen zeigte, ihm ihre Huldigung darzubringen oder doch wenigstens einen Blick von ihm zu erhaschen.

All diese Pracht und dieser Glanz wurden jedoch schon im Mai 1803 wie durch einen einzigen Schlag hinweggefegt. Der heftige Streit, in welchen an einem dieser Tage der erste Consul mit dem englischen Botschafter Lord Whitworth gerieth, versetzte ganz Paris in die äußerste Bestürzung. Am 13. Mai verließ der Lord seinen bisherigen Posten, schon zwei Tage darauf waren die vor kurzem noch so belebten Straßen von Paris, wie wenigstens Wessenberg behauptet, wie verödet; statt der schönen englischen Equipagen begegnete man dort nur mehr militärischen Lastwagen. Am 22. Mai wurde England der Krieg erklärt und am selben Tage erschien der Befehl zur Festnehmung aller Engländer, die sich in Frankreich befanden. „Wenige Tage später," mit diesen Worten schließt Wessenberg die Schilderung seines fast fünfmonatlichen Aufenthaltes in Paris, „schlug ich, von den düsterſten Vorahnungen erfüllt, den Weg nach Straßburg ein An der Grenze angekommen, hörte ich schon von jener Besitznahme Hannovers durch die französischen Truppen, mit welcher eine neue Kette von Kriegen und Usurpationen in Europa begann. Ohne Widerstand ausgeführt, bewies sie aufs deutlichste, daß Deutschland aufgehört habe, eine Macht zu sein."

V.

Anstellung in Frankfurt.

Im Juni 1803 war Wessenberg wieder in Wien zurück, und er hoffte bald einen seinen Wünschen entsprechenden diplomatischen Posten zu erhalten, denn Graf Philipp Stadion hatte, wie Wessenberg ihm gegenüber dankend bemerkt, mit solcher Wärme sein Lob gesungen, daß es ihm an glänzenden Versprechungen nicht fehlte. Aber freilich bedurfte es noch einiger Zeit, bis sie sich wirklich erfüllten, und Wessenberg unterhielt während derselben eine eifrige Correspondenz mit Stadion, der inzwischen von Berlin als Gesandter nach St. Petersburg versetzt worden war. Diesen Briefen fehlt es nicht an manchmal recht anziehenden Details. So schreibt Wessenberg einmal über Gentz, den er schon von Berlin aus kannte und auf dessen Berufung nach Wien er thatkräftigen Einfluß genommen zu haben sich schmeichelte, er fahre fort, auf dem politischen Parnaß zu glänzen, aber seine Werke seien dazu verdammt, Manuscript zu bleiben, was ihm keineswegs genüge. „Es ist wirklich schade," fährt Wessenberg, von Gentz sprechend, fort, „daß er durch seine Eitelkeit das Verdienst seiner Talente so sehr vermindert. Seit seiner Rückkehr aus England, wo man jede Art von Schmeichelei an ihn verschwendete, nahm er einen allzuraschen Aufflug, als daß ich glauben könnte, er werde sich behaupten. Ausgebreitete Kenntnisse und eine überfluthende Beredsamkeit genügen nicht immer, die Rolle zu spielen, welche man anstrebt; das ist eine Wahrheit, von der er sich erst noch überzeugen muß."[1])

Jedermann weiß jetzt, daß Wessenberg sich durch diese Worte über Gentz nicht gerade als ein Prophet erwies.

---

[1]) Wessenberg an Stadion. Wien, 30. Juni 1803.

Nicht ohne Humor ist das, was Wessenberg, einer Mittheilung der Augsburger Zeitung folgend, über den Einzug des Ehepaares Metternich, der Eltern des nachmaligen Staatskanzlers, in sein neues Reichsfürstenthum Ochsenhausen an Stadion schreibt.[1]) War ja doch die Fürstin, welche dem Hause der in Freiburg ansäßigen Grafen von Kagenegg entstammte, nicht nur mit der Familie Wessenberg wohlbekannt, sondern auch mit ihr etwas verwandt, denn Wessenbergs Urgroßvater war mit einer Kagenegg vermält. Darum interessirte er sich auch für Alles ganz besonders, was die Familie Metternich anging, und spottend nennt er nun die Besitzergreifung von Ochsenhausen mit deutlicher Anspielung auf die vormals österreichischen Niederlande eine „joyeuse entrée", bei welcher die zärtliche Landesmutter fast in Thränen zerfloß, während der frühere Souverän von Ochsenhausen dem neuen den Bruderkuß gab und der dortige Professor der Poesie die Fürstin in einer Idylle besang. Er meint, daß Lehrbach die Aufnahme dieses satyrischen Artikels in die Augsburger Zeitung veranlaßt habe.

Im August 1803 wurde endlich Wessenbergs sehnlicher Wunsch, einen selbstständigen Posten zu erhalten, erfüllt und er zum Minister-Residenten bei der freien Reichsstadt Frankfurt am Main mit einem Jahresgehalte von sechstausend Gulden ernannt. Die Worte, mit denen Kaiser Franz diese Ernennung vollzog, sind übrigens allzu charakteristisch für ihn selbst und für den, dem sie galten, als daß sie hier nicht ausdrücklich angeführt werden sollten. „Dem Freiherrn von Wessenberg sei," schrieb der Kaiser, „die gehörige Bescheidenheit und Klugheit, vorzüglich in Befolgung der ihm zukommenden Aufträge über Finanzgegenstände, sowie überhaupt nachdrücklichst einzubinden. Auch sei er, wenn es nicht bereits geschah, mit einer gehörigen Instruction von Seite der Finanzstelle zu versehen."[2])

Aus den Worten des Kaisers geht zweierlei ziemlich deutlich hervor. Einerseits scheint es, daß Franz nach dem, was er bisher über Wessenberg gehört, den Verdacht hegte, demselben könnte es vielleicht an der zu befriedigender Besorgung der ihm übertragenen Geschäfte erforderlichen „Bescheidenheit und Klugheit" fehlen. Und

[1]) Wessenberg an Stadion. Wien, 8. August 1803.

[2]) Resolution des Kaisers über den Vortrag der Staatskanzlei vom 23. August 1803.

andererseits wird die Vermuthung erweckt, daß diese Geschäfte mehr finanzieller als politischer Natur waren.

Mit dieser letzteren Annahme befindet sich denn auch die, wenngleich recht weitläufige Instruction,[1]) welche Wessenberg von Seite der Staatskanzlei mit auf den Weg gegeben wurde, nicht gerade in Widerspruch. Ein bloßer Observationsposten wird derjenige genannt, den Wessenberg nun erhält. Darum werde er dort auch nicht in den Fall kommen, ministerielle Verhandlungen zu führen oder offizielle Erklärungen abzugeben, ja auch nur eine entscheidende Meinung über wichtigere Angelegenheiten zu äußern. Dennoch biete der Frankfurter Posten für eine stille Thätigkeit einen sehr interessanten Wirkungskreis dar. Nur zwei Stationen von der neuen französischen Grenze und von Mainz, dem Sitze der Regierung der vier linksrheinischen Departements entfernt, nahe von dem Einströmen des Main in den Rhein und im Mittelpunkte der vorzüglichsten Straßenzüge gelegen, sei Frankfurt allzeit der Sammelpunkt sehr vieler Fremder von Rang und von Einfluß. Sein reicher Handelsstand stehe in enger Verbindung mit der ganzen commerziellen Welt und sei daher fast immer mit den besten und raschesten Nachrichten versehen. Durch ihn gleichfalls zu solchen zu gelangen, müsse Wessenberg sich ernstlich bestreben. Insbesondere möge er der zu erwartenden Reise des ersten Consuls nach Mainz seine Aufmerksamkeit widmen und sich im Hinblick darauf mit dem französischen Residenten Hirsinger in Frankfurt, der als ein gemäßigter, ruhiger und äußerst gefälliger Mann gelte, in freundschaftliches Einvernehmen setzen. Ein solches wird ihm auch mit dem russischen Consul Moriz Bethmann angelegentlich empfohlen, während in Bezug auf den preußischen Residenten Formey gesagt wird, der Verkehr mit ihm erfordere ganz außergewöhnliche Vorsicht. Aus der Reihe der Mitglieder des Frankfurter Handelsstandes aber wird Wessenberg besonders, und zwar in einem für sie nicht eben günstigen Sinne auf die Brüder Mülhens aus Coblenz aufmerksam gemacht. Sie hätten sich binnen einer sehr kurzen Zeit große Reichthümer erworben, seien aber rücksichtlich ihrer Gesinnungen nichts weniger als verläßlich.

Wird nun auch Wessenberg fortwährend eingeschärft, daß sein Posten durchaus keine politische Bedeutung besitze und er in dieser

[1]) 12. September 1803.

Beziehung die äußerste Zurückhaltung beobachten müsse, so wird er doch keineswegs ganz ohne Aufklärung über die Gesichtspunkte gelassen, von welchen der Wiener Hof bei seiner Auffassung der großen Weltgeschäfte ausging. Natürlich nahm Frankreich hiebei den vordersten Platz ein, aber so schwer auch Oesterreich durch seine unglückliche Kriegführung wider diesen Staat geschädigt worden war, so mußte es sich doch in das einmal Geschehene fügen. Es war daher wenigstens damals nicht nur weit entfernt von dem Gedanken an die Wiedergewinnung des Verlornen, sondern es tröstete sich mit der freilich recht grundlosen Erwartung, daß nun die Epoche der Einbußen vorüber sei. Zudem müsse die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung in Frankreich als ein für ganz Europa höchst wichtiges Ereigniß angesehen werden. Dadurch sei dem ferneren Umsichgreifen der revolutionären Grundsätze endlich ein Ziel gesetzt und auch dort eine nach völkerrechtlichen Prinzipien handelnde Regierung wieder hergestellt worden. Ein etwaiger Sturz des ersten Consuls, in dessen Person dieselbe repräsentirt sei, würde daher nur die frühere Anarchie und mit ihr jenes Heer von Drangsalen nach sich ziehen, deren Wunden noch kaum zu heilen begannen.

So sehr nun auch der Kaiserhof den erst vor kurzem zwischen England und Frankreich entstandenen Bruch bedauere, so könne er doch in Anbetracht der einmal obwaltenden und ohne sein Verschulden eingetretenen Umstände keinen anderen Entschluß als den gewissenhaftester Beobachtung strengster Neutralität fassen. Auch gegen Preußen wolle er eine friedliche Haltung einnehmen, so schwer ihm dies auch durch das seit einer Reihe von Jahren von Berlin aus gegen Oesterreich befolgte Verfahren gemacht worden sei. Und ebenso wünsche er mit den kleineren deutschen Staaten, wie tadelnswerth auch sehr oft ihre Haltung gegen das Oberhaupt des Reiches gewesen, im Frieden weiter zu leben und sich ihnen gegenüber versöhnlich zu erweisen.

Mit dieser Richtschnur versehen trat Wessenberg die Reise nach Frankfurt an. Am 17. September ist er in Regensburg, wo er der unermüdlichen Thätigkeit des Reichserzkanzlers Dalberg, welcher kurz vorher Wessenbergs Bruder Heinrich zum Generalvicar des Bisthums Constanz ernannt hatte, in lobenden Worten gedenkt, ihm aber freilich auch den Vorwurf nicht erspart, daß er sich allzusehr in Geringfügigkeiten verliere. So erhalte denn auch seine Thätigkeit

gar oft den Schein der Neuerungssucht, woraus hervorgehe, daß das Resultat seiner Verfügungen bei seinen Unterthanen nicht immer den Beifall finde, welchen sein guter Wille verdiene. Dennoch sei Dalberg ungemein beliebt, weil er alle Welt mit Höflichkeiten überhäufe und sich Jedermann hilfreich zu erweisen sich bemühe. Sein freundschaftliches Vertrauen aber besitze fast ausschließlich der Domherr Graf Friedrich Stadion, ein Mann von ganz ausgezeichnetem Charakter und Talent, welcher jedoch nicht immer Dalbergs politischen Ansichten beistimme und keinen anderen Wirkungskreis als den der Studien- und Schulaufsicht angenommen habe. Gleichwohl wünsche Dalberg lebhaft, den Domherrn Stadion zu seinem Coadjutor gemacht zu sehen. [1])

Am 22. September trifft Wessenberg in Frankfurt ein. Was er jedoch über seine dortige Stellung und amtliche Thätigkeit zu sagen hat, ist fast weniger den Berichten an seine Regierung als seinen vertraulichen Briefen an Philipp Stadion zu entnehmen. „Ich bin hier," schreibt er ihm am 3. October, „ohne politische Beschäftigung, aber mit den Arbeiten überhäuft, welche mir der Eintausch unserer Obligationen, die bisher die Firma des Hauses Bethmann trugen, und die Erforschung und gerichtliche Verfolgung der Verfälscher unserer Bankbillets verursachen. Sie werden zugeben, daß niemals einem Diplomaten eine ehrenvollere Unterhandlung anvertraut wurde."

„Ich vermag Ihnen," fährt Wessenberg fort, „noch nichts über meine häusliche Ansiedlung in Frankfurt zu sagen. Bis jetzt that ich eigentlich nichts als zu Mittag und zu Abend bei den Nabobs dieser Stadt zu speisen, welche ihren Ruhm und ihren Luxus darein setzen, ihre gastlichen Tische unter der Last ihrer barbarischen Gerichte sich biegen zu sehen. Aus diesem trivialen Bilde werden Sie erkennen, daß die hiesige Gesellschaft nicht nach meinem Geschmacke zusammengesetzt ist. Doch muß ich das Haus Bethmann hievon ausnehmen, welches die liebenswürdigsten Leute der Stadt und ihrer Umgebung bei sich vereinigt. Außerdem wird man für die hier herrschende gesellige Armuth durch den steten Zufluß von Fremden einigermaßen entschädigt."

---

[1]) Wessenbergs Brief an Stadion aus Regensburg vom 17. und sein amtlicher Bericht aus Frankfurt vom 24. September 1803.

Von diesen wollen wir nur den Hervorragendsten aus ihnen, den Kurprinzen Ludwig von Baiern, erwähnen, der sich im October 1803 auf seiner Reise nach Göttingen, wo er ein Jahr hindurch seine Studien fortsetzen sollte, einige Tage in Frankfurt aufhielt. Wessenberg schreibt über ihn nach Wien [1]), er benehme sich ungemein leutselig und scheine Geschmack an den militärischen Wissenschaften zu finden. Aber es sei Schade, daß sein „übles Gehör und ein Defect im Gaumen" den Umgang mit ihm etwas beschwerlich machten.

Bei dem geringen Beifalle, welchen Wessenberg der Frankfurter Gesellschaft im Allgemeinen zollte, mag es wohl auffällig erscheinen, daß er gerade ihren Kreisen diejenige entnahm, mit der er sich ehelich zu verbinden gedachte. Die Verwunderung über diesen so rasch, nicht viel später als zwei Monate nach Wessenbergs Ankunft in Frankfurt gefaßten Entschluß wird dadurch noch vermehrt, daß seine Erwählte gerade die Tochter des ehemaligen geheimen Finanzrathes des Kurfürsten von Trier, Heinrich Mülhens, somit eines jener zwei Brüder war, vor denen ihn der Wiener Hof bei seiner Absendung nach Frankfurt eigens warnen zu sollen geglaubt hatte. Eigenthümlicher Weise geschieht dieses Umstandes in seinem Gesuche [2]) um Erwirkung der Heiratsbewilligung gar keine Erwähnung, während er sich gegen den etwaigen Vorwurf einer Mißheirat eifrig zu vertheidigen sucht. „Ich fühle," schreibt er hierüber an seine Regierung, „daß noch vor kurzem dieser Schritt verschiedenen nicht unbilligen Bedenklichkeiten begegnet sein würde. Aber in dem Zeitpunkte, in welchem der deutsche Adel nicht nur der Vortheile seines Ranges, sondern auch beinahe aller Sustentationsmittel beraubt worden ist, bleibt ihm nur noch übrig, bei seinen Familienverbindungen auf Religion, Rechtschaffenheit und Vermögen Rücksicht zu nehmen. Diese Rücksichten habe ich bei meiner Wahl gewiß im strengsten Sinne beobachtet, und ich schmeichle mir, daß diese neuen Verhältnisse weder meinem Diensteifer noch der Bereitwilligkeit, mich ganz dem Allerhöchsten Interesse zu widmen, Abbruch thun werden."

In einem zweiten, in französischer Sprache abgefaßten Briefe vom gleichen Tage erläutert Wessenberg noch etwas eingehender seine Beweggründe zu dem von ihm gefaßten Entschlusse. Unter den gegenwärtigen Umständen, sagt er, sei der Adel der Hülfsquellen beraubt,

[1]) 21. Oct.

[2]) 11. Dec.

welche ihm früher sein Rang und seine Privilegien darboten, und darauf angewiesen, hiefür einige Entschädigung in den reichen Familien von geringerer Geburt zu suchen. Neuerdings spricht er von der Rechtschaffenheit und dem guten Rufe der Angehörigen seiner Braut, aber auch jetzt wieder verschweigt er einen Umstand, welcher freilich in einem amtlichen Actenstücke kaum Platz finden konnte, auf jeden Beurtheiler seines Schrittes jedoch nicht geringen Eindruck gemacht hätte. Er sagt nichts von der ganz ungewöhnlichen Lieblichkeit und Schönheit der von ihm Erwählten, welche sich zudem erst in dem aufblühenden Alter von siebzehn Jahren befand[1]), während er selbst deren gerade dreißig zählte.

In Wien stieß Wessenbergs Wunsch auf gar keinen Widerstand. Allsogleich ertheilte ihm der Kaiser die erbetene Heiratsbewilligung, und der Cabinetsminister Graf Colloredo verständigte ihn hievon mit dem Ausdrucke der Erwartung, daß ihm dieß neuerdings zum Sporn dienen werde, seinen bisher so rühmlich bethätigten Diensteifer auch fernerhin zu bewähren. Es bereite ihm wahres Vergnügen, hiezu mitgewirkt zu haben, und er füge seinen aufrichtigen Glückwunsch bei.[2])

Den Wortlaut der ihm ertheilten Instruction sich streng vor Augen haltend, erblickte Wessenberg die ihm gestellte Aufgabe nicht in der eines zu handelndem Auftreten berufenen Diplomaten, sondern in der eines aufmerksamen Beobachters, und er trachtete sie vornehmlich nach zwei Richtungen hin zu erfüllen. Vorerst in Bezug auf Alles, was die Haltung und die nicht gerade von edlen Gesichtspunkten ausgehenden Bestrebungen der benachbarten Fürsten Deutschlands anging, bei der allgemein herrschenden Verwirrung im Trüben zu fischen und sie zu ihrer eigenen Bereicherung sowie zur Vergrößerung ihres Besitzstandes zu benützen. Und außerdem durch die Einziehung von Nachrichten aus Frankreich und ihre Weiterbeförderung nach Wien, wo man dem steten und immer größere Dimensionen annehmenden Umsichgreifen Bonaparte's mit steigenden Besorgnissen zusah.

Einen besonders tiefen Eindruck brachte daselbst die wohl nicht durch Wessenberg allein, aber auch durch ihn nach Wien gemeldete

[1]) Mündliche Mittheilung des Grafen Philipp Boos-Waldeck, Wessenbergs Enkel.

[2]) Rescript vom 25. December 1803.

Nachricht von der Verhaftung des zu Ettenheim in tiefer Zurückgezogenheit lebenden Herzogs von Enghien, und von dessen gewaltsamer Wegschleppung nach Paris hervor.[1]) Der Herzog hatte früher durch längere Zeit in dem Wessenbergischen Schlosse zu Feldkirch verweilt und der dort in eine Fensterscheibe eingeschnittene Name Enghien ist heute noch ein wehmüthiges Erinnerungszeichen an ihn. Auf die empörende Kunde von seiner Hinrichtung, oder richtiger gesagt, seiner Ermordung folgte ziemlich rasch[2]) die von der nahe bevorstehenden Gründung des neuen französischen Kaiserreiches und der baldigen Thronbesteigung des bisherigen ersten Consuls. Und nicht allzulang, nachdem dieses Ereigniß wirklich eingetreten war, verbreitete sich in Frankfurt das Gerücht, der neue Kaiser werde binnen kurzem die Rheingegenden besuchen, um insbesondere die beiden Grenzplätze Straßburg und Mainz in Augenschein zu nehmen.[3])

Obgleich Anfangs Niemand recht hieran hatte glauben wollen, so wurde man doch bald eines Besseren belehrt und Wessenberg richtete die Anfrage nach Wien, wie er sich im Falle der Ankunft des französischen Kaisers in Mainz benehmen und ob er sich ebenfalls daselbst einfinden solle. Allsogleich erhielt er den Auftrag, nach Mainz zu gehen, dieß jedoch nur als einen aus eigenem Antriebe unternommenen Schritt darzustellen. Natürlich müsse er die Gelegenheit benützen, alles sich Ereignende genau zu beobachten und verläßlich einzuberichten, insbesondere aber trachten, über Napoleons eigentliche Beweggründe zu dieser Reise ins Klare zu kommen.[4])

Dieselben waren, wie wenigstens Wessenberg meinte, vorzugsweise militärischer Art. Am Nachmittage des 20. September war Napoleon, von Coblenz kommend, in Mainz eingetroffen, und während der Fahrt dorthin hatte er sein hauptsächlichstes Augenmerk auf das gerichtet, was zu sorgfältigster Sicherstellung des neuen französischen Grenzzuges in Betracht kam. Während seines Verweilens in Mainz traten jedoch auch die sonstigen Beweggründe seiner Reise mehr und mehr in den Vordergrund, und man wird wohl kaum irre gehen, wenn man in seinem dortigen Auftreten das Vorspiel zu dem späteren Abschlusse des Rheinbundes erblickt. Durch

[1]) Wessenbergs Bericht vom 17. März 1804.
[2]) Wessenbergs Bericht vom 9. April 1804.
[3]) Wessenbergs Bericht vom 13. August 1804.
[4]) Rescript an Wessenberg, 18. September 1804.

die prunkvolle Hofhaltung, die er entwickelte, durch das persönliche Erscheinen der Kaiserin Josephine, die übergroße Anzahl seines Gefolges, die Berufung eines eigenen französischen Theaters nach Mainz trachtete er den dort zusammenströmenden deutschen Fürsten sowie den an ihn abgesandten Repräsentanten derer, die nicht persönlich gekommen waren, zu imponiren. Hierauf schien er es überhaupt in höherem Maße abgesehen zu haben, als die Herzen durch Liebenswürdigkeit zu gewinnen.

Nur für den Reichserzkanzler Dalberg und den Kurfürsten Karl Friedrich von Baden machte er eine Ausnahme und behandelte sie mit Auszeichnung. Aber auch zwischen ihnen ließ er einen recht fühlbaren Unterschied eintreten, und indem er den Erzkanzler nie anders als mit den Worten: „Kurfürstliche Durchlaucht" anredete, sagte er zu dem Kurfürsten von Baden fast immer nur: „Mein Herr!" Dringend lud er Dalberg zur bevorstehenden Kaiserkrönung nach Paris, und allgemein erzählte man sich in Mainz, Napoleon habe, von Dalberg sprechend, gesagt, er sei ein Mann, wie es deren in Frankreich nur wenige, in Deutschland aber gar keinen mehr gebe. Und wer nach den Gründen dieser Bevorzugung forschte, erhielt die Antwort, Dalberg habe den Kaiser durch seine historischen Vergleichungen desselben mit Cäsar und Karl dem Großen für sich vollständig einzunehmen gewußt.

Ganz anders verfuhr Napoleon gegen die deutschen Reichsfürsten geringeren Ranges. Sechs Tage hindurch konnten sie bei ihm keine Audienz erhalten, und bei der, welche er den Gesandten ertheilte, sagte er fast Jedem etwas Unangenehmes. Dem des Kurfürsten von Baiern warf er die unverbindliche Phrase ins Gesicht: „Ihr Herr muß sehr viel Geld zusammengerafft haben, weil er sich den Luxus eines Vergnügungslagers gönnt." An den Vertreter Württembergs richtete er die Frage: „Wann wird diese heimliche Fehde zwischen Vater und Sohn ihr Ende erreichen? Das muß geschehen, schreiben Sie Ihrem Herrn, es muß!" Und den Deputirten der Stadt Frankfurt warf er vor, dieselbe handle vorzüglich mit englischen Waaren und begünstige den Schmuggel nach Frankreich. „Ihre Stadt und Hamburg," sagte er ihnen, „hören nicht auf, meine Feinde zu begünstigen. Sie werden mich zwingen, die eine dem Könige von Preußen und die andere dem Kurfürsten von Hessen zu geben."[1])

[1]) Wessenbergs Bericht. Frankfurt, 25. September 1804.

Am Abende des 25. September erhielt Weſſenberg das Reſcript, durch das er ermächtigt wurde, nach Mainz zu gehen. Schon am nächſten Tage verfügte er ſich dorthin, und von Mainz aus berichtete er nun, man ſei daſelbſt ziemlich einſtimmig der Meinung, Napoleon hege bei ſeinem längeren Aufenthalte am Rhein hauptſächlich nur die Abſicht, die Zeit auszufüllen bis zu ſeiner Krönung, indem er nicht vor derſelben nach Paris zurückkehren wolle. Ueberhaupt gewinne es den Anſchein, als ſei er mit der Bevölkerung der franzöſiſchen Hauptſtadt nicht recht zufrieden. Dem Kurfürſten Erzkanzler gegenüber rühmte er die Anhänglichkeit und das ruhige Betragen der Mainzer. Es wäre zu wünſchen, ſagte er zu ihm, daß die Pariſer ihnen glichen, und er verbreitete ſich nun über die Nachtheile einer allzu volkreichen Reſidenzſtadt [1]).

Am Vormittage des 3. October erfolgte die Abreiſe Napoleons von Mainz nach Trier, und auch Weſſenberg kehrte, ohne übrigens mit dem franzöſiſchen Kaiſer in perſönliche Berührung gekommen zu ſein, auf ſeinen Poſten in Frankfurt zurück. Von dort aus wiederholte er ſeine ſchon früher ausgeſprochene Behauptung, daß trotz der Aufſtellung eines großen diplomatiſchen Apparates in Mainz keine wichtigeren politiſchen Verhandlungen ſtattgefunden hätten [2]). Dennoch täuſchte er ſich nicht über die von Frankreich her fortwährend drohenden Gefahren, und an Stadion ſchrieb er, die Ruhe und die Sicherheit Europa's würden ſo lang ein bloßes Hirngeſpinnſt ſein, als die übrigen Mächte der Unverſchämtheit und der Unſittlichkeit einer uſurpatoriſchen Regierung nur Furchtſamkeit oder Habgier entgegenzuſetzen wüßten. Immer mehr entſchwinde die Ausſicht auf den Fortbeſtand des Friedens, und es würde einer übernatürlichen Kraft bedürfen, um ihn zu erhalten.

Dennoch beſtreitet Weſſenberg in ſeinem Briefe an Stadion die damals ſo weitverbreitete Anſicht, die Reiſe Napoleons nach Mainz ſei zunächſt durch politiſche Beweggründe veranlaßt worden. Nichts als „Großthuerei“ [3]) habe ihn, ſo meint er, hiebei geleitet und man müſſe dieſen „Störer des Weltfriedens“ [4]) in der Nähe geſehen haben, um einen richtigen Begriff von ſeiner Prachtliebe und ſeiner

[1]) Mainz, 30. Sept.

[2]) Frankfurt, 4. Oct.

[3]) „Ostentation.“ Weſſenberg an Stadion. 18. Nov.

[4]) „Perturbateur de l'univers.“

Eitelkeit zu gewinnen, aller Welt die ungeheuren Hilfsmittel seiner gegenwärtigen Stellung überzeugend darzuthun. Karl der Große sei sein Held und gleich ihm wolle er sein Hoflager von einem Ende der Welt nach dem anderen mit sich führen. Mainz aber habe er aus dem Grunde zu längerem Aufenthalte gewählt, weil es ihm günstig gelegen zu sein scheine, um von dort aus Deutschland das Uebergewicht seiner Macht am schwersten fühlen zu machen und die demuthsvollen Huldigungen der deutschen Kurfürsten und Fürsten entgegenzunehmen. Er habe sie behandelt, wie es Alle verdienen, welche mehr noch durch ihre Selbsterniedrigung als durch ihre Schwäche auf die bisherige Unabhängigkeit und die Würde ihrer Stellung verzichteten. Nur mit Grobheiten habe er ihre Schmeicheleien vergolten.

Während die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf die prunkvollen Festlichkeiten gerichtet war, welche aus Anlaß der Kaiserkrönung Napoleons in Paris stattfanden, fuhr Wessenberg fort, hauptsächlich über das, was in seiner Nähe sich zutrug, fleißig nach Wien zu berichten. Insbesondere waren es Dalbergs ununterbrochene Verhandlungen mit dem neuen französischen Kaiserhofe, die seine größte Besorgniß erregten, denn sie schienen ihm darauf gerichtet, unter Frankreichs Schutz und mit dessen Beihilfe eine Union deutscher Fürsten zu Stande zu bringen, welche die Bildung eines von Oesterreich wie von Preußen gleich unabhängigen Föderativstaates herbeiführen sollte. Der Kurfürst von Hessen-Kassel sei, schrieb Wessenberg Anfangs Februar 1805, für diesen Plan bereits gewonnen, der Fürst von Isenburg habe während seines Aufenthaltes in Paris die bündigsten Zusicherungen für dessen Verwirklichung erhalten, in Berlin aber betrachte man ihn mit mißgünstigen Blicken. Und an Stadion berichtete Wessenberg über die von Paris aus sich verbreitenden kriegerischen Gerüchte. Er hoffe, fügte er hinzu, daß man sich durch sie nicht einschüchtern lassen, sondern in der drohenden Gefahr Muth und Standhaftigkeit an den Tag legen werde.[1])

Während die Erneuerung des Krieges mit Frankreich immer mehr an Wahrscheinlichkeit gewann, ging in Wessenbergs äußerer Stellung eine bemerkenswerthe Veränderung vor sich. Schon im April 1804 hatte die Staatskanzlei beim Kaiser den Antrag gestellt, Wessenberg

[1]) An Stadion. Frankfurt, 28. Jan. 1805.

zum Gesandten beim Oberrheinischen Kreise zu ernennen, dessen vornehmste Fürsten, der Kurfürst von Hessen-Kassel und der Darmstädter Landgraf unabläßig ihre Gebiete zu vergrößern und den dominirenden Einfluß Preußens, unter dem sie selbst stünden, zu fördern sich bemühten, während sich auch bei jedem Schritte Oranien-Fulda's die gebieterische Leitung des Berliner Cabinetes sichtlich verrathe. Außerdem trachte Preußen die Successionsrechte der Nassauischen Häuser auf die Oranischen Besitzungen zu vernichten und sie auf das eigene Königshaus zu übertragen. Diesen Bestrebungen entgegen zu wirken und dadurch die Autorität des Reichsoberhauptes möglichst zu wahren, sei eine Aufgabe, welche nicht länger vernachläßigt werden dürfe. Der Antrag, mit ihr den Freiherrn von Wessenberg zu betrauen, blieb jedoch von Seite des Kaisers ohne Erledigung, bis etwa im Mai 1805 die Staatskanzlei neuerdings auf ihn zurückkam. Die Ernennung des Freiherrn von Günderode zum Gesandten des Kurfürsten von Hessen am Wiener Hofe gab ihr die äußere Veranlassung hiezu, und sie vermochte endlich auch den Kaiser, Wessenberg gleichfalls als Gesandten in Kassel zu accreditiren. Im August 1805 begab er sich zu dauerndem Aufenthalte dorthin [1]).

[1]) Wessenberg, 9. Aug.

VI.

Gesandtschaft in Kassel.

Die Beweggründe, welche den Kurfürsten von Hessen zur Beglaubigung eines Gesandten in Wien bestimmten, sind wenigstens zum Theile auch in seiner steten Begier, gewinnbringende Geldgeschäfte zu machen, und in seinem eifrigen Bestreben zu suchen, für die seiner Herzensneigung sich erfreuende Gräfin Schlotheim vom Kaiser Franz die Umänderung ihres Namens in den einer Gräfin Hessenstein zu erlangen.[1]) Nach beiden Richtungen hin fanden von seiner Seite bei Wessenberg, nachdem derselbe seinen bleibenden Aufenthalt in Kassel genommen hatte, wiederholte Anwürfe statt, ohne daß jedoch hieraus wenigstens damals eingehendere Verhandlungen hervorgegangen wären.

Wessenberg traf den kurfürstlichen Hof in großer Aufregung über das von dem französischen Gesandten Bignon gestellte, und nachdem es Anfangs wirkungslos geblieben war, in recht unverschämten Ausdrücken wiederholte Begehren um Ausweisung des englischen Gesandten Taylor. Den Bemühungen, diesen Streitfall friedlich zu schlichten, hielt sich Wessenberg, als nicht näher hieran betheiligt, natürlich fern. Aber er konnte doch nicht umhin, in jener ungestümen Forderung ein äußerst bedrohliches Symptom zu erblicken, und er wurde in dieser Anschauung durch den Anmarsch französischer Truppen aus Hannover bis dicht an die kurhessische Grenze nicht wenig bestärkt. Er besorgte, daß dieselben, welche unter dem Befehle des Marschalls Bernadotte standen, nur das erste Zeichen des Ausbruches eines neuen Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich abwarten würden, um dann von dem Kurfürsten den Durchmarsch durch sein

[1]) Wessenberg, 25. Januar 1805.

Land zu erbitten oder zu erzwingen. Denn das wäre ja für sie der kürzeste Weg nach den Ufern der Donau.[1])

Zum Durchmarsche kam es denn auch wirklich, denn der Kurfürst besaß weder die Kraft noch den Willen, sich demselben ernstlich zu widersetzen. Auch wurde ihm der Entschluß zur Nachgiebigkeit dadurch erleichtert, daß noch von keiner Seite eine Kriegserklärung erfolgt war, und auch nicht die Donau, sondern Mainz als der Zielpunkt der französischen Truppen bezeichnet wurde. Dieß nach Wien meldend, fügte Wessenberg hinzu, er selbst werde so lang als nur immer möglich, wenn nicht in Kassel, so doch in Frankfurt und im schlimmsten Falle in Hanau auszuharren suchen, um von dort aus mit Benützung seiner Verbindungen mit zahlreichen Bewohnern beider Rheinufer die Commandanten der österreichischen Truppenkörper mit möglichst verläßlichen Nachrichten zu versehen,[2]) ein Entschluß, welcher vom Wiener Hofe und insbesondere vom Kaiser selbst mit großem Wohlgefallen aufgenommen wurde. Wessenberg erntete für seinen rastlosen Eifer eine sehr warme Belobung.[3])

Kaum war der Durchmarsch des Bernadotte'schen Corps durch Kassel in der Richtung gegen Mainz hin vollzogen, so erhielt Wessenberg von seiner Regierung die denkwürdige Erklärung derselben vom 3. September 1805, durch welche sie zwei Noten des französischen Cabinetes und zwar vom 13. und 16. August mit offenem Freimuth beantwortete. Sie hege kein anderes Vorhaben, war darin gesagt, als die Aufrechthaltung des Friedens, und keinen anderen Wunsch als den einer Uebereinstimmung ihrer Absichten mit denen des Kaisers Napoleon. Aber der Friede zwischen zwei Mächten werde nicht allein dadurch bewahrt, daß die eine die andere nicht angreife, sondern hauptsächlich durch gewissenhafte Beobachtung der Verträge, auf welche dieser Friede sich gründe. Der zwischen Oesterreich und Frankreich beruhe auf dem Tractate von Luneville, der die Selbstständigkeit der italienischen, der helvetischen und der batavischen Republiken, sowie die freie Wahl ihrer Regierungsform garantire. Jede Maßregel, durch welche jene Staaten bestimmt würden, ohne diese freie Wahl und ohne Beibehaltung ihrer politischen Unabhängigkeit eine Regierungsform, eine Verfassung, einen Herrn anzunehmen, schließe

[1]) Wessenberg, Kassel, 5. September 1805.

[2]) Wessenberg, Kassel, 17. September.

[3]) Rescript an Wessenberg, Wien, 29. September.

eine Verletzung des Vertrages von Luneville in sich und berechtige Oesterreich, auf ihre Zurücknahme zu dringen. Eine Macht aber, welche nach vollzogenem Bruche der Tractate hierauf bezügliche Erklärungen ablehnt, Unterhandlungen verweigert und statt sich zu vergleichen, nur Drohungen eintreten läßt, verletze gleich stark die Pflichten der Freundschaft wie die geheiligten Rechte des Friedens.

Was endlich die Erhaltung der öffentlichen Ruhe betreffe, so erfordere sie, daß jeder Staat in seinen Grenzen bleibe und die Gerechtsame sowie die Unabhängigkeit anderer Staaten, sie seien mächtig oder schwach, unangetastet lasse. An eine Aufzählung der zahlreichen Handlungen, durch welche diese Ruhe von Seite Frankreichs gestört worden sei, knüpft Oesterreich die Erklärung, daß es durch sie, durch Frankreichs Rüstungen und durch die Unzulänglichkeit aller Bemühungen, einen wahrhaften Frieden zu erhalten, gleichfalls zu solchen Rüstungen gezwungen worden sei. Ja, der Kaiser rüste, aber nicht in feindlicher Absicht, sondern um den Frieden zu erhalten, und zwar auf Bedingungen hin, ohne welche dieser Friede nur ein bloßes Blendwerk sein würde. Von den gleichen Anschauungen ausgehend, habe der russische Kaiserhof sich dem österreichischen zugesellt, im Namen Beider werde daher die Erklärung abgegeben, sie seien bereit, mit Frankreich über die Erhaltung des Friedens auf dem Festlande unter den gemäßigtesten, mit der allgemeinen Ruhe und Sicherheit nur immer vereinbarlichen Bedingungen in Unterhandlungen zu treten. Welches deren Ergebniß auch sein möge, und selbst wenn der Ausbruch des Krieges unvermeidlich erschiene, so hätten sie sich doch gegenseitig verpflichtet, nichts zu unternehmen, wodurch eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs oder eine Aenderung des gegenwärtig im deutschen Reiche eingeführten Zustandes der Besitzungen und Verhältnisse bezweckt würde. Glücklich werde der Kaiser sich fühlen, wenn seine Erklärungen beizutragen vermöchten, die traurigen Folgen zu verhüten, vor denen die Menschheit zu bewahren er sich eifrigst bemüht habe. [1])

So lebhaft die österreichische Regierung es auch in Abrede stellte, so erkannte doch Jedermann, daß bei dem einmal obwaltenden Stande der Dinge ihre Kundgebung gleichbedeutend war mit einer Kriegs-

[1]) Zweite Erklärung des Wiener Hofes gegen den französischen, von Wien nach Paris abgesendet den 3. September 1805. Beilage der Wiener Zeitung vom 18. September. S. 4343.

erklärung an Frankreich. So faßte auch Wessenberg sie auf, und noch nach sehr langer Zeit fühlte er sich während eines vorübergehenden Aufenthaltes in Ulm durch die Erinnerung an das, was im Jahre 1805 daselbst geschehen war, dazu angeregt, seine Betrachtungen über jene Ereignisse niederzuschreiben. So bereitwillig er auch anerkennt, wie viel Ursache Napoleon durch seine eigenmächtige und herausfordernde Handlungsweise zur Kriegführung gegen ihn gegeben, so tadelnswerth findet er es doch, daß man sich in Wien zu ihr entschloß. Denn die Aufgabe einer klugen Politik, sagt Wessenberg, bestehe nicht bloß darin, die vorhandenen Rechtsgründe zu prüfen, sondern auch nur dann zu einem bewaffneten Angriffe zu schreiten, wenn man dieß mit fast zuversichtlicher Hoffnung auf einen günstigen Erfolg zu thun im Stande sei. Aber vielleicht niemals sei diese Aussicht eine geringere gewesen als gerade im Jahre 1805.[1])

Daß dem wirklich so war, meint Wessenberg ebenso in der zu jener Zeit zu ihrem Culminationspunkte gediehenen Machtentfaltung Frankreichs wie in der Verblendung der drei verbündeten Höfe von Wien, St. Petersburg und St. James erblicken zu sollen. Ihr schwerster und für sie verderblichster Irrthum habe darin bestanden, daß sie es versäumten, sich rechtzeitig des so überaus wichtigen Beistandes Preußens zur Kriegführung gegen Frankreich zu versichern. Man ersehe hieraus, daß sogar Pitt trotz seiner Vortrefflichkeit als Administrator, als Finanzmann, als parlamentarischer Minister doch nicht die erforderliche Staatsweisheit besaß, um die auswärtigen Angelegenheiten seines Landes in einem für die großen europäischen Interessen nutzbringenden Sinne zu leiten.

Noch schärfer ist die Mißbilligung, welche die Haltung und die Entschlüsse der österreichischen Regierung von Seite Wessenbergs erfahren. Nie sei dieselbe, sagt er über sie, aus solchen Mittelmäßigkeiten zusammengesetzt gewesen, als dies damals der Fall war. „Es fehlte zwar," heißt es an einer anderen Stelle seiner Aufzeichnungen, „auch in Wien nicht an gewichtigen Stimmen, welche sich gegen diese unzeitige Armada erklärten. Allein sie wurden, wie jene des Erzherzogs Karl, des Generals Duka und einiger anderer kaltblütiger Männer übertäubt. So wurde ohne alle Berechnung, ohne

[1]) Betrachtungen und Bemerkungen über den österreichischen Feldzug gegen Napoleon im Jahre 1805. — Fragment sur la coalition en 1805. Beide Aufsätze ganz von Wessenbergs Hand.

alle Voraussicht ein Krieg, ein abenteuerlicher Krieg begonnen, der für die österreichische Monarchie nur verderblich werden konnte."

Wie unendlich verschieden von diesem Urtheile des mehr als etwa siebzigjährigen Wessenberg war doch das, welches er vier Decennien früher in dem Augenblicke gefällt hatte, in dem die Kundgebung der österreichischen Regierung den baldigen Ausbruch des Krieges mit Bestimmtheit vorhersehen ließ! Mit wahrem Jubel begrüßte er sie damals, und um seine innerste Herzensmeinung hierüber ganz unzweifelhaft darzulegen, sei es gestattet, hier nicht so sehr seine officielle Depesche, in der er seinem Entzücken über die österreichische Erklärung begeisterten Ausdruck verleiht, als die mit eigener Hand geschehene Eintragung in sein Tagebuch zu erwähnen, welches bis auf den gegenwärtigen Augenblick unbekannt und unbenutzt blieb. „Man kann," so lautet sie, „diese trefflichen, großmüthigen, kraftvollen Erklärungen als einen schönen, herrlichen Triumph über alle die niederträchtigen Declamationen der französischen Regierung betrachten. Alles bewundert die Note vom 3. September; die darin gegebenen Zusicherungen zerstreuen alle Zweifel und alle Intriguen; sie ist das größte diplomatische Meisterstück neuerer Zeit."[1])

Aus dieser für kein anderes Auge als sein eigenes bestimmten Aufzeichnung ersieht man, daß die überströmenden Lobsprüche, welche Wessenberg in seiner officiellen Depesche an die kaiserliche Regierung ihrer Verlautbarung spendete, und die Schilderung des Enthusiasmus, den dieselbe allenthalben erregte, nicht etwa eine seinem Wesen ohnehin völlig fremde Wohldienerei, sondern nichts als das treue Spiegelbild seiner eigenen Empfindungen und Wahrnehmungen waren. „Diese Erklärungen," schrieb er am 19. September nach Wien, „haben den Fürchtenden und den Hoffenden, den freundlich und den feindlich Gesinnten mit der unwiderstehlichen Ueberzeugung überrascht, daß der österreichische Kaiserhof sich auf jener Höhe von Kraft und Energie, von Edelmuth und Entschlossenheit befindet, welche über den Erfolg keinen Zweifel übrig läßt, und diese Ueberraschung war so heftig, daß nichts ihre Wirkungen mehr hindern kann. „Oesterreich, Oesterreich über Alles" ertönt nun allenthalben in voller Begeisterung um mich her, und ich darf diese Begeisterung als den ersten großen Sieg über den feindlichen Uebermuth ansehen."

[1]) Eintragung vom 19. September 1805 in Wessenbergs Tagebuch. Cahier 12.

Um diesen Eindruck auch dort zu verbreiten, wohin vielleicht noch keine Kunde von der Erklärung der österreichischen Regierung gedrungen war, ließ Wessenberg unverzüglich tausend Exemplare derselben drucken und sie in zuverlässiger Weise auf mehreren Punkten nach dem linken Rheinufer schaffen [1]). Aber freilich kreuzten sie sich auf dem Wege dorthin schon mit den französischen Heersäulen, welche in großen Massen den Strom überschritten, um in südöstlicher Richtung in Deutschland vorzudringen.

In Frankfurt war Wessenberg Augenzeuge des Durchmarsches eines Theiles dieser Truppen unter dem Divisionsgeneral Grouchy. „Die Infanterie ist," trägt er hierüber in sein Tagebuch ein [2]), „in gutem Zustande, die Cavallerie aber, vorzüglich jene, die aus Holland kommt, sehr schlecht und zum Theil gar nicht beritten. Die Artillerie ist größtentheils nur mit Bauernpferden bespannt, die Bagage von beiden Corps aber über den Rhein geschickt worden; nur die Generale haben Kaleschen, die übrigen Stabsofficiere bloß Fourgons, mit einem oder zwei Pferden bespannt. Handpferde und Weiber sieht man wenig. Soldaten und Officiere tragen abgeschnittene, ungepuderte Haare. Marschall Bernadotte hat diese Bequemlichkeit erst vor wenigen Tagen bei seinen Truppen eingeführt."

Seinem Vorhaben getreu gab Wessenberg von seinen Wahrnehmungen über die französischen Streitkräfte und deren Märsche dem kaiserlichen General-Quartiermeister Freiherrn von Mack fortwährend Kunde. Aber freilich wurde seine Verbindung mit dem österreichischen Hauptquartier bald unterbrochen, und nur nach Wien konnte er seine Berichterstattung noch fortsetzen. Abwechselnd befand er sich einmal in Frankfurt und dann wieder in Hanau, und man wird peinlich berührt, wenn man sieht, wie mitten in jenen drangsalvollen Tagen der Kurfürst Wilhelm nichts Besseres zu thun weiß, als Wessenberg neuerdings um Beförderung seiner zwei in dem österreichischen Infanterie-Regimente Sporck als Lieutenants dienenden natürlichen Söhne, der Freiherren Moriz und Julius von Haynau, um die von ihm so sehnlich gewünschte Namensänderung der Gräfin Schlotheim und um Erhebung der mit ihr erzeugten Kinder in den Grafenstand zu bestürmen. Wessenberg hielt sich für verpflichtet, dem Kaiserhofe diese Begehren des Kurfürsten zur Ge-

[1]) Wessenberg, 19. September.

[2]) Am 25. September.

währung zu empfehlen, denn er befürchtete, eine Ablehnung derselben könnte einen für Oesterreich sehr ungünstigen Eindruck auf ihn hervorbringen. [1])

Die furchtbaren Kriegsereignisse bei Ulm und die dort geschehene Vernichtung des größten Theiles der österreichischen Armee äußerten natürlich auch auf Wessenberg eine niederschmetternde Wirkung. Aber völlig ließ er doch auch jetzt noch die Hoffnung nicht sinken. Er sei überzeugt, schrieb er am 25. October aus Hanau nach Wien, daß man noch keine Ursache habe, kleinmüthig zu sein. „Wenn die nahende Gefahr," so lauten seine Worte, „die getreuen Unterthanen in Böhmen und Oesterreich gehörig electrisirt, wenn die Tiroler in ihrem bisherigen Muthe unerschütterlich ausharren, wenn die Russen ihre alte angeborene Tapferkeit bewähren, so hoffe ich noch immer auf einen hinreichenden Widerstand an Oesterreichs Grenzen, und wenn derselbe auch nur einige Wochen dauert, so darf man erwarten, daß die russischen und die schwedischen Truppen im Norden sowie die österreichischen und die russischen Streitkräfte im Süden genügende Diversionen zu machen im Stande seien, um die französische Macht zu zertheilen und zu schwächen."

Aber von alledem ging leider gar nichts in Erfüllung und Wessenberg sah sich dazu verurtheilt, als ohnmächtiger Zuschauer auf seinem Beobachtungsposten zu verweilen und das Resultat seiner Wahrnehmungen, sei es nach Wien, sei es nach dem Hauptquartier des Erzherzogs Ferdinand in Böhmen zu berichten. Von der Tiefe der inneren Bewegung, mit welcher die für Oesterreich so unglücklichen Kriegsereignisse ihn erfüllten, geben jedoch die Eintragungen in sein Tagebuch Zeugniß, und um den Geist, in welchem sie gehalten sind, zu charakterisiren, sei hier nur dasjenige erwähnt, was er über die Capitulation von Ulm und den, welchem sie zur Last fiel, zu Papier brachte.

„Sobald General Mack," so lauten Wessenbergs Worte, „wahrnehmen konnte, daß die Absicht des Feindes sei, ihn zu umgehen und im Rücken und in der Flanke anzugreifen, mußte er sich entweder über den Lech zurückziehen oder auf den Feind während seines Marsches werfen, aber er that keines von beiden, sondern blieb zum Erstaunen der Welt an der Iller wie in einer unüberwindlichen

[1]) Wessenbergs Bericht vom 22. Oct.

Stellung stehen. Eine verwegene Ambition, durch eine verwirrte Einbildungskraft angefacht, blendete ihn mit der glänzenden Hoffnung, seinen Gegner irre zu führen, und schmeichelte seinen Neigungen wie seiner Begierde mit der Möglichkeit, ihm sogar gefährlich zu werden. Nur diese Verblendung kann all die Fehler erklären, welche Mack in seiner Lage beging, und sie allein vermag begreiflich zu machen, wie er die Sicherheit der Armee und des Staates auf solche Art vergessen und den elenden Chimären seines Ehrgeizes aufopfern konnte. Er vernahm zufälliger Weise von einem Beamten aus Ulm das leere Gerücht, als sei in Frankreich eine Empörung ausgebrochen und die feindliche Armee daher genöthigt, den Rückzug anzutreten. Dieses Traumbild erhitzte noch mehr seinen verworrenen Geist und eiligst baute er darauf neue Entwürfe. Er schickte einen großen Theil seiner Truppen auf das linke Donauufer mit dem Befehle, die zurückweichenden feindlichen Colonnen überall anzugreifen, dadurch vollendete er aber den völligen Unsinn seiner Maßregeln. Er löste seine Armee in kleine isolirte Körper auf, welche eines Widerstandes durchaus nicht mehr fähig waren."

„Alle Augenzeugen dieser unglücklichen Ereignisse versichern, man habe an Mack jene Ruhe des Geistes und jene Mäßigung völlig vermißt, ohne welche jede Ueberlegung unmöglich ist. Sein Geist habe immer wie ein Sturmwind gewüthet, jedem Rathe anderer erfahrener Männer setzte er stets nur Verachtung und den empörendsten Eigensinn entgegen. Seine Sucht zu glänzen habe einen verderblichen Muth in ihm entflammt und sein Herz bis zur Grausamkeit verwildert."

„So bleibt es doch immer wahr," diese Betrachtung fügt Wessenberg seinen Aussprüchen über Mack hinzu, „daß man die Geheimnisse der Begebenheiten in den Charakteren der Menschen, welche hieran Theil haben, aufsuchen muß. Macks Ehrgeiz ist vielleicht allein Schuld, daß man sich mit diesem Kriege so übereilte. Er wollte glänzen und konnte den Augenblick nicht erwarten, in welchem er seinen Namen in allen Zeitungen und unter allen Armeebefehlen erblicken würde. Kein Ehrgeiz aber ist gefährlicher, als der eines Emporkömmlings, das ist eines Mannes, bei welchem Geburt und Familienverhältnisse den Eindruck des Glückes und den verführerischen Reiz einer glänzenden Laufbahn nicht mildern. Solche Leute haben selten die Kraft, auf ihr früheres Nichts zurückzublicken; sie

glauben, Alles müsse ihrem Ruhme, ihrem Stolze weichen. Uebrigens hat Mack bei seinem übermäßigen Ehrgeiz eine niedrige Schwäche bewiesen; er überlebt seine Schande."

Die Richtigkeit der Bemerkungen Wessenbergs über die Emporkömmlinge, also über die Männer, welche wenigstens in ihrer Mehrzahl durch eigene Kraft und eigenes Verdienst aus geringen Lebensverhältnissen zu hohen und wichtigen Stellungen gelangten, mag wohl ernstlich bezweifelt werden. Jedenfalls nimmt es Wunder, sie von demselben Manne aussprechen zu hören, der wenige Jahre später von dem größten Emporkömmling der Neuzeit, von Napoleon, so sehr er auch dessen Bestrebungen verdammte, doch mit einer Bewunderung sprach, welche ihm dessen ganz einzig dastehendes Genie gleichsam wider Willen abzwang.

Von dem Widerspruche, der zwischen diesen binnen so kurzer Zeit von Wessenberg geäußerten Ansichten obwaltet, auf sein Urtheil über Mack zurückkehrend, muß man zugeben, daß dasselbe an Schärfe, aber auch an Leidenschaftlichkeit kaum mehr überboten werden kann. Es unterscheidet sich dadurch von einem anderen, welches Wessenberg über einen zweiten österreichischen General fällte, der sich bald darauf in ähnlicher, wenngleich bei weitem nicht so hervorragender und selbstständiger Stellung wie Mack befand und der gleich ihm in jenen Tagen erfahren mußte, daß das Capitol vom tarpejischen Felsen nur wenige Schritte entfernt lag. Es war dieß Franz von Weyrother, welchem Wessenberg trotz des bei Hohenlinden gemeinsam erlebten Mißgeschickes doch die günstige Meinung, die er sich von ihm während jenes Feldzuges gebildet, gleichmäßig erhalten, ja sie sogar nach dem Verluste der Schlacht bei Austerlitz, bei welcher Weyrother als Chef des Generalstabes fungirte, nicht verändert zu haben scheint. Es fällt ihm nicht ein, ihn einen Emporkömmling zu schelten und ihn als solchen zu verdammen, obwohl Weyrother dieß in kaum geringerem Maße war als Mack. Er nennt ihn einen wissenschaftlich hochgebildeten und mit der Zeit fortgeschrittenen Officier, welcher namentlich die Art der Kriegführung Napoleons mit großer Aufmerksamkeit studirt habe. „Etwas kühn, doch dabei besonnen, übrigens thätig, unermüdet, ganz seinem Berufe lebend," mit diesen Worten charakterisirt Wessenberg den General Weyrother in einem Aufsatze über die Schlacht bei Austerlitz, nach dessen aufmerksamer Durchlesung man sich freilich über das Maß der Verschuldung Weyrothers

an ihrem unglücklichen Ausgange noch immer im Zweifel befinden wird.[1])

Wie tief und wie nachhaltig die Eindrücke waren, welche die unglücklichen Kriegsereignisse des Jahres 1805 auf Wessenbergs von treuer Vaterlandsliebe erfülltes Gemüth hervorbrachten, ergibt sich auch daraus, daß er schriftstellerisch immer wieder auf dieselben zurückkam. In fast allen diesen Aufsätzen wird das damalige Losschlagen der verbündeten Mächte gegen Napoleon ein allzuvoreiliges genannt und aufs bitterste getadelt. Das Hauptverschulden aber legt Wessenberg England zur Last, welches weit mehr in seinem eigenen Interesse als in dem Oesterreichs oder Rußlands diese Mächte zur Coalition wider Frankreich und zu übereilter Herbeiführung des Krieges verlockt habe. „Der große Pitt sah nicht," sagt Wessenberg hierüber, „daß die weit ausgreifende Unternehmung, welche seinen umfassenden Planen das Siegel aufdrücken sollte, untauglichen Händen anvertraut war. Er begriff nicht die Wichtigkeit, ja die Nothwendigkeit der Mitwirkung Preußens und überließ Rußland die eigentliche Leitung der Coalition, während doch das in vorderster Linie stehende Oesterreich die Hauptlast derselben zu tragen hatte. Der Ruf der Weisheit, des Scharfsinns und des Talentes, welchen die englische Regierung so lange Zeit hindurch genossen, wurde plötzlich in unauslöschlicher Weise befleckt, und man begreift, daß die stolze Seele des Sohnes von Lord Chatham dem Schmerze nicht zu widerstehen vermochte, mit welchem ein Friede wie der zu Preßburg geschlossene ihn erfüllte."[2])

Allbekannt ist es, daß Pitt gerade vier Wochen nach dem Tage starb, an welchem der Abschluß des Preßburger Friedens seine stolzesten Entwürfe vernichtete. Mit ihm in gar keiner Weise zu vergleichen, aber doch auch seiner nicht unwürdig, folgte ihm schon nach wenigen Wochen Weyrother ins Grab; sowie jenem der Preßburger Friede, so brach diesem der Verlust der Austerlitzer Schlacht das Herz. Um Decennien überlebte sie Mack; nachdem er Anfangs kriegsrechtlich zum Tode und hierauf zur Strafe der Cassation verurtheilt worden war, milderten sich allmälig die Anschauungen über sein Verschulden, und fast zehn Jahre vor seinem im Jahre 1828

[1]) Tagebuch. Cahier 12.

[2]) Tagebuch. Cahier 11.

erfolgten Hinscheiden war er sogar in seinen militärischen Rang wieder eingesetzt worden.

Zu den unermeßlichen Einbußen, welche Oesterreich durch die unglückliche Kriegführung gegen Frankreich, durch die Anwesenheit zahlreicher feindlicher Heerschaaren im Lande, endlich durch die ungeheuren Opfer an Land und an Leuten erlitt, die ihm durch den Friedenstractat auferlegt wurden, stand die Freude, welche man über alle diese Ereignisse in Süddeutschland, insbesondere an den dortigen Höfen empfand, in grellem, recht widerlichem Contraste. Nirgends aber trat dieß auffälliger hervor als in München. Jubelnd wurde dort die furchtbare Niederlage der österreichischen Stammverwandten bei Austerlitz gefeiert, und das allgemeine Entzücken kannte keine Grenzen, als am 1. Januar 1806 der bisherige Kurfürst Maximilian Joseph als König von Baiern ausgerufen und die durch den Frieden von Preßburg herbeigeführte namhafte Vergrößerung seines neuen Königreiches bekannt wurde.

Mit knirschendem, aber wohl auch ohnmächtigem Ingrimm vernahm man die Nachricht von diesen Vorfällen in Wien. Man beurtheilte sie um so ernster, als man sich ihre voraussichtliche Einwirkung auf die deutschen Höfe nicht verhehlte, welche sich bisher noch nicht zu Schleppträgern Napoleons gemacht hatten. Auch Wessenberg sah sich bald in der Lage, sich von der Richtigkeit dieser Besorgnisse zu überzeugen, und er, der bisher die deutschpatriotische Gesinnung des Kurfürsten von Hessen bei jeder Gelegenheit hervorgehoben hatte, mußte schon am 19. Januar in einer chiffrirten Depesche den Entschluß desselben nach Wien melden, Herrn von Malsburg nach Paris abzusenden, um sich der Unterstützung Frankreichs bei der etwaigen Vertheilung Norddeutschlands zu versichern. Das Fürstenthum Paderborn, die Herrschaft Minden und die Stadt Frankfurt seien die vorzüglichsten Gegenstände seiner Wünsche; um ihrer theilhaft zu werden, würde er sich wohl auch zu einem namhaften Geldopfer verstehen.

Aber ganz abgesehen davon, daß er sich nicht damit schmeicheln durfte, zur Durchführung dieser Entwürfe den Beistand Preußens zu erhalten, mußte der Kurfürst sich bald davon überzeugen, daß sie auch in Paris durchaus keine willfährige Aufnahme fanden. Selbst durch die schließliche Unterwerfung des Kurfürsten unter das demüthigende Begehren Frankreichs, den englischen Gesandten Taylor aus

Kassel auszuweisen, wurde hieran nichts Wesentliches geändert. Immer mehr schwanden die am dortigen Hofe mit so großer Vorliebe gehegten Aussichten auf eine Vergrößerung des Kurfürstenthums, und bald mußte man einsehen, daß es sich kaum mehr um irgend eine Erwerbung, sondern nur noch um einen einiger Maßen gesicherten Fortbestand der eigenen Herrschaft handeln könne. Von welcher, ob von französischer oder von preußischer Seite hiefür bessere Bürgschaft zu erlangen sei, darüber war man in Kassel lange Zeit hindurch im Zweifel, aber es läßt sich nicht leugnen, daß sich die dortige Bevölkerung allmälig mehr und mehr für Frankreich gestimmt zeigte. Denn abgesehen davon, daß die kurfürstliche Regierung von dem Berliner Hofe, welchem sie sich in der letzteren Zeit fast vollständig untergeordnet hatte, hiefür nicht gerade durch Dankbarkeit belohnt worden war, meinte man bei Frankreich die bei weitem größere Macht und daher von dort auch die viel drohendere Gefahr erblicken zu müssen. Dennoch neigte sich der Kurfürst in dem Wettstreite, der sich nun zwischen Frankreich und Preußen entspann, ihn durch Verheißungen oder durch Drohungen auf die eine oder die andere Seite zu ziehen, schließlich doch mehr zu Preußen. [1]) Mit diesem Staate und mit Sachsen sollte er das Gegengewicht gegen den unter Frankreichs Protectorate neu gestifteten Rheinischen Bund, den sogenannten norddeutschen Bund bilden, aber Wessenberg versprach sich von demselben weder eine längere Dauer noch eine entschiedene Haltung. Preußen sei, so meinte er, hiefür zu wenig beliebt und es flöße zu geringes Vertrauen ein, um ein tüchtiges Oberhaupt eines Bundes vorstellen zu können. Die Erinnerung an sein Benehmen während des letzten Winterfeldzuges und an seine steten Vergrößerungsabsichten stehe einem auf gegenseitiges Vertrauen sich gründenden Einvernehmen entgegen. Auch werde durch die kriegerischen Rüstungen Preußens und seiner Verbündeten Niemand in Schrecken versetzt. Man wisse in Paris recht gut, daß Preußen trotz all seines militärischen Apparates nicht offensiv zu Werke gehen könne, und das um so weniger, als es ja selbst den Schlüssel von Norddeutschland, die Festung Wesel dem Feinde eingeräumt habe. Man kenne in Frankreich den zerrütteten Zustand der preußischen Finanzen, welche die Auslagen eines Feldzuges nicht zu bestreiten vermöchten. Man wisse, daß die preußischen Truppen, die zu großem

[1]) Chiffrirte Berichte Wessenbergs an Stadion vom 11. und 12. Aug. 1806.

Theile aus Ausländern bestanden, schon wegen ihrer mangelhaften Uniformirung den Strapazen eines Winterfeldzuges nicht gewachsen, und daß sie in Hannover, in Hessen und in Sachsen mehr als selbst die Franzosen verhaßt seien. [1])

Es scheint wohl, daß auch der Kurfürst ähnliche Gedanken wie Wessenberg hegte und daß er durch sie in seiner Hinneigung zu Preußen wieder wankend gemacht wurde. Dringend verlangte er jetzt von Preußen, für den Fall des Ausbruches eines Krieges gegen Frankreich neutral bleiben zu können. Aber während ihm dieß von preußischer Seite entschieden verweigert wurde, traf der französische General Bertrand in Kassel ein und richtete im Auftrage Napoleons an den Kurfürsten die Aufforderung zu einer kategorischen Erklärung über seine zukünftige Haltung gegen Frankreich. In dieser Bedrängniß werde der Kurfürst, so meinte Wessenberg, kaum einen anderen Entschluß fassen können, als sich auf die Seite Preußens zu schlagen, seine Truppen mit dessen Armee zu vereinigen und seine zwischen dem Main und der Lahn gelegenen Besitzungen wenigstens einstweilen zu opfern. So schien es auch wirklich geschehen zu sollen, und am Abende des 30. September begab sich der Kurfürst in Begleitung des bei ihm beglaubigten preußischen Gesandten Fürsten Wittgenstein in das Hauptquartier des Königs. Aber auch dort trachtete er vor Allem noch an einer wenigstens scheinbaren Neutralität festhalten zu können, denn sonst, meinte er, würden seine Lande dem Feinde völlig preisgegeben sein. [2])

Die Aussichten auf eine Verwirklichung dieses Wunsches zeigten sich günstiger, als selbst der Kurfürst dieß zu hoffen gewagt hatte, weil es auch Napoleon nicht gleichgiltig sein konnte, gerade auf einem so bedrohten Punkte sechzehntausend Mann braver und verwendbarer Truppen mehr oder weniger gegen sich zu haben. Er war daher keineswegs karg mit Versprechungen, während man sich auf preußischer Seite mit der Versicherung des Kurfürsten begnügen zu wollen schien, im Falle einer Verletzung seiner Neutralität durch Frankreich werde er gemeinsame Sache machen mit Preußen.[3]) Der Kurfürst, welcher seinen Truppen den Befehl zum Rückmarsche ertheilt hatte, kehrte auch für seine Person wieder nach seiner Residenz zurück. Eine pein-

[1]) Wessenbergs Bericht, 24. Aug. 1806.

[2]) Wessenbergs Berichte vom 29. und 30. Sept. 1806.

[3]) Wessenbergs Berichte vom 6. und 7. October.

liche Ueberraschung war es für ihn, als plötzlich sein Sohn, der Kurprinz, welcher schon lange Zeit hindurch mit seinem Vater in stetem Zwiespalt gelebt hatte, nunmehr gegen dessen Willen und ohne Abschied von ihm zu nehmen, gleichsam als Flüchtling sich in das preußische Hauptquartier begab, um dort gegen Frankreich zu fechten.[1]) Allerdings gelang es dem Kurfürsten, seinen Sohn wieder zur Rückkehr nach Kassel zu bewegen,[2]) aber inzwischen waren bei Jena und Auerstädt schon die entscheidenden Schlachten geschlagen, und es stand zu erwarten, daß der Vorfall mit dem Kurprinzen von französischer Seite als ein Vorwand mehr zur Beschönigung der gegen seinen Vater beabsichtigten Gewaltthaten benützt werden würde.

Dieselben ließen denn auch nicht mehr lang auf sich warten. Am 31. October wurde Kassel ganz unvermuthet von höchst ansehnlichen französischen Heersäulen, etwa fünfzehntausend Mann, auf allen Seiten umringt. Noch in der Nacht übergab der französische Geschäftsträger Saint-Geneſt dem Ministerium eine Note, in welcher gesagt war, daß die Haltung des Kurfürsten zu den strengsten Vorsichtsmaßregeln nöthige und deshalb die Entwaffnung der hessischen Truppen verlangt werden müsse. Nach kurzer Unterhandlung wich man der Gewalt und am 1. November um neun Uhr Morgens war die Entwaffnung der beiden hessischen Regimenter, welche bis dahin die Besatzung Kassels gebildet hatten, vollzogen. Noch ehe dieselbe eine vollendete Thatsache war, verließ der Kurfürst mit seinem Sohne Kassel und wandte sich in der ersten Verwirrung nach dem französischen Hauptquartier.[3]) Da er jedoch dort keine Aufnahme fand, sondern ihm nur erklärt wurde, man müsse ihn, wenn man ihn in Kassel noch träfe, als Gefangenen behandeln, kehrte er eiligst zurück und schlug den einzigen ihm noch offen gebliebenen Weg über Arolsen zur Flucht ein, die er bis Altona fortsetzte; dort ließ er sich einstweilen nieder.

Im Namen Napoleons ergriff nun der Marschall Mortier von dem Kurfürstenthume Besitz. Der Wortlaut seiner Proclamation und einige seiner Aeußerungen erweckten in Wessenberg die Vermuthung, daß dieses Land für einen der Verwandten Napoleons bestimmt sei. Der Kaiser könne, wiederholte Mortier auch jetzt wieder zu Wessenberg,

[1]) Wessenbergs Bericht vom 9. October.

[2]) Wessenbergs Bericht vom 25. October.

[3]) Wessenbergs Berichte vom 1. und 3. November.

den Kurfürsten und dessen Sohn nur als preußische Generale, somit als solche einer feindlichen Macht ansehen und behandeln. Gegen Wessenberg aber legten sowohl Mortier als der zum Administrator des Kurfürstenthums ernannte General Lagrange wenigstens Anfangs die größte Zuvorkommenheit an den Tag. Doch blieb es hiebei nicht lang, denn kurz nachdem Lagrange durch eine Proclamation erklärt hatte, der Kurfürst habe aufgehört zu regieren, ließ er Wessenberg in der Nacht vom 12. auf den 13. November unter dem Vorwande, derselbe habe in seiner Wohnung Schätze des Kurfürsten verborgen, verhaften und sein Haus durch fünf Mann bewachen.

Allerdings wäre, jedoch ohne daß Lagrange mit Bestimmtheit darum wußte, hinreichende Ursache vorhanden gewesen zu dem von ihm gehegten Verdachte. Denn wirklich hatte der Kurfürst in der „Schreckensnacht", wie Wessenberg sie bezeichnet, vor seiner Flucht aus Mangel an Vertrauen zu seinen gewöhnlichen Geschäftsleuten durch einen verläßlichen Lakai fünf große Brieftaschen mit anderthalb Millionen Thalern in guten Papieren, eine Menge Juwelen und seine ganze Correspondenz mit England und Frankreich, endlich Abschriften der intercipirten Berichte des französischen Gesandten in Kassel mit der dringenden Bitte an Wessenberg gesendet, darüber zu verfügen, wie er für einen Freund dieß thun würde. Schon am folgenden Tage konnte Wessenberg den größten Theil des Geldes nach Hannover in Sicherheit bringen, der Rest aber wurde noch während seiner Verhaftung durch Jemand gerettet, welchen Wessenberg, ihn sogar seiner Regierung nicht näher bezeichnend, einen „sehr edlen Mann" nennt. Die ihm anvertrauten Correspondenzen vertilgte Wessenberg, die Juwelen aber händigte er der Kurfürstin mit der Bitte ein, sie in ihren Kleidern zu verbergen.[1])

So wäre dem Wunsche des Kurfürsten ohne irgend welches Aufsehen vollständig entsprochen worden, wenn nicht sein Kriegscollegium ohne Wessenbergs Vorwissen einige Kisten, welche aber weder Geld noch Kostbarkeiten enthielten, in dessen Haus geflüchtet und dadurch Lagrange Veranlassung zu seinem gewaltsamen Vorgehen gegen den kaiserlichen Gesandten dargeboten hätte. So wie sein Herr und Meister es in solchen Fällen zu thun pflegte, benahm sich jetzt auch Lagrange.

[1]) Nachträglicher chiffrirter Bericht Wessenbergs vom 10. Februar 1808.

Er zeigte sich gegen Wessenberg auf's Aeußerste erbittert, erklärte sich von ihm betrogen und bestohlen und versicherte, daß er sich genöthigt sehe, ihn in das Gefängniß werfen und vor ein Kriegsgericht stellen zu lassen. „Sie haben", schrieb er ihm am 9. November 1806 mit eigener Hand, „die von mir gegebenen Befehle mißachtend, versiegelte Kisten mit öffentlichem Eigenthum in Ihrem Hause verborgen; dort wurden die Siegel verletzt, die Kisten erbrochen und deren Inhalt entwendet. Dieses Verbrechen ist doppelt strafbar vor dem durch mich eingesetzten Gerichte; Sie werden vor dasselbe gestellt werden, denn Ihr diplomatischer Charakter erlischt vor Ihrer gräßlichen Uebelthat."[1])

Wessenberg setzte diesen Ausbrüchen wirklicher oder nur verstellter Wuth die äußerste Ruhe und Kaltblütigkeit entgegen. Lagrange gegenüber blieb er bei der Behauptung, daß dessen Verdacht ein völlig grundloser sei, und er verlangte von ihm jene rücksichtsvolle Behandlung, auf welche er schon nach seiner persönlichen, ganz gewiß aber nach seiner diplomatischen Stellung den berechtigtsten Anspruch erheben dürfe. Er erreichte hiedurch daß Lagrange, dem ja der eigentliche Stand der Dinge unbekannt war, sein vermeintliches Unrecht einsah und Wessenberg um gütliche Beilegung der ganzen Streitsache bat, wozu denn dieser auch unter den einmal obwaltenden Umständen sehr gern die Hand bot.[2])

Wessenbergs Berichte über diesen Vorfall sind auch die letzten, die er von Kassel aus nach Wien schrieb, denn dort betrachtete man, und gewiß mit Recht, durch die Errichtung und Anerkennung des Königreiches Westphalen seine Mission wenigstens für den ansehnlichsten der Höfe, denen sie gegolten, als erloschen. Aber sie bestand doch noch für die kleineren Staaten, in denen er beglaubigt gewesen, insofern sie zum oberrheinischen Kreise gehörten, unverändert fort. Und da außerdem die Stadt Frankfurt auch nach Verlust ihrer Reichsunmittelbarkeit ein seiner Lage, seines Handels und noch anderer Rücksichten wegen für Oesterreich ungemein wichtiger Ort blieb, indem es vom Main bis Hamburg und Holland keinen diplomatischen Repräsenten mehr besaß, so war man in Wien damit zufrieden, daß Wessenberg sich einstweilen dorthin zu seiner Familie zurückzog.[3])

[1]) „Délit affreux."

[2]) Berichte Wessenbergs vom 15. und 16. November 1806.

[3]) Referat Stadions an den Kaiser, 9. November 1806.

VII.

Erneuerter Aufenthalt in Frankfurt.

Wie es bei einem Manne gleich Weſſenberg ſich von ſelbſt verſtand, ſetzte er auch von Frankfurt aus mit unverändertem Eifer ſeine Berichterſtattung nach Wien fort, und obgleich er mit Kurheſſen eigentlich nichts mehr amtlich zu thun hatte, widmete er doch gerade den dortigen Ereigniſſen ſein ganz beſonderes Augenmerk. Leider waren ſie fortwährend der bedauerlichſten Art. Am 23. November 1806 überſendet Weſſenberg ſeinem Hofe eine neuerliche Proclamation des Generals Lagrange. Sie iſt dießmal ausſchließlich an die kurheſſiſchen Regimenter gerichtet und gibt ihnen den Entſchluß des Kaiſers Napoleon kund, alle Officiere und Soldaten, welche ſich zum Uebertritte herbeilaſſen wollten, in die franzöſiſche Armee aufzunehmen; in Allem und Jedem würden ſie ſeinen eigenen Truppen gleichgehalten werden. Am 7. December meldet er, daß ſämmtliche aus den kurfürſtlichen Schlöſſern weggenommenen Schätze, wie vierzig Kiſten mit Silbergeſchirr, die Gemäldeſammlung und ein Theil des Muſeums nach Mainz abgeführt worden ſeien, wohin man bereits früher das Geſchütz, nicht weniger als vierhundert Kanonen gebracht habe. Und in ſeinen Berichten aus den letzten Tagen des December 1806 und den erſten des Januar 1807 beſpricht Weſſenberg die Hinderniſſe, welche der durch Napoleon ſo lebhaft gewünſchten Einreihung heſſiſcher Truppen in ſein Heer durch die Treue der dortigen Soldaten und Landleute in den Weg gelegt wurden. Mit Mühe gelang es Lagrange, durch beſänftigende Proclamationen die immer weiter um ſich greifende Aufregung zu beſchwichtigen und dort, wo ſie ſich dennoch in vereinzelten Aufſtandsverſuchen Luft machte, ihr mit Beihilfe der ehemaligen heſſiſchen Miniſter Waitz und Baumbach entgegen zu

wirken.[1]) Wo aber auch die Dazwischenkunft dieser im Lande hochgeachteten Männer nichts half, blieb freilich nichts Anderes übrig, als den Unruhen durch gewaltsame Maßregeln ein Ende zu machen.[2])

Selbst wer dieß nicht schon von vorneherein in Abrede stellen will, wird doch zugeben müssen, daß solches von französischer Seite mit einer Härte geschah, die in den obwaltenden Verhältnissen durchaus nicht begründet war. „Nie ist vielleicht," schrieb Wessenberg am 17. Februar 1807 mitleidsvoll nach Wien, „das Schauspiel des Elends, der Armuth und der Verzweiflung deutlicher dargestellt worden, als dieß dermalen in Hessen geschieht."

So wie früher die Ereignisse der Jahre 1800 und 1805, so bildeten jetzt auch die des Jahres 1806 für Wessenberg einen Gegenstand unablässigen Nachdenkens und schriftlicher Aufzeichnungen. Insbesondere war es die Haltung Preußens, die ihn beschäftigte, und seine eigenen Wahrnehmungen hierüber wurden in ganz außerordentlicher Weise durch die erst Jahrzehnte später erfolgte Veröffentlichung des Tagebuches bestätigt und vervollständigt, welches Friedrich Gentz über seinen dem Ausbruche des Krieges vorhergegangenen Aufenthalt im preußischen Hauptquartier niedergeschrieben hatte. Nicht früher als ein Jahr nach dem Tode des Autors wurde es, und zwar zuerst durch ein englisches Journal veröffentlicht.

Gentz war zu der Zeit, in der er dieses Tagebuch zu Papier brachte, Wessenberg nicht gerade sympathisch; eine Bemerkung in einem der Berichte des Letzteren erlaubt hierüber keinen Zweifel. Darin ist von den vertraulichen Mittheilungen die Rede, welche Wessenberg nachträglich von dem kurhessischen Minister von Waitz über die Vorgänge im preußischen Hauptquartier während der dortigen Anwesenheit des Kurfürsten gemacht worden waren. Bis zum letzten Augenblicke hatte sich dieser zu keinem bestimmten Entschlusse aufraffen können, worüber der König von Preußen natürlich große Unzufriedenheit empfand. Und als Fürst Wittgenstein im Namen des Kurfürsten erklärte, derselbe werde sich gewiß an der Kriegführung gegen Frankreich activ betheiligen, wenn diese nur endlich einmal begonnen haben werde, da trachtete Graf Haugwitz den Kurfürsten zu einem raschen Entschlusse durch die ganz aus der Luft gegriffene

[1]) Berichte Wessenbergs vom 29. und 31. December 1806, vom 3. und 11. Januar 1807.

[2]) Wessenberg, 26. Januar 1807.

Versicherung zu drängen, auch Oesterreich habe schon seine Mitwirkung zugesagt. Wessenberg erblickt hierin einen neuen Beweis, daß Haugwitz unablässig darauf ausgehe, Oesterreich zu compromittiren. „Herr Gentz," fügt Wessenberg hinzu, „hat auch über diese Sache sehr albernes Zeug geschwazt." [1])

Nicht weniger als dreißig Jahre waren zwischen der Zeit, in welcher Wessenberg in solcher Weise sich aussprach, und der Veröffentlichung des von Gentz im Jahre 1806 verfaßten Tagebuches verflossen, gewiß nicht ohne daß Wessenberg, der seither so vielfach mit Gentz verkehrt und mit ihm gemeinschaftlich gearbeitet hatte, in seinen Ansichten über ihn gar manche Veränderung eintreten ließ. Wie er über seine Arbeit und über sein Benehmen in der Zeit, in der sie entstanden war, im Augenblicke ihrer Veröffentlichung dachte, geht wohl am bestem aus den Eingangsworten des Aufsatzes hervor, den er über sie niederschrieb. [2])

„Mit großem Interesse las ich," so lauten sie, „eine Denkschrift des verstorbenen Gentz, welche das Tagebuch seiner Reise nach dem preußischen Hauptquartier im October 1806 enthält. Die Einzelnheiten über die Unfähigkeit der damaligen militärischen und politischen Führer in Preußen sowie über die falschen Anschauungen des Berliner Cabinetes sind wirklich merkwürdig. Die Begierde, Hannover zu erwerben, und der Wunsch nach einer Theilung Deutschlands in zwei Conföderationen, von denen die nördliche unter seinem Protectorate stehen sollte, erklären das Verfahren Preußens seit dem Frieden von Basel und haben seine und Deutschlands Vernichtung herbeigeführt. Die Gerechtigkeit fordert es anzuerkennen, daß die Redlichkeit, welche die Grundlage des Charakters des Königs von Preußen bildet, sowie sein entschiedener Widerwille gegen den Gebrauch gewaltsamer Mittel ihn stets davon abhielten, den ersehnten Machtzuwachs anders als durch friedliche Unterhandlungen und durch Ereignisse zu erlangen, welche ihn fast ohne sein eigenes Zuthun in dessen Besitz bringen würden. Ohne Zweifel existirte daher zwischen dem persönlichen Charakter des Königs und der Politik seiner Minister eine gewisse Anomalie, von welcher Napoleon Vortheil zu ziehen wußte, indem er die Schwäche des Einen und den Ehrgeiz der Anderen zu be-

[1]) Kassel, 7. November 1806.

[2]) Conduite de la Prusse avant la campagne de 1806. Tagebuch, Cahier 12.

nützen verstand. Der Lockspeise, die ihm Hannover hiezu darbot, bediente er sich dabei in trefflicher Weise."

„Gentz, welcher damals nicht etwa wegen seiner politischen Grundsätze, sondern wegen seines anstößigen Privatlebens in Wien etwas in Ungnade war, wurde durch den Grafen Haugwitz nach dem preußischen Hauptquartier in der zweifachen Absicht eingeladen, sich seiner Feder bei der Ausarbeitung der Manifeste und anderen Staatsschriften zu bedienen, welche die Schilderhebung in Deutschland gegen Frankreich nothwendig machen würde, sowie um durch seine Anwesenheit an ein Einverständniß mit dem Wiener Hofe glauben zu machen. Denn darin lag ein nicht hoch genug anzuschlagendes Mittel zur Ermuthigung der allgemeinen Stimmung, indem die vernünftigen Leute in Preußen sich nicht darüber täuschten, daß eine Unternehmung gegen Napoleon, wenn sie sich nicht auf den Beistand Oesterreichs gründete, von vorneherein verfehlt war."

„Die Reise des Herrn Gentz nach dem preußischen Hauptquartier war von seiner Seite eine Unbesonnenheit, welche den Kaiserhof, in dessen Diensten er sich befand, nur allzuleicht bloßstellen konnte, aber es gingen hieraus wenigstens kostbare Aufschlüsse über die Katastrophe hervor, durch welche Preußen seiner völligen Vernichtung nahe gebracht wurde." In einer eigenthümlichen Zusammenwirkung militärischer mit politischen Fehlern erblickt Wessenberg, hierin vorzugsweise auf Gentz sich stützend, die Ursache dieser Katastrophe, bei deren Erörterung wir ihn um so weniger zu begleiten brauchen, als das, was Gentz hierüber berichtet und womit auch Wessenberg durchgängig übereinstimmt, seit länger als einem halben Jahrhundert allbekannt ist.

Dadurch, daß nun Wessenbergs Beglaubigung an dem kurfürstlich hessischen Hofe von selbst erloschen war, erlitt natürlich sein ohnehin nicht sehr ausgedehnter Wirkungskreis eine wesentliche Beschränkung. Aber bei dem unermüdlichen Arbeitseifer, der ihn während seines ganzen Lebens beseelte, trachtete er auch jetzt wieder das, was ihm an äußerer Nöthigung zur Arbeit abging, aus eigenem Antriebe thunlichst zu ersetzen. So widmete er einen Theil der ihm nun reichlich genug zugemessenen Zeit dem Studium der österreichischen Finanzverhältnisse, welche ihn stets lebhaft interessirten, und er sendet am 26. Februar 1807 einen eingehenden Bericht über die Beziehungen des österreichischen Creditwesens zum Auslande nach Wien. Im fol-

genden Monate, am 20. März ſchickt er ebendorthin Betrachtungen über den Krieg Frankreichs gegen Preußen und Rußland, und er meint, daß der Friede nur durch die völlige Erſchöpfung der kämpfenden Theile werde herbeigeführt werden. Worte, wie die von ihm damals niedergeſchriebenen, können wohl auch heut zu Tage noch mit voller Berechtigung Anwendung finden. „Man muß zugeben," ſo lauten ſie, „daß die Fortſchritte unſerer Civiliſation uns in ganz ſonderbarer Weiſe der Barbarei nahe gebracht haben, und daß es bald an der Zeit ſein dürfte, auf dieſer traurigen Bahn Rückſchritte zu machen." Und als endlich der Friede doch eher, als Weſſenberg gemeint hatte, und zwar am 7. Juli 1807 zu Tilſit zu Stande gekommen war, da berichtet Weſſenberg nicht nur über die am 24. Juli erfolgte Durchreiſe Napoleons durch Frankfurt, [1]) ſondern auch über die Maßregeln, welche zur Erweiterung und zur Conſolidirung des Rheinbundes neuerdings in Angriff genommen wurden. So theilt er Anfangs Auguſt dem Grafen Philipp Stadion, welcher nach dem Abſchluſſe des Preßburger Friedens an die Spitze der Staatskanzlei getreten war, die merkwürdige Antwort mit, welche Napoleon dem Fürſten Primas auf den Vorſchlag ertheilte, ſich nunmehr die Kaiſerkrone Deutſchlands aufs Haupt zu ſetzen. Er wäre hiezu durchaus nicht geneigt, erwiederte Napoleon, indem er überzeugt ſei, daß die deutſchen Fürſten dann gegen ihn ebenſo conſpiriren würden, wie ſie es früher gegen das Haus Oeſterreich gethan. [2])

Aber im Ganzen und Großen richtete doch Weſſenberg auch fortan auf nichts ſo ſehr wie auf die Vorgänge in Kurheſſen ſeine Aufmerkſamkeit. Schon am Tage der Ankunft Napoleons in Frankfurt berichtete er nach Wien, Kaſſel ſei beſtimmt, die Hauptſtadt des künftigen Königreiches Weſtphalen zu werden, welches dem jüngſten der Brüder Napoleons zu Theil werden ſolle. Drei Tage ſpäter ſchreibt Weſſenberg, bei der Durchreiſe des franzöſiſchen Kaiſers durch verſchiedene heſſiſche Diſtricte hätten ſich Deputationen einzelner Gemeinden mit der Bitte an ihn gedrängt, ihren früheren Landesherrn wieder zu ihnen zurückkehren zu laſſen. Sie ſeien aber mit dem Beſcheide abgewieſen worden, das Benehmen des Kurfürſten habe die Erfüllung ihres Begehrens unmöglich gemacht. [3]) Und am 31. Juli

[1]) Weſſenbergs Berichte vom 25. und 27. Juli 1807.

[2]) Weſſenberg an Stadion 6. Auguſt 1807.

[3]) Berichte Weſſenbergs vom 24. und 27. Juli 1807.

meldet Wessenberg, Napoleon habe bei seiner Fahrt durch Fulda den dortigen Bischof dazu beglückwünscht, daß dieses Land, welches ja gleichfalls einen Bestandtheil des Königreiches Westphalen zu bilden bestimmt war, wieder einen katholischen Landesherrn erhalte. Die Kasseler Zeitung schlage, fügte Wessenberg hinzu, die Einwohnerzahl des neuen Königreiches auf ungefähr vier Millionen an.[1])

Von den übrigen, auf die kurhessischen Verhältnisse bezüglichen Meldungen Wessenbergs nach Wien sei hier nur noch seine am 12. November erstattete Anzeige erwähnt, daß der Geschichtschreiber Johannes Müller, statt nach Tübingen zu reisen, um dort eine Professur anzutreten, durch einen ihm nachgesendeten französischen Courier die Einladung erhalten habe, sich unverzüglich an das Hoflager zu Fontainebleau zu begeben. Bei der Durchreise durch Frankfurt habe Müller gegen einen Freund die Vermuthung geäußert, man beabsichtige ihm eine Anstellung im Cabinete des Königs Jérome zu verleihen.

Mit dem am 7. December vollzogenen Einzuge des Königs und der Königin von Westphalen in das Lustschloß Weißenstein bei Kassel — denn die Residenz in dieser Stadt stand zu ihrer Aufnahme noch nicht bereit — wurde die Aufrichtung des neuen Staates zu einer vollendeten Thatsache. Von der Verfassung, welche derselbe erhielt, behauptet Wessenberg, daß sie mit der des Napoleonischen Königreiches Italien die meiste Aehnlichkeit besitze. Der Adel werde zwar beibehalten, aber aller Privilegien entblößt. Da er jedoch ungemein zahlreich sei und ihm fast ausschließlich alles große Grundeigenthum gehöre, während der Handelsstand keine bemerkenswerthe Stellung einnehme, werde der Adel noch immer die bedeutendste Rolle in dem neuen Königreiche spielen. Die innere Verwaltung des Landes solle derjenigen Frankreichs vollständig gleichen. Die ganze Gesetzgebung sowie alle Vorschriften für Münzwesen, Maß und Gewicht, die Steuern und die Conscription, kurz Alles werde nach französischem Vorbilde eingerichtet werden. Und aus der Reihe derjenigen, die mit den obersten Staatsämtern bekleidet werden sollten, bezeichnet Wessenberg die Herren von Dohm, von Witzleben und von Heister als Männer von vorzüglichen Talenten.[2])

---

[1]) Wessenberg, 31. Juli 1807.

[2]) Wessenbergs Berichte vom 10., 12, 13., 17., 18., 21. und 28. December.

Daß Müller, dessen Ernennung zum Minister-Staatssecretär er ebenfalls anzeigt, unter den Leuten von Talent in vorderster Linie erwähnt zu werden verdient hätte, wird wohl von keiner Seite bestritten werden können. Wenn Wessenberg dieß gleichwohl unterließ, so wird die Ursache hievon wohl nur darin zu suchen sein, daß er sich von Müllers Wirksamkeit als Staatsmann weder einen glänzenden Erfolg noch eine lange Dauer versprach. Wenigstens vergingen kaum einige Wochen, als Wessenberg schon in einem vertraulichen Briefe an Stadion schrieb,[1]) Müller habe den französischen Rathgebern Jérome's nicht Stand zu halten vermocht. „Ich sah unschwer vorher," so lauten Wessenbergs Worte, „daß er den Ruf seiner Talente auf wissenschaftlichem Gebiete fruchtlos einer Eitelkeit hinopfern würde, die er nicht zu rechtfertigen vermag. Es gibt Plätze, auf denen alle nur immer erdenklichen Gaben den Mangel an Feinheit und an Weltgewandtheit nicht zu ersetzen im Stande sind.' Die philosophische Sprechweise des schweizerischen Tacitus behagte dem Könige von Westphalen nicht, wenngleich seine schmeichlerischen Huldigungen dem Besieger Preußens einen Augenblick hatten gefallen können. Die Heroen empfinden zwar einen gewissen Respect vor einem berühmten Geschichtschreiber, sie thäten jedoch Unrecht, ihm die Besorgung ihrer Geschäfte anzuvertrauen."

In demselben Berichte schildert Wessenberg die neuen Einrichtungen am Hofe zu Kassel in recht anschaulicher Weise. „Der Hof der Tuilerien ist das Vorbild," so lauten seine Worte, „welches der König bei der Bildung seines eigenen befolgt. Der Luxus und die Etikette sollen gleichzeitig die Schranke zwischen seiner Person und dem Volke bilden und ihm den Respect sichern, den man einem Monarchen schuldet. Nur die Minister und die Chefs der Departements dürfen ihm Berichte erstatten. Den untergeordneten Beamten und den Leuten aus dem Volke gewährt er keine Audienzen. Sie können ihr Anliegen bloß durch Vermittlung seines Cabinetes vor ihn bringen."

„Nur der Adel und die Staatsdiener obersten Ranges, wie die Staatsräthe, Gerichtspräsidenten und Präfecten, von Militärpersonen aber die Generale, Obersten und commandirenden Adjutanten können bei Hof vorgestellt und in die Appartements Ihrer Majestäten zugelassen werden. Alle Welt muß dort in großem Costüm, die

[1]) Vom 9. Januar 1808.

Herren im gestickten französischen Kleide, die Damen im Hofkleide mit Schleppen erscheinen. Bei feierlichen Gelegenheiten trägt der König ein spanisches Gewand, desgleichen thun die Großwürdenträger des Hofes und die Kammerherren, ein Luxus, welcher einen zu grellen Gegensatz zu dem im Volke herrschenden Elend und zu dem nur mittelmäßigen Vermögen der Adelsfamilien des Landes bildet, als daß er von Dauer sein könnte. Ein einziges Hofkleid kostet oft das ganze Jahreseinkommen eines Edelmannes oder eines Staatsrathes."

„Die Etiquette bestimmt über den großen und den kleinen Zutritt bei Hofe. Der letztere, welcher Eingang in die jeden Abend um sieben Uhr stattfindenden vertraulichen Cirkel Ihrer Majestäten gestattet, ist bis jetzt nur zwei oder drei Herren und einigen Damen gewährt worden. Der König und die Königin speisen zusammen allein. Die Oberstthofmeisterin — Gräfin Truchseß geborne Hohenzollern — gibt manchmal eine Tafel zu acht Gedecken, zu welcher die Fürsten, welche nicht Souveräne sind, und hervorragende Fremde gezogen werden. Man nennt dieß: zur Tafel der Königin geladen sein, weil diese, bevor man sich setzt, den Gästen einen Augenblick widmet."

„Die Angestellten bei Hof müssen immer in großer Gala erscheinen. Der Kammerherr und der Adjutant vom Dienst schlafen vor der Thüre zu den inneren Gemächern des Königs. Der Groß-Almosenier und die obersten Würdenträger müssen täglich beim Aufstehen und Schlafengehen Seiner Majestät gegenwärtig sein. Keine Equipage außer denen des Königs und der Fürsten, welche hiezu die Erlaubniß erhalten, darf es wagen, in die Höfe des königlichen Schlosses einzufahren. Und ebenso dürfen nur die königlichen Wagen über die öffentlichen Plätze in der Stadt fahren."

Wenn er auch, jedoch nur in ganz vereinzelten Fällen, dieses frivole Gehaben des Kasseler Hofes in den Kreis seiner Berichterstattung zieht, so wird doch Wessenbergs Aufmerksamkeit in weit höherem Maße durch die ernsteren Ereignisse in seiner Beobachtungssphäre gefesselt. Als ein Beweis hiefür wird der Bericht gelten dürfen, den er über die wahrscheinlich gewordene Einführung des französischen Civilgesetzbuches in den deutschen Rheinbundsländern erstattet.[1]) Wessenberg ist der Meinung, daß durch eine solche Maßregel eine vollständige

[1]) 8. Februar 1808.

Umwälzung aller bürgerlichen Verhältnisse in den betreffenden Staaten und ein folgenreicher Gegensatz zwischen ihnen und ihren Nachbarn werde herbeigeführt werden. Nachdem durch diese neue Gesetzgebung alle bisherigen Begriffe von der Verschiedenheit der Stände und den Arten ihres Erwerbes verdrängt würden, müsse man nicht nur einer neuen Hierarchie der Personen, sondern auch einer völlig veränderten Bestimmung der Eigenthumsrechte entgegensehen. Da diese Reform vorzüglich zum Nachtheil der bisher privilegirten Classen geschehe, werde ihre Wirkung um so durchgreifender sein, als sie den nicht privilegirten willkommen erscheine. Sie falle übrigens in eine Zeit, in welcher die noch vor kurzem so mächtigen Gleichheitstheorien noch nicht völlig vergessen seien, und wenn auch die neuerdings consolidirten monarchischen Formen diesen Theorien widersprächen, so hofften doch deren Vertheidiger sich dadurch zu entschädigen, daß sie nunmehr leicht Mittel finden würden, den bisherigen Adel von den Regierungsgeschäften zu verdrängen und sich selbst an dessen Stelle zu setzen. Hiedurch erkläre es sich, weßhalb die Einführung des französischen Gesetzbuches so viele Vertheidiger und Beförderer in der sogenannten wissenschaftlichen Welt finde. Ebenso leicht sei es die Ursachen zu ergründen, aus denen verschiedene deutsche Regierungen zu dieser Reform die Hände zu bieten sich so angelegen sein ließen. Die wichtigste für sie bestehe in der Zerrüttung ihrer Finanzen, indem der Zusammensturz aller bisherigen Stände und Einrichtungen ihnen die beste Gelegenheit zur Einführung neuer Steuersysteme und zur Vermehrung der Auflagen darbieten würde. Endlich hofften mehrere der deutschen Fürsten hiedurch ihre Souveränität vollständig ausbilden zu können, indem dann allerdings die letzten Befugnisse der Stände verschwinden und einer absoluteren Fürstengewalt Platz machen müßten.

So lebhaft auch Wessenbergs Interesse für diese Vorgänge im öffentlichen Leben sein mochte, so wurde es doch von dem für die fortwährend sich verändernde Gestaltung der politischen Verhältnisse in Europa noch bei weitem überboten. Unablässig sehen wir ihn bemüht, seine Regierung mit verläßlichen Nachrichten über die stete Vermehrung und die Bewegungen der französischen Truppen, sowie über die hiebei obwaltenden Absichten Napoleons zu versehen, wozu ihm die engen Beziehungen des französischen Kaisers zu dem Fürsten Primas Dalberg, sowie die Verbindungen der Frankfurter

Handelswelt mit Paris die Möglichkeit darboten. So berichtet er am 5. August über eine ihm auf dem letzteren Wege zugekommene Aeußerung Napoleons, er wolle bis zum Ende des nächsten Monates November den Staat Oesterreich in Stücke zerschlagen sehen. Und eine Woche später[1]) theilt er den Inhalt eines von Napoleon an Dalberg gelangten, angeblich eigenhändig geschriebenen Briefes mit, in welchem er diesen zur Aufstellung seines durch die Acte des Rheinbundes stipulirten Truppencontingentes auffordert. „Man behauptet in Wien," so ungefähr sollte derselbe lauten, „ich hätte von Oesterreich Provinzen verlangt; das ist falsch. Meine freundschaftlichen Beziehungen zu dem Wiener Hofe wurden seit dem Preßburger Frieden nicht unterbrochen. Aber wenn dieser Hof noch einmal eine Schilderhebung wagen sollte, darf ich es nicht darauf ankommen lassen, von ihm unversehens angegriffen zu werden."

Es scheint fast als ob Wessenberg, als er diese Meldungen nach Wien richtete, über die eigentlichen Absichten seiner Regierung keine zutreffende Meinung gehegt und sich hierüber auch dann noch getäuscht hätte, als ihn Stadion von den Beweggründen, welche zur Errichtung der Landwehr geführt, mit dem Auftrage in Kenntniß gesetzt hatte, diese Maßregel überall als eine einzig und allein die Sicherstellung des eigenen Staates bezweckende zu bezeichnen, von welcher sich daher eine fremde Regierung nur dann berührt finden könnte, wenn sie sich mit Angriffsplanen gegen Oesterreich trüge. Daher sei auch die Beunruhigung ungegründet, welche Frankreich vor diesen vermeintlichen Rüstungen Oesterreichs zu hegen sich den Anschein gebe, es müßte denn sein, daß es in dessen Defensivsystem eine gegen seine eigenen Interessen gerichtete Maßregel und eine Herausforderung zu einem Angriffe erblicken wolle. Dennoch werde man ebenso unbeirrt fortschreiten auf der einmal eingeschlagenen Bahn, als Alles sorgfältig vermeiden, wodurch Frankreich, mit welchem man noch in vollkommen befriedigendem Einvernehmen stehe, Anlaß zu einer begründeten Beschwerde gegeben werden könnte.[2])

Ernster als Stadion selbst glaubte Wessenberg an die Wahrheit dieser Worte. In seiner Antwort nach Wien spricht er die Hoffnung aus, daß durch die von der kaiserlichen Regierung ergriffenen Maß-

[1]) Wessenberg an Stadion, 12. August 1808.

[2]) Stadion an Wessenberg, 19. August 1808.

regeln eine glücklichere Zukunft werde herbeigeführt werden. Endlich müsse doch auch Frankreich sich von der Loyalität Oesterreichs überzeugen und einsehen, daß es nicht ausschließlich herrschen könne auf dem Festlande Europa's. Dann aber werde es sich auch zur Erhaltung einer Macht beglückwünschen, welche allein die Scheidewand zu bilden vermöge zwischen den Völkern des Westens und des Ostens.[1])

Bald nachdem Wessenberg in diesem Sinne nach Wien geschrieben, mag die Besorgniß in ihm erwacht sein, daß seine Hoffnungen vielleicht doch trügerische gewesen seien. Die Nachrichten, welche ihm über eine beabsichtigte Zusammenkunft der beiden Kaiser Napoleon und Alexander in Erfurt zugingen, mußten die ärgsten Befürchtungen in ihm wachrufen. Denn sie konnte nach seiner Meinung von Napoleon doch nur zu dem Zwecke veranstaltet worden sein, sich Rußlands zu versichern, um durch dasselbe Oesterreich, so lang er selbst mit der Niederschlagung des Aufstandes in Spanien beschäftigt wäre, in Schach zu halten, oder für den Fall, als der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich unvermeidlich geworden wäre, Rußlands Bundesgenossenschaft zu erlangen.[2]) Da kam, und zwar in geheimnißvollster Weise, eine Mittheilung an Wessenberg, welche ihm von der äußersten Wichtigkeit zu sein schien. Von einem der deutschen Günstlinge Napoleons, dem Freiherrn Emerich Joseph von Dalberg, einem Neffen des Fürsten Primas, damals großherzoglich badischem Minister und später von Napoleon zum Herzog ernannt, mit Talleyrand in engster Verbindung, rührte sie her. Dem Wesen nach bestand sie darin, der Hof von St. Petersburg habe dem Kaiser Napoleon vor einiger Zeit zu verstehen gegeben, die Lage Rußlands und insbesondere dessen commerzielle Verhältnisse würden ihm nicht lang mehr erlauben, allem Verkehr mit England zu entsagen, es sei denn daß Rußland neue Hilfsquellen eröffnet würden, welche lediglich in Gebietserwerbungen auf Kosten der Türkei gefunden werden könnten. Napoleon für seine Person wäre geneigt, sich zu Allem, und somit auch zu einer Theilung der Türkei zu verstehen, wenn hierin ein Mittel erblickt werden würde, Oesterreich und Rußland für lange Zeit eine sie von den westeuropäischen Verhältnissen ablenkende Be-

[1]) Wessenberg, 9. September.

[2]) Ueber die eigentlichen Beweggründe Napoleons zur Veranlassung seiner Zusammenkunft mit Alexander in Erfurt vergl. Vandal, Napoléon et Alexandre. I. 392—407.

schäftigung zu geben. Er, Talleyrand, sei jedoch entschieden gegen ein solches Theilungsproject, denn es würde nicht nur wieder einen blutigen Krieg zwischen den Staaten des Festlandes, sondern für Oesterreich auch noch die Folge nach sich ziehen, daß es, um Erwerbungen auf türkischem Gebiete zu erlangen, sich neue Abtretungen eines Theiles seiner westlichen Provinzen gefallen lassen müßte. Dem zuvorzukommen, gebe es kein anderes Mittel, als daß Kaiser Franz persönlich in Erfurt sich einfinde und dadurch die beiden anderen Kaiser verhindere, ihm Nachtheiliges zu verabreden.

Mit Recht erwiderte Wessenberg, daß nicht er, sondern der österreichische Botschafter in Paris die berufene Persönlichkeit sei, um derlei Mittheilungen an den Wiener Hof zu bringen. Da sie ihm jedoch immerhin bedeutsam genug zu sein schienen, um sich ihnen gegenüber nicht unthätig zu verhalten, und ihm auch keine ganz sichere Verbindung mit Wien zu Gebot stand, so eilte er selbst unter dem Namen Schwarz insgeheim nach München. Dort brachte er seinen Bericht zu Papier und übergab ihn dem daselbst beglaubigten älteren Bruder Stadions zur Weiterbeförderung nach Wien. [1])

Graf Friedrich Stadion, kein Diplomat von Beruf, war ein Mann, der die edle Offenheit seines Wesens in keiner Lage des Lebens verleugnete. Jetzt von Wessenberg ins Vertrauen gezogen, ließ er auch diesen Anlaß nicht vorübergehen, ohne seinen eigenen Anschauungen über Talleyrands Vorschlag dem Wiener Hofe gegenüber rückhaltslos Ausdruck zu verleihen. Lebhaft sprach er sich gegen den Gedanken einer Reise des Kaisers Franz nach Erfurt aus. Glaube man denn wirklich, daß dessen persönliche Anwesenheit die zwei anderen Kaiser von ihrer Gier nach neuer Vergrößerung werde abbringen können? Oder wolle man den Kaiser von Oesterreich in diesen Theilungsplan nur hineinziehen, um ihn desto abhängiger von Frankreich zu machen? Und welche würden dann die neuen Opfer sein, die Oesterreich als Aequivalent gegen die ihm auf Kosten der Türkei in Aussicht gestellte Vergrößerung würde darbringen müssen? [2])

Es bedurfte wohl nicht erst der Gründe, welche Friedrich Stadion entwickelte, um seinen Bruder zu veranlassen, dem Kaiser Franz die etwaige Reise nach Erfurt zu widerrathen, aber zu ausgiebiger Unter-

[1]) Wessenbergs Bericht. München, 27. September 1809.

[2]) Friedrich Stadions Bericht vom 27. Sept. Mitgetheilt von Wertheimer im 63. Bande des Archivs für österr. Geschichte. S. 23.

stützung seiner Vorstellungen hat er sich ihrer allerdings bedient. Was jedoch die von französischer Seite versuchte Hereinziehung Oesterreichs in das Theilungsproject anging, so neigte Philipp Stadion zu der Ansicht, es handle sich nur um einen Fallstrick, welchen Talleyrand dem Wiener Hofe legen wolle, nicht um für ihn, sondern nur um für sich selbst Nutzen daraus zu ziehen. Darum wies er auch seinen Bruder an, in Bezug auf das ihm durch Wessenberg überbrachte Begehren Dalbergs, an einem dritten Orte zu näherer Besprechung mit ihm zusammenzutreffen, nur mit äußerster Behutsamkeit vorzugehen. Denn für Oesterreich handle es sich nicht so sehr um das, was man ihm mittheilen, als um das, was man vor ihm geheimhalten wolle. [1])

Ohne eine Antwort aus Wien abzuwarten, war Wessenberg, nachdem er sich nur etwa zwölf Stunden in München aufgehalten, ebenso rasch und verstohlen, wie er gekommen, nach Frankfurt zurückgekehrt. Der Pflichteifer, der ihn zu seiner eilfertigen Reise nach München vermocht hatte, bewog ihn auch zur Verzichtleistung auf einen kurzen Urlaub, der ihm in jenen Tagen zu seiner Erholung ertheilt worden war. Dennoch bleibt seine Berichterstattung vollkommen stumm über die damaligen wichtigen Vorgänge in dem so nahe von Frankfurt gelegenen Erfurt, was sich wohl nur durch die dortige Anwesenheit eines eigenen österreichischen Abgesandten, des Generals Vincent, so wie durch den völligen Mangel einer auch nur halbwegs sicheren Postverbindung mit Wien hinreichend erklären läßt. Da traf ihn plötzlich, und zwar in den letzten Tagen des Jahres 1808 die Bestimmung, als österreichischer Gesandter nach Berlin zu gehen. Dadurch sah er sich nun eigentlich zum ersten Male dazu berufen, auf den Schauplatz der großen europäischen Politik als Mithandelnder zu treten.

[1]) Wertheimer S. 156.

VIII.

Mission nach Berlin.

Bezeichnend ist es, daß, obgleich wir aus einem der Briefe Wessenbergs an Stadion wissen, derselbe habe vor seiner Ernennung nach Frankfurt seine Dienstleistung wie seinen Charakter und seine Fähigkeiten mit Wärme belobt, die einzige Aeußerung Stadions über Wessenberg, der wir bisher begegneten, bei genauerer Betrachtung mehr ein Tadel als ein Lob genannt werden muß. Und auch noch in späterer Zeit werden wir auf ein Urtheil Stadions über Wessenbergs politische Anschauungen stoßen, welches ebenfalls für ihn nicht gerade vortheilhaft lautet. Daß aber trotzdem Stadion von Wessenberg, wenn er auch Einzelnes an ihm auszustellen fand, eine günstige Meinung hegte, wird wohl dadurch am besten bewiesen, daß er ihn, der doch bis jetzt nur einen ziemlich untergeordneten Posten bekleidete, schon im Februar 1808 zum Gesandten in Berlin vorschlug.[1]) Leider finden wir in dem Antrage Stadions kein Wort über die Beweggründe, welche ihn hiezu bestimmten, und somit nichts, woraus man auf seine Meinung über Wessenberg zu schließen vermöchte.

Auch darüber wissen wir nichts, ob nur die leidige Gewohnheit des Kaisers, keine raschen Entschlüsse zu fassen, oder sonst ein triftiger Grund, ja vielleicht sogar eine Abneigung gegen Wessenberg ihn von der Erledigung des hinsichtlich des Berliner Postens gestellten Antrages abhielt. Fast das ganze Jahr 1808 hindurch blieb derselbe auf sich beruhen, bis endlich gegen Ende des November der Kaiser selbst, vielleicht in Folge einer mündlich vorgebrachten Bitte Stadions hierauf zurückkam. Am 6. December erneuerte dieser seinen Vor-

[1]) Referat Stadions vom 24. Februar.

schlag, welcher jetzt auch vom Kaiser im Princip genehmigt wurde. Aber erst nachdem Anfangs Februar 1809 Stadion auf die bald zu erwartende Rückkehr des Königs von Preußen aus St. Petersburg, wohin er zum Besuche des Kaisers Alexander gegangen war, aufmerksam gemacht und Wessenberg neuerdings als denjenigen bezeichnet hatte, der die für den Gesandschaftsposten in Berlin „erforderlichen Eigenschaften vorzüglich in sich zu vereinigen scheine," wurde Wessenbergs Ernennung vom Kaiser endlich vollzogen. [1])

Die Erhebung des preußischen Volkes im Jahre 1813 zum Befreiungskampfe gegen das Napoleonische Joch gehört ohne Zweifel zu den schönsten Erscheinungen in der deutschen Geschichte. Aber wer die Dinge vorurtheilslos betrachtet, wird zugeben müssen, daß ihr diejenige der Oesterreicher zu Beginn des Jahres 1809 nicht nachstand, ja sie vielleicht an Kühnheit und Opferwilligkeit noch übertraf. Denn als Preußen sich erhob, war die große französische Armee auf den Eisfeldern Rußlands zu Grunde gegangen, und täglich sah man in Preußen das Elend mit an, in welchem die Trümmer derselben ihrer Heimat sich zuschleppten. Hiezu kam noch, daß Preußen zu jener Zeit einen ebenso mächtigen als verläßlichen, kampfesmuthigen wie kampflustigen Verbündeten an Rußland besaß, wo Alles, die Brust von Stolz erfüllt auf die einem bisher allzeit siegreich gebliebenen Gegner abgerungenen Erfolge, sich von dem unerschütterlichen Vorsatze beseelt zeigte, den Kampf wider ihn fortzuführen bis zu seiner völligen Vernichtung. Und selbst wer in Preußen daran zweifeln mochte, ob es gelingen werde, hiezu auch den Beistand Oesterreichs zu gewinnen, der durfte doch von dorther keinen Augenblick irgend eine Gefährdung besorgen.

Wie ganz anders stand es doch um Oesterreich vier Jahre früher, zu Beginn des Jahres 1809! Es ist wahr, es war weit besser gerüstet und gebot über viel ansehnlichere Streitkräfte als Preußen im Jahre 1813; auch standen nicht, wie es in Preußen noch immer der Fall war, feindliche Truppen mitten im Lande. Aber in welch glanzvollem Zustande befand sich dagegen die französische Heeresmacht, und wenn auch ein sehr großer Theil derselben durch die für Frankreich so wenig glücklichen Ereignisse auf der Pyrenäischen Halbinsel vollauf in Anspruch genommen war, so

[1]) Kaiserliche Resolution auf Stadions Vortrag vom 5. Febr. 1809.

besaß doch Napoleon durch seine Herrschaft über die Hälfte des Continents und insbesondere durch die ihm unbeschränkt zur Verfügung stehenden Truppen des rheinischen Bundes noch immer eine so imposante Streitkraft, welche er Oesterreich entgegenstellen konnte, daß ein Kampf gegen sie als ein ungeheures Wagestück erschien.

Die Gefahr desselben aber wurde dadurch noch ansehnlich vergrößert, daß sich der Kaiser von Rußland seit dem unglücklichen Feldzuge des Jahres 1805 von Oesterreich abgewandt, und seit dem Tilsiter Friedensschlusse sogar in einen Verbündeten Napoleons umgewandelt hatte. Bei jeder Gelegenheit legte er eine an Feindseligkeit streifende Kaltsinnigkeit gegen Oesterreich an den Tag, und die wenigst ungünstige Erklärung, die man in St. Petersburg zu erlangen vermochte, lautete dahin, Rußland werde an einem Angriffe Frankreichs auf Oesterreich nicht theilnehmen. Würde aber Oesterreich der Angreifer sein, so erkenne sich Rußland für verpflichtet, Frankreich den allianzmäßigen Beistand zu leisten.

In so überaus gefahrvoller Lage mußte man in Oesterreich trotz all des leidenschaftlichen Hasses, der sich dort gegen Napoleon angehäuft hatte, trotz der unerträglich gewordenen Verhältnisse, nach deren Aenderung man sich sehnte, doch Bedenken tragen, diesmal ohne einen eigentlichen Verbündeten und lediglich auf die nicht eben allzu reichlich strömende Geldhilfe Englands angewiesen, neuerdings den Kampfplatz zu betreten. Sprachen ja doch die Erfahrungen, die man in den letzten Kriegen gemacht, wider jedes isolirte Vorgehen gegen Napoleon. Nur in dem einmüthigen Zusammenwirken wider ihn, so mußten die Einsichtigen und Besonnenen sich sagen, liege das Heil.

Nirgends besaß man hinreichenderen Grund, dieser Ueberzeugung sich hinzugeben, als in Oesterreich und in Preußen, denn in beiden Staaten hatte man ja den Nachtheil, welchen die Versündigung gegen sie nach sich zog, schmerzlichst erfahren. Ein Jahrzehnt hindurch, seit dem Abschlusse des Friedens von Basel bis zum Ausbruche des Krieges von 1805 hatte man in Preußen gleichmäßig festgehalten an jener eigensüchtigen Politik, welche darauf hinausging, mit möglichst geringer Gefahr sich möglichst große Vortheile zu verschaffen. Als man jedoch endlich einzusehen begann, daß man hiemit auf die Länge doch nicht werde ausreichen können, und in dieser Erkenntniß sogar durch die lang ersehnte Lockspeise der Erwerbung Hannovers sich

nicht mehr beirren ließ, da kam man bei der Unentschiedenheit des energielosen Königs Friedrich Wilhelm III. mit dem erst in den letzten Tagen des November 1805 gefaßten Entschlusse, endlich bewaffneten Antheil zu nehmen an dem Kriege Oesterreichs und Rußlands wider Frankreich, schließlich doch zu spät. Zu spät zumeist durch das eigene Verschulden, aber doch auch nicht ganz ohne dasjenige des Kaisers Franz. Freilich war das blutige Drama, dessen erster Akt mit der unglückseligen Capitulation von Ulm, der zweite mit der Einnahme Wiens durch die Franzosen, der dritte mit der verlornen Schlacht bei Austerlitz seinen Abschluß fand, schon ausgespielt. Aber eine heldenhaftere Natur als die des Kaisers hätte wohl auch nach dieser Niederlage noch an der Seite Rußlands den Kampf wider Napoleon fortgesetzt und wäre dabei vielleicht noch in letzter Stunde des entscheidenden Beistandes Preußens theilhaft geworden.

Bei den unermeßlichen Verlusten, welche Oesterreich während des Feldzuges von 1805 und durch den Preßburger Frieden erlitt, bei dem tiefen und nur allzuberechtigten Unwillen, den man daselbst über die durch den preußischen Unterhändler Haugwitz abgeschlossene und von seinem Könige ratificirte Convention mit Napoleon vom 15. December 1805 empfand, wäre es wirklich eine Handlung heroischer Selbstverleugnung gewesen, wenn Oesterreich während der Jahre 1806 und 1807 sich für Preußen in den Kampf gestürzt hätte wider Frankreich. Dennoch blieb auch in Wien die Erkenntniß des Fehlers, den man dadurch begangen, daß man dieß nicht that, kaum vollständig aus, und immer stärker wurde die Ueberzeugung, daß nichts so sehr als einmüthiges Zusammenwirken mit Preußen den Erfolg einer kriegerischen Unternehmung gegen Napoleon verbürgen könne. Man wußte auch, daß die gleiche Anschauung von den angesehensten Männern, den erlesensten Kreisen in Preußen gehegt werde. Ihr beim Könige selbst zum Siege zu verhelfen und ihn zu entschlossener Parteinahme für Oesterreich, zu bewaffnetem Eingreifen in den bevorstehenden Krieg zu vermögen, darauf hatte nun der neue Gesandte Oesterreichs in Berlin, so schrieb es seine Regierung ihm vor, mit so energischer und nachdrucksvoller Thätigkeit hinzuwirken, als dieß nur immer in seinen Kräften lag.

Von diesem Geiste sind denn auch die Instructionen durchdrungen, welche man Wessenberg mit auf den Weg gab.[1]) „Die letzten

[1]) Sie sind vom 20. Februar 1809 datirt.

vertraulichen Eröffnungen des Königs," wird darin gesagt, „sind von der Art, daß sie an der Redlichkeit seiner Gesinnungen nicht wohl zweifeln lassen, und die Anhersendung des Grafen von Goltz[1]) hat diese Gesinnungen bestätigt. Man kann sich auch die Möglichkeit kaum denken, daß nach solchen Schritten das preußische Cabinet zu einem entgegengesetzten Benehmen sich entschließen werde, indem diese Schritte selbst hiezu keinen Ausweg offen gelassen haben."

„Unter den Beweggründen," heißt es an einer späteren Stelle, „welche vorhanden sind, um den König zu thätigster Mitwirkung zu veranlassen, ist wohl der seines eigenen Interesses der stärkste. Er vermag seine Lage von keinem anderen Gesichtspunkte mehr zu betrachten als von dem, daß der dermalige Zustand seiner Monarchie unmöglich fortdauern kann und er von dem französischen Kaiser auf keinen Fall einen viel besseren zu erwarten hat. Nach den geschehenen Eröffnungen dürfen wir auch darauf rechnen, daß der König nicht nur von dem Vortheil einer aufrichtigen Verbindung mit uns, sondern selbst von der Unmöglichkeit überzeugt ist, auf irgend eine andere Art die Wiederherstellung seiner Monarchie zu erzielen."

Als das willkommenste Ergebniß, welches für den König von Preußen aus seiner Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich zunächst hervorgehen sollte, wurde für ihn selbst die Wiedergewinnung seines früheren Besitzstandes an der Elbe und auf ehemals polnischem Gebiete, insbesondere des Herzogthums Warschau in Aussicht gestellt. Außerdem würde seinen näheren Verwandten, wie dem Prinzen von Oranien, dem Kurfürsten von Hessen, dem Herzoge von Braunschweig zum Wiederbesitz ihrer verlornen Länder zu verhelfen sein. Für Oesterreich werde nichts weiter — aber allerdings war dieß nicht wenig — als die Einsetzung in die Provinzen, welche es vor dem Abschlusse des Preßburger Friedens besessen habe, sowie die Restituirung oder volle Entschädigung der zwei ihrer rechtmäßigen Besitzungen beraubten jüngeren Zweige des Erzhauses begehrt. Im Allgemeinen aber stelle es sich die Aufgabe, der auf ganz Europa drückenden Uebermacht Napoleons engere Grenzen zu ziehen, sein insbesondere Deutschland und Italien auferlegtes Tributärsystem zu vernichten und somit die Verhältnisse des europäischen Festlandes wieder auf den Fuß zu bringen, auf welchem sie sich vor den Usurpationen Napoleons befanden.

[1]) Des preußischen Majors Grafen Heinrich von Goltz.

Für Oesterreich beruhe die Wichtigkeit der preußischen Mitwirkung, heißt es ferner in Wessenbergs Instruction, vorzüglich darin, daß nur durch sie seine rechte Flanke gedeckt und die Operationslinie in Deutschland dergestalt verkürzt werde, daß dadurch für die österreichische Armee ein concentrisches Operiren möglich erscheine. Preußen müßte somit die Befreiung der baltischen Seeküsten übernehmen, Norddeutschland von den Franzosen reinigen, sich der Weichsel, der Oder und der Elbe bemeistern und durch seine Unternehmungen zwischen der Elbe und dem Rhein wesentlich dazu beitragen, daß die französische Armee nicht noch einmal mit ihrer ganzen Macht gegen das Herz der österreichischen Monarchie vordringen könne.

„Da wir mit unseren Entschlüssen," wird in der Instruction für Wessenberg außerdem gesagt, „nicht mehr zögern dürfen, so wird der Herr Gesandte gleich nach seiner Ankunft beim König sich der unabänderlichen Gesinnungen dieses Monarchen zu versichern sowie alle jene Punkte ins Reine zu bringen suchen, welche auf die Art und Weise seiner Mitwirkung Bezug haben. Es liegt uns sehr daran, daß dieß Alles geschehe, bevor die französischen Drohungen oder Verheißungen allenfalls einen Wankelmuth veranlassen können."

Schließlich wird Wessenberg noch beauftragt, sein Augenmerk auch auf das Verhältniß zwischen Preußen und Rußland zu richten. Es lasse sich annehmen, daß der König bei seiner Anwesenheit in St. Petersburg sich bemüht haben werde, den Kaiser Alexander von seiner seit dem Tilsiter Frieden so auffallend an den Tag gelegten Hinneigung zu Frankreich abzubringen. Lasse sich auch auf kein großes Resultat solcher Bestrebungen zählen, so werde man doch hoffen dürfen, daß Rußland durch sie wenigstens zur Beobachtung einer neutralen Haltung während eines Krieges gegen Frankreich vermocht werden könnte. Wessenberg solle aufs Aeußerste bemüht sein, hierüber sowie über die Beziehungen Preußens zu England und zu Schweden die Wahrheit zu ergründen, auf daß man die Ergebnisse seiner Nachforschungen bei den zu fassenden Entschlüssen in Betracht ziehen könne.

Bei allem Nachdrucke, mit welchem Wessenberg auf den engsten Anschluß Preußens an Oesterreich und auf seine Mitwirkung an einem Kriege dringen solle, hätte solches doch, wurde ihm eingeschärft, in einer Weise zu geschehen, daß es nicht den unmittelbaren Ausbruch des Kampfes zur Folge haben müsse. Wünschenswerth wäre es, wenn

Friedrich Wilhelm der großen Entfernung wegen, in der er sich zu Königsberg befinde, vermocht werden könnte, seinen dortigen Aufenthalt mit dem zu Berlin, oder wenn er sich dort persönlich gefährdet glauben sollte, zu Breslau zu vertauschen. Als einflußreiche Personen, deren er sich vor allem bedienen sollte, um seine Aufträge bei dem Könige zu vollziehen und ihn zu willfähriger Aufnahme der Wünsche Oesterreichs zu vermögen, wurden ihm Oberst Scharnhorst und General Tauentzien bezeichnet. Auch auf die Schriftsteller, welche zur Gewinnung der öffentlichen Meinung vorzugsweise geeignet wären, möge Wessenberg einzuwirken trachten. Unter ihnen verdiene der aus Ungarn gebürtige, in Preußen lebende ehemalige Capuziner Ignaz Feßler, „für dessen Schriften sich in Ungarn eine ausgezeichnete Vorliebe offenbart", eine ganz besondere Aufmerksamkeit.

So lauteten im Wesentlichen die Instructionen, mit denen Wessenberg, sobald sie ihm eingehändigt worden waren, auch schon Wien verließ, um sich auf seinen Posten nach Berlin zu begeben. Man sieht aus ihnen, wie fest der Kaiserhof, durch die ihm aus freiem Antriebe gemachten Erklärungen des Königs von Preußen hiezu verleitet, an dessen bewaffnete Mitwirkung in dem bevorstehenden Kampfe gegen Frankreich glaubte. Gar bald sollte diese Erwartung grausam getäuscht werden.

Es gewährt ein zwar anschauliches, aber recht wenig anziehendes Bild der Langsamkeit und der Mühsal des damaligen Reisens zur Winterszeit, sowie des erbärmlichen Zustandes der Straßen, wenn man von Wessenberg vernimmt, er habe hundert vier Stunden zur Zurücklegung des Weges von Wien nach Dresden gebraucht. Fünfzehn Stunden brachte er auf der einzigen Poststation von Laun nach Teplitz zu, und acht Pferde genügten kaum, um seinen Wagen auf die Grenzscheide bei Peterswalde hinauf zu schleppen. [1]) Am Morgen des 28. Februar traf er in Berlin ein.

Seit einiger Zeit schon war Oesterreich bei dem preußischen Hofe nur durch einen Geschäftsträger, den Legationsrath Karl Theodor Ritter von Hruby vertreten. Einer alten böhmischen, im Czaslauer Kreise begüterten Familie entsprossen, zählte Hruby damals nur wenig über dreißig Jahre. Er hatte bisher nur in untergeordneten Stellungen gedient und besaß zwar Eifer und Pflichttreue, aber wie es

[1]) Wessenberg an Stadion. Dresden, 25. Febr.

ſcheint, eine nur mittelmäßige Begabung. Er befand ſich, als Weſſenberg nach Berlin kam, zu Königsberg am preußiſchen Hoflager. Dorthin beabſichtigte Weſſenberg ſich alsbald gleichfalls zu begeben, um dem Könige ſeine Beglaubigungsſchreiben zu überreichen und damit ſeine Miſſion erſt recht eigentlich zu beginnen. Er wartete nur noch eine beſtimmte Mittheilung ab, ob der König, wie durch den Großkanzler Beyme in Berlin verlautbart worden war, ſchon am 10. März dort ankommen, oder ob er ſeinen Aufenthalt in Königsberg noch fortſetzen werde.[1]) Die Beſorgniß, mit dem Könige auf dem Wege zuſammenzutreffen, wodurch vielleicht ein unerfreuliches Aufſehen erregt worden wäre, vermochte Weſſenberg ſeine Ungeduld zu bezähmen und ſeine Abreiſe nach Königsberg noch zu verſchieben. Was er jedoch in Berlin ſah, faßte er in die Worte zuſammen: „Die Stimmung des hieſigen Publicums und vorzüglich jene des preußiſchen Militärs iſt ganz für den Krieg. Das Elend und die Noth ſind ſo groß, daß man mit Ungeduld ſich nach dem Augenblicke ſehnt, in welchem man ſich an dem Schickſale rächen kann. Aber auch hier greift die Beſorgniß noch um ſich, als würde Oeſterreich den Krieg nicht wirklich beginnen, und dieſe Ungewißheit ſo wie jene über die Geſinnungen des Königs bringen einen Zuſtand hervor, der nicht mehr fern von Verzweiflung iſt.“[2])

Kaum hatte Weſſenberg in dieſem Sinne nach Wien berichtet, ſo erſchien der Major Graf Goltz, derſelbe, der vor wenig Monaten in Wien geweſen, im Auftrage ſeines gleichnamigen Vetters, des preußiſchen Miniſters des Auswärtigen bei ihm, um ihm zu eröffnen, ſeine Reiſe nach Königsberg würde wenigſtens für den Augenblick den König in große Verlegenheit bringen, denn man könne vorherſehen, der franzöſiſche Geſandte Graf Saint-Marſan werde hieraus Veranlaſſung ſchöpfen, ebenfalls dorthin zu gehen. Der König hege fortwährend die gleichen Geſinnungen für den öſterreichiſchen Hof, zu denen er ſich vor ſeiner Abreiſe nach St. Petersburg ſo deutlich bekannt habe. Allein ſeine Lage erlaube ihm nicht, irgend einen offenen Schritt zu Oeſterreichs Gunſten und für den bewußten Zweck zu wagen, bis nicht der von öſterreichiſcher Seite erfolgende wirkliche Ausbruch der Feindſeligkeiten ihn von dem franzöſiſchen Einfluſſe unabhängiger geſtellt habe. Aufs beſtimmteſte glaube er, daß ſeine

[1]) Weſſenbergs Berichte vom 28. Febr. u. 3. März.

[2]) Weſſenbergs Bericht vom 7. März.

dem Kaiserhofe gemachten Eröffnungen über sein Verhältniß zu Frankreich in Wien auch nicht dem leisesten Zweifel an der Reinheit seiner Absichten sowie darüber Raum gelassen hätten, daß er eigentlich jetzt schon als ein Alliirter betrachtet werden müsse. Nur dürfe man ihm nicht zumuthen, eher die Maske abzuwerfen, als Oesterreich seiner politischen Tendenz bereits durch thatsächliche Handlungen Ausdruck verliehen habe. An seinen Wunsch, Wessenberg um so weniger in Königsberg erscheinen zu sehen, als er selbst gewiß bald nach Berlin kommen werde, knüpfe er das Ersuchen, derselbe möge ihm seine etwaigen Mittheilungen demnächst im Wege des Ministeriums zugehen lassen.

Wessenberg konnte durch diese im Auftrage des Königs an ihn gelangende Eröffnung nur peinlichst berührt werden. Denn immer deutlicher sah er, daß die Dinge in Preußen keineswegs so standen, wie man es in Wien im Augenblicke seiner Abreise von dort annehmen zu sollen geglaubt hatte. Der König war eben mit ganz anderen Gedanken von St. Petersburg zurückgekehrt als er vor der Fahrt dorthin gehegt. Hatte er sich früher entschlossen gezeigt, die Franzosen aus Norddeutschland zu vertreiben, Verbindungen mit England herzustellen und mit gewaffneter Hand die Flanken und den Rücken Oesterreichs zu decken, so war von dem Allen gar nicht mehr oder höchstens nur äußerst schüchtern die Rede. Statt daß, wie man in Wien gehofft, der König seinen Aufenthalt in St. Petersburg dazu benutzt hätte, den Kaiser Alexander gegen Frankreich einzunehmen, war das Entgegengesetzte geschehen: der Kaiser hatte den König so ziemlich wieder abgebracht von dem Gedanken einer Parteinahme für Oesterreich. Und was Alexander nicht schon mündlich bei ihrem Zusammensein gethan, das bewirkte er jetzt schriftlich nach ihrer Trennung. Immer wieder warnte er den König vor der Gefahr, mit Oesterreich gemeinsam zu handeln, und nie gab er demselben die so oft erbetene Zusage, daß selbst für einen solchen Fall Preußen keine Schädigung von Rußland drohe. Dadurch allein schon erreichte er bei dem Besorgnissen aller Art so leicht zugänglichen Könige den beabsichtigten Zweck, und er gab ihm dadurch wenigstens einen Vorwand, sich ablehnend gegen ein Bündniß mit Oesterreich zu verhalten. Von einem bloßen Vorwande aber, und nicht von einem triftigen Grunde darf hier wohl mit Recht geredet werden. Denn daß Alexander trotz seines zweideutigen Benehmens doch nie-

mals zu einer wirklichen Feindseligkeit gegen Friedrich Wilhelm geschritten wäre, konnte schon damals kein Einsichtiger im Ernste bezweifeln.

Unter diesen Umständen vermochte Wessenberg dem Major Goltz nichts Anderes zu erwidern, als daß seine Fernhaltung von der Person des Königs ihm für die zwischen den beiden Höfen zu pflegenden Verhandlungen recht schädlich zu sein scheine. Er werde sich zwar natürlich nicht gegen den Willen des Königs an dessen Hoflager einfinden, müsse aber erklären, daß ein großer Theil seiner Aufträge sich nur zu mündlicher und persönlicher Erörterung mit ihm eigne. Er könne also, wenn dessen Gesinnung für die gute Sache überhaupt noch eine standhafte sei, nur auf Gestattung eines unmittelbaren Verkehrs mit ihm dringen.

Den eigentlichen Beweggrund der zögernden Haltung des Königs meinte Wessenberg nur in dessen „bekannter Aengstlichkeit" erblicken zu müssen. Darum verringere sich auch allmälig die Hoffnung auf eine active Mitwirkung desselben am Kriege, denn es fehle ihm an aller Energie. Auch paralysire der Geldmangel jegliche Vorkehrung, und das um so mehr, weil der König die wenigen ihm noch zu Gebot stehenden Millionen nicht in die Schanze schlagen wolle. Denn er fühle sich glücklich in dem Gedanken an die Aussicht, die ihm noch bleibe, schlimmsten Falles als wohlhabender Privatmann leben zu können. „Besäße er," schreibt Wessenberg, „eine so stolze Seele wie jede seiner beiden Schwestern, die ich häufig sehe, die Prinzessin von Hessen oder die Prinzessin Wilhelm, dann vermöchte er noch eine große Rolle zu spielen. Denn niemals herrschte ein Monarch über ein Volk, welches entschlossener war, Alles daran zu setzen, um seine Freiheit und seine Unabhängigkeit vom Joche der Fremden wiederzugewinnen." [1])

Wessenberg bedient sich noch weit leidenschaftlicherer Ausdrücke, in denen er über die Willenskraft des Königs, über seinen männlichen Muth, ja sogar über seine Eignung, die Regierung überhaupt zu führen, schonungslos den Stab bricht. Da aber trotz aller Wärme des Gefühls, deren der Geschichtschreiber sich niemals entäußern soll, er doch in ernster und möglichst parteiloser Beurtheilung der Menschen und der Dinge die oberste Pflicht aller Geschichtschreibung, und in

[1]) Bericht Wessenbergs vom 8. März.

jeglichem Schmähworte eine arge Versündigung gegen die Aufgabe und die Würde derselben erblicken muß, so soll hier dem von sehr hervorragender gegnerischer Seite gegebenen Beispiele mit Sorgfalt aus dem Wege gegangen werden.

Da ihm der persönliche Zutritt zu dem Könige verschlossen war, blieb Wessenberg nichts übrig, als sich Hruby's zu bedienen, um die seinen Aufträgen entsprechenden Vorschläge an ihn gelangen zu lassen. In denselben war die Wiedereinsetzung des Königs von Preußen in seinen früheren Besitzstand als oberstes Princip hingestellt und erläuternd hinzugefügt, daß man, wie es ja auch schon in Wessenbergs Instruction stand, hierunter nicht nur die ehemals polnischen Provinzen Preußens, sondern auch diejenigen jenseits der Elbe verstehe. Endlich versprach man vorzüglich zur Eroberung des Herzogthums Warschau beitragen und es gleich nach derselben an Preußen übergeben zu wollen. [1])

Wenn irgend eine Nachricht geeignet gewesen wäre, Wessenbergs tief gesunkene Hoffnungen wieder etwas emporzurichten, so war es die ihm von Hruby zukommende Mittheilung, der König rechne ihm sein Nichterscheinen in Königsberg hoch an, und er werde, um die Verhandlungen mit ihm zu pflegen, unverzüglich den Generallieutenant Grafen Tauentzien nach Berlin senden. [2]) Dieser, vor Allem aber Scharnhorst, und außerdem Oberst Knesebeck waren ja die drei Männer, von deren Mitwirkung Wessenberg sich vielleicht doch noch versprechen durfte, daß seine Mission nach Berlin schließlich nicht ganz ohne Erfolg bleiben werde. Aber Anfangs schon auf den 15. März festgesetzt, wurde die Abreise Tauentziens nach Berlin dann wieder verschoben, bis sie schließlich ganz unterblieb. Als Trost hiefür wurde Wessenberg zugesagt, statt Tauentziens werde nun der Minister Goltz nach Berlin kommen, mit ihm zu verhandeln. Aber auch dieser verzögerte seine Ankunft und immer mehr gewann es den Anschein, als ob es von preußischer Seite darauf abgesehen sei, jede irgendwie entscheidende Erklärung fortwährend hinauszuschieben und schließlich die Sache ganz zu verzetteln.

Um wenigstens seinerseits alles ihm nur überhaupt Mögliche dagegen zu thun, trachtete Wessenberg, da Scharnhorst und Tauentzien fern von Berlin in Königsberg verweilten, mit Knesebeck, welcher auf

[1]) Wessenberg an Hruby. Berlin, 8. März.

[2]) Hruby an Wessenberg. Königsberg, 14. März.

dem Lande in Zurückgezogenheit lebte, in desto engere Verbindung zu treten. Auch mit Chasot, dem Platzcommandanten von Berlin, Steins Liebling, hatte er eine solche anzuknüpfen gewußt. Man darf diese Namen nur nennen, so sieht man, daß Männer, welche in dem damaligen Preußen zu den ausgezeichnetsten gehörten, es waren, deren Unterstützung Wessenberg zur Erreichung des Endzweckes seiner Sendung erstrebte und auch erhielt. Noch ein fünfter gesellte sich, und zwar durch Knesebecks Vermittlung zu ihnen, des Königs bevorzugter Flügeladjutant Oberst von Borstell. Eine von demselben auf Anregung Wessenbergs in energischen Ausdrücken verfaßte Denkschrift wurde an Scharnhorst gesendet. Man war dessen eindringlicher Fürsprache bei dem Könige gewiß und hoffte um so mehr auf einen günstigen Erfolg dieser Schrift, als sie ganz auf die eigenthümliche Persönlichkeit des Königs berechnet war.[1])

In seiner Unermüdlichkeit ließ es jedoch Wessenberg auch hiebei nicht bewenden, und er selbst ergriff die Feder zu einer Arbeit, der er den Titel gab: „Betrachtungen über die politische Lage Preußens im März 1809." In so anschaulicher Weise setzte er in ihr die Gründe auseinander, welche den König zu activer Theilnahme an dem bevorstehenden Kriege veranlassen sollten, daß sie ihm den beabsichtigten Zweck nicht ganz verfehlen zu können schien. Und wirklich wissen wir jetzt, daß der König, welchem Scharnhorst auf Wessenbergs Bitte dessen Denkschrift vorgelegt hatte, persönlich daran ging, eine Antwort auf sie zu verfassen.[2]) Dieselbe sollte ihm, wie Scharnhorst an Wessenberg schrieb, durch einen Officier überbracht werden, welcher demnächst nach Berlin abgehen werde. „Nichts würde mich", mit diesen Worten schloß Scharnhorst seinen Brief, aus dem Wessenberg einen Hoffnungsschimmer hervorleuchten zu sehen glaubte, „glücklicher machen, als Eurer Excellenz Zutrauens mir werth machen zu können."[3])

Aber auch zur Ertheilung einer Antwort von Seite des Königs und zur Entsendung des von Scharnhorst angekündigten Officiers nach Berlin kam es nicht. Statt bei seiner ersten Absicht zu beharren,

---

[1]) Wessenbergs Bericht vom 23. März. Borstells Denkschrift veröffentlichte Stern: Abhandlungen und Actenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit. (S. 51—57).

[2]) Lehmann, Scharnhorst. II. 253.

[3]) Scharnhorst an Wessenberg. Königsberg, 5. April 1809. Eigenh. Abgedr. bei Stern. S. 46. Dort ist auch (S. 47—50) Wessenbergs Denkschrift veröffentlicht.

gab der fortwährend schwankende König jetzt Scharnhorst den Auftrag, Wessenberg mitzutheilen, der inzwischen in Berlin eingetroffene Staatsminister Graf Goltz sei „zu allen Eröffnungen und Erklärungen" ermächtigt, welche Wessenberg nur immer erwünscht sein könnten.[1]) Aber neuerdings blieb die schale Wirklichkeit weit hinter den vielversprechenden Verheißungen zurück. Leicht fiel es Wessenberg, dem Minister den grellen Unterschied zu Gemüth zu führen, der zwischen den ersten, von preußischer Seite aus freiem Antriebe und in der Absicht, den Beistand Oesterreichs zur Erlösung aus dem eigenen Elend zu erlangen, abgegebenen Erklärungen und der jetzigen Haltung des Königs obwaltete. In so überzeugender Weise that dieß Wessenberg, daß sich Goltz hievon wirklich bewegt zeigte. Er gestand sogar, der König sei durch seine Reise nach St. Petersburg ganz von seinem früheren Vorsatze, von allem Anfange an mit Oesterreich gemeinsame Sache zu machen, abgebracht worden. Er habe gehofft, den Kaiser Alexander zur Neutralität in dem unausbleiblichen Kampfe zwischen Oesterreich und Frankreich zu vermögen, er habe ihn aber ganz in Napoleons Interessen befangen und für den Fall, als der Wiener Hof der Angreifer sein sollte, entschlossen gefunden, Frankreich Beistand zu leisten. Der König fühle sich für den Augenblick noch abhängiger von Rußland als von Frankreich; die Furcht vor dem ersteren Staate werde durch den steigenden Verfall seiner eigenen Hilfsquellen noch vermehrt, und während er seinen früheren Gesinnungen für den Wiener Hof treu bleibe, fühle er sich doch ganz außer Stande, ihm irgend eine Mitwirkung zu versprechen.

Allerdings trachtete Goltz den peinlichen Eindruck, welchen die im Namen des Königs abgegebene Erklärung auf Wessenberg hervorbrachte, am Ende ihrer Unterredung durch die Bemerkung zu schwächen, das, was er gesagt, möge noch nicht als Abschluß der zwischen Oesterreich und Preußen schwebenden Verhandlungen angesehen, sondern abgewartet werden, ob nicht die Ereignisse selbst der Haltung des Königs noch eine andere Richtung geben würden. Aber Wessenberg ließ sich durch derlei Beschwichtigungsversuche keinen Augenblick täuschen. Man dürfe, schrieb er nach Wien, auf irgend eine Mitwirkung Preußens in dem Kampfe gegen Frankreich durchaus nicht mehr zählen und der Kaiserhof müsse daher bei seinen kriegerischen Unternehmungen ganz unabhängig von jeder Rücksicht auf Preußen

[1]) Scharnhorst an Wessenberg. Königsberg, 8. April.

handeln. Eine Aenderung in dessen Haltung könnte höchstens noch durch eine Schwenkung in derjenigen Rußlands herbeigeführt werden. Oesterreich bleibe für jetzt nichts übrig, als sich einerseits gegen jede Feindseligkeit von Seite Preußens, wenn dieses hiezu gezwungen werden sollte, sicher zu stellen, und andererseits von dem guten Geiste Nutzen zu ziehen, der das ganze Land beseele. Eine offene Darlegung des von österreichischer Seite beobachteten Verfahrens würde hiezu von Nutzen sein. Noch größere Wirkung aber verspreche er sich von der Ausführung des Gedankens, ein abgesondertes österreichisches Corps unter dem Namen einer deutschen Armee an den Main zu schicken. Bald würde dieselbe ihre Reihen durch das Zuströmen preußischer Unterthanen, insbesondere aber von Kriegsleuten aller Art in ungeahntem Maße anschwellen sehen.[1])

Etwas kühneren Hoffnungen auf einen Umschwung in den Anschauungen und Absichten des Königs als Wessenberg selbst gab die Mehrzahl der preußischen Staatsmänner, und vor allem der dortigen Militärpersonen sich hin. Sogar Goltz beschwor den österreichischen Gesandten, überzeugt sein zu wollen von der Beständigkeit seiner Bestrebungen, hierin eine Aendernng zu erzielen. Er höre nicht auf, dem Könige vorzustellen, daß nur in einträchtigem Zusammenstehen der beiden deutschen Mächte ein Rettungsanker für Preußen zu erblicken, und daß Rußland weder im Stande noch gesonnen sei, ihm dabei hindernd in den Weg zu treten.

Drängender noch als der Minister Goltz suchten die preußischen Generale ermuthigend einzuwirken auf ihren so kleinmüthigen König Scharnhorst, Blücher, L'Estocq, Tauentzien standen hiebei in vorderster Reihe. Der Letztere übersandte dem Könige einen Plan, nach welchem alle in Ostpreußen befindlichen Truppen zwischen Danzig und Thorn zusammengezogen werden sollten, um beim ersten Kanonenschuß Meister der Weichsel zu sein. Die auf dem linken Ufer dieses Stromes befindlichen Streitkräfte aber hätten sich an der Oder zu concentriren, um beim Ausbruche der Feindseligkeiten gegen die Elbe vorwärts zu dringen.[2])

Wo so viel tapfere Gesinnung, so viel standhaftes Festhalten an den mit so großer Begeisterung erfaßten Ideen rings um ihn her

[1]) Wessenbergs Bericht vom 2. April.

[2]) Wessenberg, 22. April 1809.

sich kund gab, da konnte wohl auch Wessenberg nicht ganz in seiner bisherigen Hoffnungslosigkeit verharren. Wenn nur einmal, so meinte nun auch er, die Kunde von einem glücklichen, durch die Oesterreicher errungenen Waffenerfolge nach Preußen gelangt wäre, so könnte vielleicht doch noch Alles sich zum Besseren wenden. Und wirklich gewann es einen Augenblick den Anschein, als ob dieser sehnsüchtige Wunsch in Erfüllung gehen sollte. Denn am 18. April konnte Stadion von Schärding aus, wohin er sich im Gefolge des Kaisers begeben hatte, Wessenberg benachrichtigen, ganz Tirol sei binnen wenig Tagen für Oesterreich zurückgewonnen worden. Der Norden dieses Landes habe sich durch seine wackeren Bewohner selbst befreit, Südtirol aber sei von den kaiserlichen Truppen besetzt. Ungefähr fünftausend Gefangene seien gemacht und über Salzburg nach dem Innern der österreichischen Monarchie abgeführt worden.

Unendlich war der Jubel, welchen diese Nachrichten in ganz Norddeutschland hervorriefen, unendlich aber auch die Begierde, es den wackeren Tirolern gleich zu thun. So hoch stieg und so allumfassend war der Enthusiasmus, daß Wessenberg schon für die nächste Zeit eine allgemeine Volkserhebung vorhersagen zu dürfen glaubte. Die besten preußischen Officiere würden sich, so meinte er, ihr anschließen. Zum Beweise dessen übersandte Wessenberg eine an den Erzherzog Karl gerichtete Eingabe des Platzcommandanten von Berlin, Majors Grafen Chasot, der entschlossen war, seinen Abschied aus preußischem Dienste zu nehmen, um gegen Frankreich ins Feld ziehen zu können. In ergreifenden Worten schildert Chasot den Schmerz der echtdeutschen Männer, in deren Namen er spreche, daß ihre sehnsuchtsvollen patriotischen Wünsche bei dem eigenen Könige keinen Widerhall fänden. Er erbietet sich zur Errichtung eines preußischen Freicorps, welches zunächst den Feind aus den Gegenden zwischen der Weser, dem Rhein und der Ems hinaustreiben sollte. Bei dem Zutrauen, das er bei den kampflustigen Männern in Preußen genieße, sei er einer zahlreichen und tüchtigen Gefolgschaft gewiß. Erhalte er hinreichend Geld zur Ausrüstung, so werde er binnen drei bis vier Wochen zum Anmarsche bereit sein.[1])

Weit drastischer noch als die Sprache, welche Chasot in dieser Eingabe führte, bewies ein bis dahin in Preußen unerhörtes Er-

[1]) Chasots Eingabe ist aus Berlin vom 25. April 1809 datirt und liegt im Original dem Berichte Wessenbergs vom 27. April bei.

eigniß die unglaubliche Aufregung, welche in der dortigen Armee herrschte, und die arge Desorganisation, der sie in Folge des grellen Contrastes zwischen ihren begeisterten Wünschen und der apathischen Haltung des Königs verfallen war. Ganz auf eigene Faust führte am 28. April der Major Ferdinand von Schill sein Regiment von Berlin hinweg und begann mit ihm jenen abenteuerlichen Zug, der mit seinem Verderben und dem seiner Leute ein so tragisches Ende fand.

Trotz der edlen Beweggründe, welche Schill zu seinem waghalsigen Unternehmen vermochten, ist doch Wessenberg weit davon entfernt, die eigentliche Natur dieses Schrittes zu verkennen, und er nennt ihn ganz einfach eine Desertion, ja ein Verbrechen, zunächst durch einen Haftbefehl veranlaßt, welcher am folgenden Tage gegen Schill in Vollzug gesetzt werden sollte. Und den von preußischer Seite sogar am Kaiserhofe zur Sprache gebrachten Verdacht, als ob er auf die Entweichung Schills nicht ganz ohne Einfluß geblieben wäre, lehnt Wessenberg mit großer Entschiedenheit von sich ab.[1])

Er besaß umsomehr Ursache hiezu, als die Eigenmächtigkeit Schills auf den König nicht, wie man einen Augenblick geglaubt hatte, einen der Bekriegung Frankreichs günstigen, sondern gerade den entgegengesetzten Eindruck hervorbrachte; vermag man ja doch auch seine Berechtigung nicht zu leugnen, sich einen so unendlich wichtigen Entschluß nicht gegen seinen Willen abtrotzen zu lassen. Der König machte Miene, Scharnhorst das Portefeuille des Krieges zu entziehen, L'Estocq und Tauentzien wurden von ihren Commanden suspendirt, Chasot sogar verhaftet. Und hiezu kam noch, daß die Schlag auf Schlag auf einander folgenden Hiobsposten von dem unglücklichen Beginne der Kriegführung Oesterreichs gegen Napoleon, von den noch auf baierischem Gebiete erlittenen empfindlichen Nachtheilen, von dem fast ungehinderten Vordringen der Franzosen gegen den Mittelpunkt der österreichischen Monarchie, von der Einnahme Wiens endlich auch in Norddeutschland einen niederschlagenden Eindruck hervorbringen mußten. Aber sie trafen dort auf ein durch das eigene Mißgeschick gestähltes Geschlecht, und es kann nicht gesagt werden, daß dasselbe hiedurch in seiner bisherigen Stimmung wankend gemacht worden wäre. Gerade in jenen Tagen empfahl Wessenberg mit sehr warmen Worten den Major Grolmann, auch einen der Helden des späteren Befreiungskrieges, zur Aufnahme in die österreichische

[1]) Wessenberg, 20. Mai. In Chiffern.

Armee.[1]) Prinz Wilhelm von Oranien aber, nach wenig Jahren der erste König der Niederlande, welcher aus dem österreichischen Hauptquartier zu seinem Schwager Friedrich Wilhelm III. nach Königsberg geeilt war, um ihn zur Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich zu bewegen, kam mit der erfreulichen Nachricht nach Berlin, der König habe seinen Unmuth gegen Scharnhorst wieder überwunden und ihm den Auftrag gegeben, Alles anzuwenden, um seine Truppen möglichst bald in kriegsfähigen Zustand zu versetzen. Denn er sei nun entschlossen, an Oesterreichs Seite einzutreten in den Kampf, wenn er nur Gewißheit darüber erlange, daß der Kaiserstaat sogar im Falle neuerlichen Mißgeschickes den Krieg noch durch einige Monate fortsetzen werde.[2])

Der Prinz von Oranien schrieb in einer vielleicht allzu sanguinischen Auffassung der Dinge diese vermeintliche Aenderung in den Anschauungen des Königs den beruhigenden Versicherungen zu, welche demselben aus Rußland zugekommen sein sollten. Dennoch meinte Wessenberg, der König halte noch immer an dem ihn völlig beherrschenden Gedanken von der Unbesiegbarkeit Napoleons fest. Er betrachte den Sturz aller europäischen Staaten als ganz unvermeidlich, und habe daher schon durch Vermittlung des Prinzen von Oranien in England Schritte gethan, um sich dort für alle Fälle einen Zufluchtsort zu sichern.[3])

Fast drei Wochen hindurch war Wessenberg ohne jede Nachricht von Seite seiner Regierung gewesen, und mit Ingrimm, aber auch mit Schmerz las er die bombastischen Bulletins, welche Napoleon an seine Armee über deren siegreiches Vordringen in Oesterreich erließ. „Einen Monat, nachdem der Feind," hieß es in einem, welches aus Schönbrunn vom 13. Mai datirt war, „den Inn überschritt, an dem nemlichen Tage, in der nemlichen Stunde zogen wir in Wien ein; seine Landwehren, sein Aufgebot, seine Wälle, aufgeworfen durch die ohnmächtige Wuth der Prinzen des Hauses Lothringen, haben Euren Blicken nicht Stand zu halten vermocht. Die **Prinzen** dieses Hauses verließen ihre Hauptstadt, nicht wie **Männer von Ehre**, welche den Umständen weichen und dem Wechsel **des Kriegsglückes**, sondern wie

[1]) Wessenberg an Stadion. Berlin 18. **Mai.** Je recommande surtout le Major Grolmann, officier de beaucoup de **mérite** et d'une conduite très-sage.

[2]) Wessenbergs **Berichte**, 22. und 23. **Mai.**

[3]) Wessenberg, 30. Mai.

Eidbrüchige, die von ihren eigenen Gewissensbissen verfolgt werden. Indem sie aus Wien flüchteten, bestand ihr Lebewohl an dessen Bewohner in Brandstiftung und in Mord. Wie Medea haben sie mit ihren eigenen Händen ihre Kinder erwürgt."

So lächerlich diese großsprecherischen Unwahrheiten auch sein mochten, so lag ihnen doch ein blutiger Ernst zu Grunde, und daß dem so war, erfüllte jedes deutsche, patriotisch empfindende Herz mit Trauer. Da brachte mit einem Male die Nachricht von dem glanzvollen Siege, welchen Erzherzog Karl am 21. und 22. Mai bei Aspern über Napoleon erfocht, einen völligen Umschwung hervor. Das unmöglich Geglaubte war plötzlich geschehen und der Unüberwindliche geschlagen. Diese beglückende Nachricht verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch ganz Oesterreich und durch Norddeutschland. Nun endlich schien die Vorbedingung erfüllt, von welcher Friedrich Wilhelm bisher seine Mitwirkung abhängig gemacht hatte. Denn Napoleon war empfindlich geschädigt und damit auch die Bürgschaft gegeben, daß Oesterreich den Kampf gegen ihn noch länger fortsetzen könne und werde.

So hätte man glauben sollen und so glaubte es auch alle Welt in Preußen, aber gar bald zeigte es sich, daß man auch jetzt wieder der eines energischen Entschlusses unfähigen Natur des Königs mehr zugetraut hatte, als wozu sie sich aufzuraffen vermochte. Neuerdings wurden langsam sich hinschleppende Verhandlungen mit Wessenberg begonnen, und derselbe meinte sogar zu bemerken, daß Goltz sie jetzt noch lässiger führe als vorher. Er schrieb diese größere Zurückhaltung des Ministers zum Theile dessen persönlicher Eifersucht auf die Einmengung des Prinzen von Oranien in die Geheimnisse der preußischen Diplomatie, aber mehr noch einem ausdrücklichen Befehle des Königs zu, welcher noch gewissere Nachrichten über den erfochtenen Sieg und stärkere Bürgschaften erhalten wolle für die Ausdauer Oesterreichs in dem Kampfe gegen Frankreich.[1])

[1]) Wessenberg an Stadion, 30. Mai.

IX.

Fruchtlose Bemühungen Wessenbergs.

Nicht allein mit vielem von dem, was in Preußen geschah oder vielmehr nicht geschah, war Wessenberg nichts weniger als zufrieden, mit anerkennenswerthem Freimuth mißbilligte er auch gar Manches von dem, was in Oesterreich gethan oder, besser gesagt, unterlassen wurde. In lebhaften Ausdrücken bat er Stadion um häufigere und ausführlichere Nachrichten über den Zustand und die Unternehmungen der österreichischen Armee. Nicht einmal die Anzahl der Todten und der Verwundeten, der eroberten Kanonen und Fahnen könne man erfahren. Der Verfasser eines Armeebulletins, welches den Leser begeistern solle, müsse doch wenigstens einigen Schwung in dasselbe zu legen wissen. „Und warum veröffentlicht man niemals," fährt Wessenberg wörtlich fort, „die Namen der Generale, welche ihre Schuldigkeit nicht gethan haben? Man würde sie viel härter bestrafen, wenn man sie öffentlich in einem Bulletin tadelt, als wenn man sie in irgend eine Festung sperrt, wo sie gewöhnlich ein ehrenvolleres Ende finden als sie verdient haben."

Behutsamer sprach sich Wessenberg über einen ganz eigenthümlichen Schritt aus, welchen der Wiener Hof damals aus eigenem Antriebe und ohne ihn früher um Rath zu fragen, that. Zunächst wurde er hiezu wohl durch den Prinzen von Oranien vermocht, welcher, von Königsberg und Berlin kommend, in dem kaiserlichen Hauptquartier zu Wolkersdorf eingetroffen war und nun dort ebenso wie es von seiner Seite Wessenberg gegenüber geschehen war, über die Neigung des Königs von Preußen zur Kriegführung weit günstiger lautende Mittheilungen machte, als sie der strengen Wahrheit entsprachen. Der König gehe, so versicherte der Prinz, von dem unbestreitbaren Grundsatze aus, daß seine Existenz von Napoleon direct

bedroht sei, daß Rußland ihn gegen Frankreich weder schützen könne noch wolle, daß somit Oesterreichs Sturz auch denjenigen Preußens unausbleiblich nach sich ziehen würde. Friedrich Wilhelm sehe sich daher durch sein Pflichtgefühl und durch die Interessen seines Landes zur Theilnahme am Kriege gedrängt. Er verlange von Oesterreich, um den entscheidenden Entschluß fassen zu können, eine erneuerte Versicherung, daß es von den Grundsätzen, auf deren Basis es den Krieg begonnen, sowohl im Allgemeinen als in Bezug auf Preußen nicht abgehen und daher nicht wieder durch einen vorschnellen Frieden die Mächte preisgeben werde, welche ihr Schicksal an das seinige geknüpft hätten.

Hierüber einmal beruhigt, wünsche der König nicht nur zu wissen, auf welchen Beistand an Geld, an Gewehren und an Pulver er von Seite Oesterreichs hoffen dürfe, sondern auch die Anschauungen des Wiener Hofes über die ihm willkommenste Art der Verwendung der preußischen Truppen kennen zu lernen. Die oberste Leitung der vorzunehmenden Operationen würde er gern dem Erzherzog Karl anheimstellen. Aber freilich, fügte der Prinz von Oranien hinzu, könne der König seine Operationen nicht vor fünf oder sechs Wochen beginnen. Doch seien die erforderlichen Befehle zu den Vorbereitungen bereits gegeben, und dieselben würden mit größter Beschleunigung durchgeführt werden.

Nach diesen Mittheilungen des Prinzen hielt man im kaiserlichen Hauptquartier zu Wolkersdorf den Entschluß des Königs von Preußen für unwiderruflich gefaßt. Man meinte, daß es sich allerdings noch um einige wechselseitige Versicherungen und Aufklärungen handeln, daß aber die definitive Entscheidung Preußens nicht mehr von vorhergehenden Besprechungen oder von Bestimmungen abhängig gemacht werde, deren Erörterung für jetzt nicht am Platze sei und längere Zeit in Anspruch nehmen würde. Darum glaubte man wenigstens für den Augenblick über die sich in Berlin so langwierig hinschleppenden Verhandlungen zwischen Wessenberg und Goltz hinweggehen zu müssen. Denn schon das einzige Begehren des Letzteren, Aufklärung über die Frage zu erhalten, welche Gedanken Oesterreich über die zukünftige Gestaltung Deutschlands hege, war geeignet, die begründete Besorgniß wachzurufen, daß Erörterungen hierüber zu nichts Anderem führen könnten, als Preußen den geeigneten Zeitpunkt zum Losschlagen vollständig versäumen zu machen. Vor der Hand müsse das Augen-

merk, so wurde an Wessenberg geschrieben, ausschließlich darauf gerichtet sein, den gemeinsamen Feind aus Oesterreich und aus Preußen sowie aus den Ländern zu vertreiben, über welche er sich die Oberherrschaft angemaßt habe. Die Basis etwaiger Vereinbarungen könne ja doch nur in der wechselseitigen Anerkennung des Grundsatzes bestehen, daß man von dem Augenblicke der Betheiligung Preußens am Kampfe angefangen, die Interessen beider Staaten sowohl im Kriege als im Frieden als vollkommen identisch betrachte. Wenn aber Preußen glaube, daß ihm hinreichend Zeit gegönnt sei, sich mit ähnlichen Zukunftsprojecten zu beschäftigen, wie das von Goltz erwähnte sei, so werde Oesterreich nicht anstehen, sie anzuhören und seine Meinung über sie zu eröffnen. Wollte man jedoch von der Aufnahme solcher Plane in Oesterreich die Mitwirkung Preußens bei der Kriegführung abhängig machen, dann müßte hiedurch das Vertrauen in die Aufrichtigkeit seiner Entschlüsse gewaltig erschüttert werden.[1])

Bei der Verschiedenheit, die zwischen den Erklärungen, welche, als von Friedrich Wilhelm herrührend, der Prinz von Oranien nach Wolkersdorf überbrachte, und denjenigen herrschte, die in den Berichten Wessenbergs dem Grafen Goltz zugeschrieben wurden, meinte der Kaiserhof sich für den von dem Prinzen angedeuteten Weg entscheiden zu müssen und doch auch Goltz nicht vor den Kopf stoßen zu dürfen. Während also Wessenberg Vollmacht zu ferneren Verhandlungen mit Goltz und, wenn es von preußischer Seite durchaus gewünscht werden sollte, auch zum Abschlusse einer Convention mit ihm erhielt, entschloß man sich, bei dem Könige selbst durch Absendung eines eigenen Delegirten an ihn einen letzten Schritt zu thun, um ihn endlich zu einer definitiven Entscheidung zu vermögen.

Man muß zugeben, daß bei der Wahl des Mannes, dem man diese Mission zudachte, nicht ohne Sorgfalt zu Werke gegangen wurde. Sie fiel auf den Obersten August Ernst von Steigentesch, welcher, damals erst fünfunddreißig Jahre zählend, von norddeutscher Abkunft war und daher dem preußischen Wesen nicht fremd gegenüber stand. Sehr gut erzogen, nicht ohne militärische Kenntnisse, verband Steigentesch, ein Mann von auffallender Schönheit, mit einem imponirenden Aeußeren eine in gleich hohem Grade nur selten vorkommende gesellige Gewandtheit und eine ganz außergewöhnliche schön-

[1]) Stadion an Wessenberg. Wolkersdorf, 6. Juni. Abgedruckt mit dem irrigen Datum vom 9. Juni in Hormayrs Lebensbildern. III. 267.

geistige Bildung. Diesen glänzenden Eigenschaften verdankte er es, daß er überall, wo sie geschätzt wurden, sich einer sehr großen Beliebtheit erfreute. Aber freilich hinderte dieß nicht, daß sie dort, wo sie nicht hinpaßten, den entgegengesetzten Eindruck hervorbrachten, und dieß war der schlichten, aber auch scheuen und so leicht sich unbehaglich fühlenden Persönlichkeit Friedrich Wilhelms gegenüber entschieden der Fall.

Die Sendung des Obersten Steigentesch nach Königsberg sollte eine rein militärische sein und sich lediglich auf die Beantwortung der von Seite des Königs von Preußen durch den Prinzen von Oranien gestellten Anfragen beschränken. So kündigte sie auch Stadion dem Freiherrn von Wessenberg an, und die Art und Weise, in welcher der Letztere diese Mittheilung aufnahm, ist zu charakteristisch für ihn, als daß es nicht geboten erschiene, bei ihr einen Augenblick zu verweilen. Er sei von der Ueberzeugung durchdrungen, schrieb er an Stadion, daß nur das Gelingen der militärischen Mission Steigenteschs den in Berlin gepflogenen politischen Verhandlungen einen günstigen Erfolg sichern könne. Gern werde er auf jedes persönliche Verdienst verzichten, wenn nur das so sehnlich gewünschte Ziel auch wirklich erreicht werde. Man möge auf ihn auch nicht die entfernteste Rücksicht nehmen, wenn es Steigentesch gelänge, Zutritt beim Könige zu finden und so mit größerer Leichtigkeit eine Vereinbarung zwischen beiden Höfen zu Stande zu bringen. Goltz aber, der schon von vorneherein die Eröffnungen des Prinzen von Oranien als viel zu weitgehende bezeichnet hatte, habe sich über die durch denselben veranlaßte Mission eines österreichischen Offiziers nach Königsberg äußerst erstaunt gezeigt. Sie werde, so meinte Goltz, den König in sehr große Verlegenheit bringen und wahrscheinlich damit enden, daß Steigentesch sich nur wenige Tage in Königsberg werde aufhalten dürfen. [1])

So kam es denn auch wirklich. Goltz behauptete zwar gegen Wessenberg, der König sei über Steigenteschs Erscheinen an seinem Hoflager „wüthend“ [2]) gewesen, aber Friedrich Wilhelm sprach sich dem österreichischen Abgesandten gegenüber zwar nicht ohne Bitterkeit, aber doch immerhin mit Mäßigung aus. Das Ergebniß aller Erörterungen, die zwischen ihm und Steigentesch stattfanden, bestand in

[1]) Wessenberg, 16. Juni 1809.

[2]) Wessenberg, 26. Juni. „furieux“.

der stets wiederkehrenden Erklärung, daß er in Anbetracht der Haltung Rußlands und der Unzulänglichkeit seiner eigenen Hilfsmittel wenigstens vor der Hand an eine active Theilnahme am Kriege nicht denken könne. Es nützte Steigentesch nichts, daß ein Sachverständiger ersten Ranges, daß Scharnhorst dem Könige das Gegentheil bewies und daß Gneisenau, ein Mann, von welchem Steigentesch sagt, daß, wenn die preußische Armee sich ihren Anführer selbst wählen dürfte, sie ihn dazu beriefe, hiemit übereinstimmte. Aber freilich versicherte Scharnhorst zugleich, daß alle diese Vorstellungen nicht hinreichend seien, den Kleinmuth des Königs und seiner subalternen Vertrauten zu heben. Darum sei auch sein und Gneisenau's Vorschlag, die preußischen Truppen allsogleich und unbedingt zur Verfügung des Erzherzogs Karl zu stellen, erfolglos geblieben.

Von dem Könige wurde Steigentesch mit einem Vorwurfe und einer Zusage entlassen. Der Vorwurf, dem man nicht alle Berechtigung absprechen kann, bestand darin, daß Oesterreich nach dem Verluste der Austerlitzer Schlacht zu rasch Frieden mit Napoleon gemacht, dadurch Rußland im Stiche gelassen und auch das bald darauf eingetretene Unglück Preußens mitverschuldet habe. Die Zusage aber lautete dahin, daß er nur noch einen glücklichen und entscheidenden Schlag abwarte, um dann, wenn er nicht gleich beim ersten Schritte fürchten müsse, zu Grunde zu gehen, seine ganze Streitmacht der Führung des Erzherzogs Karl unterzuordnen. Und die Königin fügte hinzu, als sie Steigentesch zu sich berief, um von ihm Abschied zu nehmen: „Nur ein Sieg von Ihrer Seite, und alle Hindernisse sind auch in Königsberg besiegt.“ [1])

Schon dadurch, daß der König und die Königin in solcher Weise zu ihm sprachen und die Letztere ihm noch im letzten Augenblicke empfehlen ließ, nur ja bald mit guten Nachrichten wiederzukommen, wird die Ungereimtheit der Behauptung hinreichend dargethan, Steigentesch habe sich in Königsberg mit herausfordernder Keckheit benommen. Und ebenso wenig glaubwürdig ist es, wenn gesagt wird, er habe den Befehl gehabt, den König zu compromittiren, wenn derselbe sich nicht füge. Dagegen scheint es nicht unwahrscheinlich zu sein, daß

[1]) Sämmtliche Berichte Steigenteschs an Stadion wurden von Wessenberg mit Bericht vom 26. Juni eingesendet. Sie wurden veröffentlicht von Alfred Stern in „Abhandlungen und Actenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit.“ S. 65—90.

Steigenteſch bei ſeiner Rückkehr von Königsberg in Berlin arge Indiscretionen beging. Aber freilich iſt die Quelle, durch welche dieß weiter verrathen wurde, die eines Söldlings des Königs von Weſtphalen, doch eine viel zu trübe, als daß ihr unbedingt Glauben geſchenkt werden könnte. Und ſelbſt wenn ſie ſolchen verdienen würde, iſt es doch klar, daß durch Steigenteſchs nachträgliches Benehmen in Berlin an dem negativen Ergebniſſe ſeiner Sendung nach Königsberg nichts mehr geändert werden konnte.

Indem Weſſenberg die von Steigenteſch an Stadion erſtatteten Berichte über ſeine Erlebniſſe in Königsberg einſendet, bemerkt er, daß die Männer in Preußen, welche den König zur Theilnahme am Kriege bewegen wollten, über die Art dieſer Mitwirkung uneins ſeien. Die Einen, wie Gneiſenau, der freilich gerade damals aus dem preußiſchen Militärverbande ausſchied und, wie er Weſſenberg vertraulich mittheilte, eine Reiſe nach England unternahm, um von dort aus ſeine Plane zur Befreiung Deutſchlands ins Werk zu ſetzen,[1]) wie Beyme und Kneſebeck wünſchten, daß der König unverzüglich alle ſeine Streitkräfte mobiliſire und ſie dem Erzherzog Karl unterordne. Der Wiener Hof habe ſodann dem von Berlin jeden möglichen Vortheil im Norden, Preußen aber Oeſterreich jede Ausdehnung im Süden Deutſchlands zu gönnen. Die Anderen wie Goltz und deſſen Meinungsgenoſſen fänden jedoch dieſen Plan zu gewagt und fürchteten durch ihn Berlin zu gefährden. Nur in zwei Punkten ſeien beide Parteien der gleichen Meinung: in dem Wunſche nach einer neuen Organiſirung Deutſchlands zwiſchen der Weſer und der Oder, ſowie in der Abneigung gegen eine Erwerbung des Herzogthums Warſchau. „Denn," ſagt Weſſenberg „hier ſind Alle Polens überdrüſſig und der Polen."[2])

Nach den Abſchiedsworten des Königs und der Königin an Steigenteſch war die Entſcheidung der Frage, ob der Kaiſerhof auf Preußens gewaffneten Beiſtand zählen dürfe, gewiſſer Maßen in deſſen eigene Hand gelegt: die Erkämpfung eines neuen Sieges über Napoleon ſollte auch das Signal zur Schilderhebung Preußens ſein. Da traf plötzlich die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Wagramer Schlacht in Berlin und in Königsberg ein und ſie brachte dort

[1]) Gneiſenau an Weſſenberg, Königsberg, 6. Juni.

[2]) Weſſenberg an Stadion, 26. Juni 1809.

Anfangs eine wirklich betäubende Wirkung hervor. Daß sie aber wenigstens nicht für Alle auch eine entmuthigende war, wird dadurch bewiesen, daß nachdem man bereits Kunde von der Niederlage der Oesterreicher erhalten, doch General Blücher dem Freiherrn von Wessenberg zu fernerer Mittheilung an Stadion das Project vorlegen ließ, sich mit seinem Corps ohne Vorwissen des Königs nach dem Norden Deutschlands, aber freilich nur unter der sicheren Voraussetzung zu begeben, daß Oesterreich den Krieg fortführen und England eine Landung von Truppen ins Werk setzen werde. Bis spätestens zum 10. August könnte dieser Plan zur Verwirklichung gelangen.[1]) Aber ganz abgesehen davon, daß der Kaiser auf eine Verhandlung mit Blücher nicht einging und es sogar für gefährlich hielt, ihm auch nur eine Antwort zu ertheilen,[2]) scheiterte das Project schon von vorneherein an dem zweifachen Umstande, daß die Landung, welche die Engländer nahe der Elbemündung wirklich bewerkstelligt hatten, von ihnen rasch wieder aufgegeben wurde, und mehr noch an der in Oesterreich selbst eintretenden Wendung der Dinge.

Am 7. Juli, dem Tage nach dem Verluste der Wagramer Schlacht befand sich Kaiser Franz in dem schönen, jetzt dem Fürsten Reuß gehörigen, ehemals Sinzendorff'schen Schlosse Ernstbrunn, nördlich von Wien. Langdauernde Berathungen pflog er dort mit Stadion und Metternich, welch' Letzterer über Anregungen zum Frieden berichtete, die ihm gegenüber bei seiner Durchreise durch Wien von französischer Seite gemacht worden waren; Napoleon werde, hatten Champagny und Savary ihm gesagt, gern zur Beendigung der Feindseligkeiten die Hand bieten. Aber obgleich dieß vor dem letzten so unheilvollen Ereignisse geschehen war, so entschloß man sich doch, von dem Anerbieten des Fürsten Johann Liechtenstein Gebrauch zu machen und ihn zur Eröffnung von Friedensverhandlungen an Napoleon zu senden. Wie jedoch Metternich behauptet, sollte er sich darauf beschränken, auf zwei Fragen Antwort zu verlangen: ob Napoleon überhaupt den Frieden wolle und was er unter einem solchen verstehe; er habe, fügt Metternich hinzu, keine andere Vollmacht erhalten, als auf Grundlage des unveränderten Besitzstandes zu unterzeichnen, wie derselbe vor dem

---

[1]) Wessenberg an Stadion, 21. Juli. In Chiffern.

[2]) Resolution des Kaisers auf Stadions Vortrag vom 28. Juli: „Auf Blüchers Anträge zu antworten und sie anzunehmen, ist gefährlich."

Kriege gewesen sei.[1]) Stadion aber, der Anknüpfung von Verhandlungen überhaupt abhold, erhob zwar keine Einsprache gegen sie, aber er erklärte doch seine eigene Theilnahme an ihnen als nutzlos, ja vielleicht sogar als schädlich betrachten zu müssen. Er begab sich daher vor der Hand zu seiner Familie nach Prag, während Metternich dem Kaiser nach Ungarn folgte und von dort aus die einstweilige Leitung der auswärtigen Geschäfte besorgte.

Nach vielen Umwegen gelangte Fürst Liechtenstein endlich zu Napoleon, den er in der Nacht vom 11. auf den 12. Juli vor Znaim, und zwar kurz nach den mörderischen Gefechten traf, in denen die österreichischen Truppen den nachdrängenden Franzosen aufs tapferste widerstanden. Er fand bei ihm den übelsten Empfang. „Denn es scheint wirklich", berichtet Wessenberg hierüber in einer von ihm verfaßten Denkschrift[2]) über jene Ereignisse, „daß der Heros Frankreichs einen Augenblick lang, und zwar nach der Regensburger Schlacht, als er die österreichische Armee vernichtet glaubte, den Gedanken der völligen Auflösung der österreichischen Monarchie gefaßt hatte. Von jener Zeit an datiren ja jene insolenten Bulletins, welche er gegen die Prinzen des Hauses Lothringen richtete, die Aufforderung an die Ungarn, sich einen unabhängigen König zu wählen, und einige andere ähnliche Handlungen. Die Schlacht bei Aspern ließ ihn von diesem Gedanken zurückkommen, während die bei Wagram, wie es scheint, denselben neuerdings in ihm wachrief. Sei es um ihm Ausdruck zu verleihen oder um Comödie zu spielen, kündigte er dem Fürsten Liechtenstein in der ersten Audienz den Entschluß an, mit Oesterreich überhaupt nicht mehr Frieden zu machen. Er sprach davon, die Monarchie in verschiedene, von einander unabhängige Staaten zu theilen, sowie von der gänzlichen Vertreibung des Kaisers Franz als der einzigen Bedingung, unter der er überhaupt in Verhandlungen eintreten wolle.

[1]) Metternich an Hudelist, Jablunka, 13. Juli 1809: Le Prince Jean de Liechtenstein s'est offert lui-même á se rendre au quartier-général de ce Souverain. Sa mission se borne aux deux questions: Napoleon veut-il la paix, et qu'entende-t-il par la paix? Il n'a nul pleinpouvoir autre que celui de signer la parfaite intégrité de la monarchie dans le status ante bellum.

[2]) Précis de la marche des négociations qui ont amené le traité de Vienne. 14 Quartblätter. Ganz von Wessenbergs Hand. Es ist dasselbe Schriftstück, welches bei Klinkowström S. 155 abgedruckt ist und von dem man irriger Weise geglaubt hat, es rühre von Stadion her. Vergl. hierüber auch Wertheimer. II. 392. Anmerkung 3.

Liechtenstein beschränkte sich darauf, ihm zu erwidern, alle diese Pläne seien seiner Mission so vollkommen fremd, daß er sich niemals erlauben würde, sie zum Gegenstande einer Erörterung werden zu lassen. Damit endigte diese Zusammenkunft, ohne irgend ein Ergebniß herbeigeführt zu haben."

Fast gleichzeitig, aber doch eigentlich ohne näheren Zusammenhang mit ihr entschloß sich Napoleon, dem Begehren des Erzherzogs Karl zu willfahren und die Hand zur Zustandebringung eines sechswöchentlichen Waffenstillstandes zu bieten. Der Erzherzog erblickte hierin das einzige Mittel, die ihm nach der Schlacht bei Wagram und den Gefechten bei Znaim noch gebliebenen Streitkräfte vor ihrer völligen Vernichtung durch den ihnen weit überlegenen Feind zu bewahren. Aber Kaiser Franz, den bei seiner Ankunft in Komorn die Nachricht von dem Abschlusse des Waffenstillstandes peinlichst überrascht hatte, war in Bezug auf ihn, obgleich er selbst zuerst Schritte zur Herbeiführung des Friedens gethan, einer ganz anderen Ansicht als sein Bruder, und sie wurde, wie kaum zu bezweifeln ist, von seiner damaligen Umgebung getheilt. Metternich wenigstens nennt den Waffenstillstand einen „unbegreiflichen" [1]) — und er ist, indem er in solcher Weise sich ausspricht, wohl nur das Echo der Meinung des Kaisers. Hauptsächlich scheint es die in dem Waffenstillstande neben anderen höchst drückenden Bedingungen zugesagte Ueberlassung Tirols an den Feind gewesen zu sein, welche den Kaiser schmerzlichst berührte. Hiezu kamen noch an und für sich gewiß geringfügige, aber da es sich um einzelne Persönlichkeiten handelte, vielleicht noch verletzendere Zwistigkeiten zwischen den zwei Brüdern, welche endlich so weit führten, daß der Kaiser dem Erzherzog erklärte, er behalte sich die Oberleitung der gesammten Armeen selbst vor, während Karl sich ausschließlich mit dem Commando der Truppen zu befassen habe, welche ihm anvertraut werden würden. Der Erzherzog aber antwortete hierauf mit der Niederlegung des Oberbefehls.

„Ich vermag Ihnen die Bestürzung nicht zu schildern," schrieb Wessenberg am 25. Juli an Stadion, „welche die Nachricht von dem Waffenstillstande hier und in ganz Norddeutschland hervorrief. Wenn sie nicht mit einem Schlage die für uns so günstige Stimmung vollständig vernichtete, so beweiset dieß nur die Aufrichtigkeit der Em-

[1]) An Hudelist. Komorn, 15. Juli.

pfindung, mit der man unserer Sache zugethan ist. Eine nochmalige Niederlage hätte weniger erschreckt, aber die Räumung Tirols und Sachsens erfüllt alle Herzen mit Verzweiflung. Erneuerte Anstrengungen von unserer Seite würden jedoch wieder den früheren Gesinnungen bei den Bewohnern Preußens und Westphalens begegnen und der geringste Erfolg tausende von Armen für unsere Sache bewaffnen, welche man nicht aufhört, als diejenige Europa's zu betrachten."

So sehr er sie einerseits wünschen mochte, so wenig scheint doch andererseits Wessenberg an die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten von Seite Oesterreichs ernstlich geglaubt zu haben. Wenigstens sandte er, unermüdlich wie er war, an Stadion eine Denkschrift über die Grundsätze, an denen man nach seiner Ansicht bei den Friedensverhandlungen festhalten sollte. Aber jedenfalls möge man, so meinte er, sich nicht mit ihnen übereilen, sondern Napoleon zeigen, daß man den Krieg noch fortsetzen könne, vor Allem aber die Zeit nicht wieder nutzlos verlieren, wie es nach der Schlacht bei Aspern geschehen sei.

Mit dem gleichen Berichte,[1]) in welchem Wessenberg in diesem Sinne sich aussprach, meldete er die bevorstehende Abordnung des Obersten Knesebeck an den Kaiser Franz, und übersandte dem Grafen Stadion ein vertrauliches Schreiben, welches ihm hierüber von Knesebeck aus Königsberg zugekommen war. „Ist es Ihnen, mein sehr verehrter Freund," sagt derselbe darin, „möglich und gilt Ihnen die Sache, die da immer und ewig, wie auch die Zeiten und Umstände wechseln, die gute Sache bleiben wird, wie ich hoffen darf, noch das was sie vor wenig Tagen Ihnen galt, so bitte ich dringend, folgen Sie mir so bald als möglich nach. Es ist noch Alles gut zu machen; es bedarf nur, daß Sie mit mir zusammen dort eintreffen, wohin ich zu gehen beauftragt bin."[2])

Dem Obersten Knesebeck konnte Wessenberg auf die etwas naive Zumuthung, ihm schleunigst nach Oesterreich zu folgen, nichts Anderes antworten, als daß seine Pflicht ihm gebiete, auszuharren auf seinem Posten und denselben ohne specielle Erlaubniß seiner Regierung nicht zu verlassen. An Stadion aber schrieb er, es scheine ihm, als ob die „unerwartete" Sendung Knesebecks hauptsächlich durch die Angst des Königs von Preußen veranlaßt worden sei, der Friede könnte auf

[1]) Vom 29. Juli.

[2]) Knesebeck an Wessenberg. Königsberg, 24. Juli.

seine Kosten geschlossen werden. Das Gerücht von einem Anerbieten Napoleons an den Wiener Hof, Schlesien gegen Triest und in der dortigen Gegend gelegene Landstriche einzutauschen, habe diese Besorgniß nicht wenig verstärkt.

Je ausschließlicher Wessenbergs ganzes Sinnen und Denken mit dem sich beschäftigte, was nun von Seite Oesterreichs zu thun sei, desto lebhafter drängte es ihn dazu, seine Anschauungen hierüber in einer neuen Denkschrift[1]) niederzulegen, welche er seinem Freunde Stadion überschickte und zur Erwägung empfahl. Wenn bei Ausbruch des Krieges, heißt es in derselben, der ungeheure Kampf gewagt wurde, um der Alles mit Vernichtung bedrohenden Uebermacht Frankreichs Schranken zu setzen, so solle jetzt nur mehr auf Oesterreichs eigene Erhaltung Bedacht genommen werden. An den Abschluß eines Friedens dürfe man nur schreiten, wenn derselbe ein annehmbarer, das ist ein solcher sei, in welchem Oesterreich nicht nur die Möglichkeit des Fortbestandes, sondern auch die des künftigen Wiederemporsteigens dargeboten werde. Ob man einen derartigen Frieden eingehen solle, hänge von der Vorfrage ab, ob man den Krieg angriffsweise fortzusetzen im Stande sei oder nicht. Denn eigentlich könne nur ein offensiver Krieg zu günstigen Ergebnissen führen, ein defensiver aber höchstens dann von einigem Vortheil sein, wenn binnen Monatsfrist eine Verstärkung der österreichischen Streitkräfte durch dreißigtausend Preußen und eine vollständige Aenderung in der politischen Haltung Rußlands eintreten würde.

Gehe diese Vorbedingung nicht in Erfüllung, dann müsse vor Allem an die Zustandebringung eines annehmbaren Friedens gedacht und derselbe durch die Abtretung eines Theiles von Galizien oder dieses ganzen Landes gegen Tirol, gegen Dalmatien oder auch gegen die Moldau und die Walachei mit Einschluß der Donaumündungen herbeigeführt werden; schließlich könnte man sich auch zur Aufopferung eines Theiles von Galizien ohne Entschädigung verstehen. Hingegen würde eine Verzichtleistung auf Triest und Fiume sowie auf das adriatische Küstenland einem Aufgeben des Grundsatzes gleichen, nur einen annehmbaren Frieden einzugehen, denn hiedurch würde ein künftiges Wiederemporsteigen Oesterreichs unendlich erschwert werden. Höchstens könnte die Erwerbung der Moldau und der Walachei mit

[1]) Wessenbergs Denkschrift führt den Titel: „Was hat Oesterreich zu thun?" Sie liegt seinem Berichte vom 5. August bei.

der Zeit diesen Verlust ersetzen. Und vermöchte man Triest durchaus nicht beizubehalten, so müßte doch Alles aufgeboten werden, um dieß im Hinblick auf Fiume und einen Theil von Dalmatien zu erreichen. Aber ehe man sich einen nicht annehmbaren Frieden, das ist einen solchen gefallen lasse, der die Möglichkeit künftiger Größe und künftigen Glückes von vornherein zerstöre, möge man noch einmal zu den Waffen greifen und dadurch für Oesterreich wenigstens das Verdienst einer ehrenvollen Entschlossenheit erwerben. So lang nur diese nicht erschlaffe, werde der Kaiserstaat gewiß nicht untergehen. Alle von Napoleon unterworfenen Völker seien nur aus dem Grunde eine Beute des Verderbens geworden, weil sie vor ihrer Unterjochung weniger als vor der Aufbietung ihrer äußersten Kräfte zurückschraken. „Werden Oesterreichs Völker," so endigt Wessenberg seine Denkschrift, „diese Schmach und dieses Unglück jemals zu theilen gewillt sein?"

Als Wessenberg solche Worte zu Papier brachte, ahnte er noch nicht die einschneidenden Veränderungen, welche in Folge der Wagramer Schlacht und des Waffenstillstandes von Znaim in der Leitung der militärischen wie der politischen Angelegenheiten Oesterreichs vorgegangen waren. Er wußte noch nichts von der Niederlegung des Obercommando's durch den Erzherzog Karl, und mochte auch in Stadions einstweiliger Entfernung noch keinen definitiven Rücktritt von dessen Amte, in Metternichs Berufung aber nur die zur Führung der speziellen Friedensverhandlungen mit Napoleon erblicken.

Wie dem aber auch sein mochte, daran ist doch wohl kaum zu zweifeln, daß diese Veränderungen auf die zu erfüllenden Aufgaben recht nachtheilig einzuwirken drohten. In der Uebernahme des Obercommando's durch den Kaiser lag das Geständniß, daß Oesterreich nach dem Rücktritte des Erzherzogs Karl über keinen einzigen Heerführer mehr verfüge, dessen Eigenschaften auch nur halbwegs günstige Erfolge verbürgten. Daß der Kaiser selbst keine Feldherrntalente besaß, daran konnten sogar die um ihn befindlichen Schmeichler und Mittelmäßigkeiten kaum zweifeln. Und wenn im Namen und Auftrage des Kaisers gesagt wurde, derselbe werde sich mit den hervorragendsten Capacitäten des Heeres umgeben, so waren einerseits deren überhaupt nicht viele vorhanden, und andererseits erschien hiedurch allein schon die, insbesondere bei Fortführung des Krieges ganz unerläßlich werdende Einheit im Commando aufs Aeußerste gefährdet.

Nicht viel weniger ungünstige Folgen als von dieser Veränderung glaubte man von der, welche zu jener Zeit in der Leitung der

auswärtigen Angelegenheiten eintrat, besorgen zu müssen. Graf Metternich stand, als er diese Aufgabe übernahm, erst in seinem achtunddreißigsten Lebensjahre. Um zehn Jahre jünger als Stadion, genoß er damals auch nicht von fern das Ansehen und die Werthschätzung, deren sich dieser überall erfreute. Von seinem diplomatischen Talente hegte man allerdings eine günstige Meinung, und seine glänzende und gewandte Persönlichkeit schien ihn zu diesem Berufe ganz besonders zu eignen. Aber er hatte bisher weder von der Festigkeit des Charakters, welche bei der herrschenden Verwirrung aller politischen Verhältnisse dringend nothwendig zu sein schien, noch von jener Idealität der Anschauungen, die allein den Mann adelt und ihn zu einer höheren Auffassung der ihm obliegenden Aufgaben befähigt, irgend welche Proben gegeben. Und wenn auch bei ihm eine so crasse Unkenntniß der österreichischen Verhältnisse nicht vorkommen konnte, wie sie beispielsweise Wessenberg von dem Grafen Ludwig Cobenzl erzählt, der bei dem Abschlusse des Friedens von Campo Formio keine Ahnung davon besaß, wo denn eigentlich der Breisgau gelegen sei, [1]) so war doch auch Metternich, der den größeren Theil seiner überhaupt noch nicht zahlreichen Mannesjahre in der Fremde verlebt hatte, mit Oesterreichs inneren Zuständen nur wenig vertraut.

Hiezu kam noch, daß ihm der kaum ganz unverschuldete Ruf einer etwas leichtfertigen Lebensführung vorausging, zu der freilich in seinem bestechenden Aeußeren und seinem einnehmenden Auftreten gar manche Verlockung gelegen sein mochte. Aber er trug doch gleichfalls dazu bei, daß der Gedanke, unter ihm zu dienen, nicht so aneifernd und erhebend wirkte wie der, ein Untergebener des Grafen Stadion zu sein. Wenigstens mochten solche Betrachtungen einem so ernsten Manne wie Wessenberg nicht fernliegen, obgleich dieß von ihm nirgends deutlich gesagt wird.

[1]) Wessenberg an Stadion. Berlin, 30. Juli 1809.

X.

Abschied von Berlin.

Inzwischen war Knesebeck, von Königsberg kommend, am Morgen des 4. August in Olmütz eingetroffen, wo er sich mit Stadion besprach. Er brachte auf ihn den Eindruck eines unterrichteten, wohldenkenden, Vertrauen erweckenden und verdienenden Mannes hervor. Wiederholt versicherte er Stadion, der König von Preußen habe endlich einen definitiven Entschluß gefaßt, denn er sehe sein eigenes Verderben sowohl für den Fall, daß Oesterreich Frieden schließe, als für den, daß es durch Fortsetzung des Krieges völlig zermalmt werde, als gewiß an. Daher bleibe ihm keine andere Wahl, als sich mit Oesterreich zu verbünden, wenn er nur sichere Bürgschaft dafür erhielte, daß es den Krieg fortführen werde.

Trotz diesen recht befriedigend lautenden Worten machte die Mission Knesebecks doch auf Stadion den Eindruck, als ob auch sie nur wieder eine Halbheit sei und lediglich auf einem als solche erscheinenden Entschlusse des Königs beruhe. Denn dessen eigentliche Entscheidung wollte Knesebeck für den Augenblick verschoben sehen, in welchem die Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und Frankreich neuerdings eröffnet sein würden und Preußen diejenige Hilfeleistung an Geld und an Ausrüstungsgegenständen von Seite Englands zugekommen wäre, um die es sich soeben erst an dasselbe gewendet habe. Der Zeitpunkt, in welchem dieß wirklich geschehen werde, lasse sich aber für jetzt wenigstens auch noch nicht annähernd bestimmen.[1])

Am 8. August traf Knesebeck in dem nun in Komorn befindlichen Hauptquartier des Kaisers von Oesterreich ein, wo allein die Verhandlung stattfinden konnte, mit der er beauftragt war. Entschlossener als er

[1]) Stadion an Wessenberg, 4. August 1809.

es in Olmütz gegen Stadion gethan, sprach er sich jetzt gegen Metternich aus. Er versicherte ihn der, wie er sich ausdrückte, neuesten Ueberzeugung des Königs Friedrich Wilhelm, daß Preußen bei einem Zustandekommen des Friedens zwischen Oesterreich und Frankreich verloren sei. Der König allein trage an dem bisherigen passiven Benehmen Preußens die Schuld. Seine aufgeklärtesten Räthe hätten das Möglichste gethan, ihn seinem ursprünglichen Entschlusse, Oesterreich von allem Anfange an thatkräftige Hilfe zu leisten, treu zu erhalten, aber seine Reise nach St. Petersburg habe den nachtheiligsten Einfluß auf ihn geübt. Dennoch dürfe man mit voller Bestimmtheit darauf zählen, daß Oesterreich im Falle des Wiederausbruches des Krieges auf Preußens Mitwirkung rechnen könne. Der König sei zu ihr auch für den Fall entschlossen, daß Rußland sich wider ihn und für Frankreich erkläre.

Wie es bereits Stadion vor ihm gethan, so fand nun auch Metternich das Benehmen Knesebecks so offen und so bestimmt, seine Schilderung der Lage Preußens aber so sehr der Wirklichkeit entsprechend, daß er in seine Aeußerungen keinen Zweifel setzen zu sollen glaubte. Da es sich aber bei den Besprechungen mit ihm vorzugsweise um die militärische Seite der Frage zu handeln schien, wurde er in dieser Hinsicht an den Feldzeugmeister Grafen Bellegarde verwiesen.[1])

Trotz der von Metternich hervorgehobenen Deutlichkeit der Erklärungen Knesebecks benahm sich derselbe doch mit äußerster Vorsicht, ja er legte in Allem und Jedem eine Aengstlichkeit an den Tag, welche ganz derjenigen zu entsprechen schien, die sein König empfand. So war er nur schwer zu bewegen, dem Kaiser persönlich sein Beglaubigungsschreiben zu überreichen, und er that dieß nur nach erhaltener Bewilligung, hiebei im Civilkleide zu erscheinen, sowie nachdem ihm Metternich sein Wort verpfändet hatte, daß außer dem Kaiser und ihm Niemand von seiner Mission das Geringste erfahre. Nur durch dieses Zugeständniß meinte Knesebeck die stete Furcht seines Königs vor einer etwaigen Bloßstellung beschwichtigen zu können. Und hierauf war es auch berechnet, daß Wessenberg auf Andringen Knesebecks den Auftrag erhielt, zur Bemäntelung der Ansammlung preußischer, zu allfälliger Hilfeleistung an Oesterreich bestimmter Truppen von der königlichen Regierung nähere Aufklärungen über die Beweg-

[1]) Metternichs Vortrag an den Kaiser. Komorn, 8. August.

gründe zu dieſer Maßregel, und zwar in einer Weiſe zu verlangen, aus welcher Uneingeweihte den Schluß ziehen könnten, daß Oeſterreich ſich durch ſie beunruhigt fühle. Sache des Grafen Goltz würde es dann ſein, dieſe Anfrage dort, wo ſolches zweckdienlich erſcheine, nicht nur verlautbaren, ſondern auch in dem gewünſchten Lichte erſcheinen zu laſſen.[1])

Als Weſſenberg von den in Komorn abgegebenen Erklärungen Kneſebecks Kenntniß erhielt, räumte er bereitwillig ein, daß durch ſie ſeine Erwartungen übertroffen worden ſeien, aber wirklichen Werth geſtand er ihnen doch keineswegs zu. Gleiche Verſicherungen wären ja, ſo meinte er, im Namen des Königs von Preußen ſchon vorlängſt durch deſſen eigenen Schwager, den Prinzen von Oranien abgegeben, aber trotz dem bei Aſpern durch die Oeſterreicher erfochtenen Siege ſpäter wieder abgeleugnet worden. Jedes Geſpräch mit dem Grafen Goltz beweiſe von Neuem die Unzuverläſſigkeit der Behauptungen Kneſebecks über den Entſchluß des Königs, nach Wiederausbruch des Krieges an Oeſterreichs Seite zu kämpfen und ſich hierin von der Haltung Rußlands nicht beirren zu laſſen. Kneſebeck ſelbſt ſei freilich mit Leib und Seele für ein Zuſammengehen Preußens mit Oeſterreich, und er ahne vielleicht gar nicht, daß der Miniſter des Königs eine von der ſeinigen völlig verſchiedene Sprache führe. Denn Goltz höre nicht auf zu verſichern, der König ſei gezwungen, ſeine Entſchlüſſe ganz nach dem politiſchen Syſtem Rußlands zu geſtalten. Wäre das, was Kneſebeck in Komorn ſage, von Seite des Königs ernſtlich gemeint, ſo müßte dieſer ſchon irgend einen hierauf abzielenden Schritt bei England gethan haben, was bis jetzt keineswegs geſchehen ſei. So lang Kneſebeck nicht in einer officiellen Note ganz beſtimmt lautende Zuſicherungen abgegeben habe, könne man auf ſeine Worte nicht zuverſichtlich bauen. Kneſebecks Miſſion ſcheine daher für den Augenblick wenigſtens kein anderes Ziel zu verfolgen, als die Friedensverhandlungen zwiſchen Oeſterreich und Frankreich zu hemmen, von deren Reſultat man ein für Preußen höchſt ungünſtiges Ergebniß befürchte, und die eigentlichen Abſichten des Kaiſerhofes zu ergründen, um ſich hienach bei den zu faſſenden Entſchlüſſen benehmen zu können.[2])

Bei aller Hochachtung, welche er perſönlich für Kneſebeck empfand, konnte ſich doch Weſſenberg, wie aus ſeinen eigenen Worten hervor-

[1]) Metternich an Weſſenberg. Komorn, 11. und 12. Auguſt.

[2]) Weſſenberg an Metternich. Berlin, 23. Auguſt 1809.

geht, des Mißtrauens gegen die Absichten nicht erwehren, welche dessen Mission nach Oesterreich veranlaßt hatten. Dort aber erfuhr sie, und zwar insbesondere von Seite des Kaisers selbst eine ähnliche Beurtheilung. Von allem Anfange an zeigte sich Franz von dem Gedanken beherrscht, daß Preußen hiebei auf nichts Anderes ausgehe, als sich ohne eigene Anstrengungen durch diejenigen Oesterreichs aus seiner gefährlichen Lage zu befreien.[1])

Daß aus einer Sendung nichts werden konnte, bei welcher der eine Theil Absichten hegte, die von den durch den Mund seines Bevollmächtigten abgegebenen Erklärungen gar sehr verschiedene waren, während sich der andere Theil, durch die erlebten Enttäuschungen gewitzigt, von tiefem Mißtrauen erfüllt zeigte, liegt auf der Hand. So geschah es denn auch wirklich. Knesebeck blieb, ohne daß der Gegenstand seiner Mission einer Entscheidung sich näherte, fast unthätig in Ungarn, die beiden einander bekämpfenden Mächte aber, Oesterreich und Frankreich setzten, so sehr sie sich auch das Ansehen gaben, als stünde jede von ihnen zu augenblicklicher Wiederaufnahme der Feindseligkeiten bereit, die Friedensverhandlungen, welche Anfangs in Ungarisch-Altenburg und dann in Wien gepflogen wurden, zwar in langsam sich hinschleppender Weise, aber doch ununterbrochen fort. Aufs Aeußerste war Wessenberg auf ihren Verlauf und ihren Ausgang gespannt. In der Seelenangst, mit der ihn die Besorgniß erfüllte, Oesterreich könne, wie dieß so eben auf militärischem Gebiete geschehen war, auch auf politischem eine Niederlage erleiden, brachte er wieder eine Denkschrift zu Papier, der er die Ueberschrift gab: „Was ist noch zu thun?" Mit Worten, welche vor mehr als achtzehnhundert Jahren an Julius Cäsar gerichtet worden waren,[2]) sandte er seine Arbeit an Stadion, der in den ersten Septembertagen leider nur für kurze Zeit noch einmal an das jetzt in Totis befindliche Hoflager des Kaisers berufen worden war. „Hiemit habe ich," so lauten sie, „was mir ausführbar geschienen und ich für zuträglich erachtet, so kurz als möglich niedergeschrieben. Uebrigens beschwöre ich die unsterblichen Götter, daß, welche Maßregeln du auch ergreifst, dieselben für dich und den Staat glücklichen Erfolg haben mögen."[3])

[1]) Resolution des Kaisers auf Metternichs Vortrag vom 8. August.

[2]) Fälschlich dem Sallustius zugeschrieben.

[3]) 12. September 1809. Unter das Citat: Sallust. Epist. ad Caes. schrieb Wessenberg nicht seinen Namen, sondern: Amicus notus.

Oesterreichs Lage sei derart, sagt Wessenberg am Beginn seiner Denkschrift, daß es noch allzuviel Kraft besitze, um sich schändliche oder auch nur sehr nachtheilige Friedensbedingungen gefallen lassen zu müssen, und zu wenig, um ganz allein neuerdings angriffsweise vorzugehen. Auf keine andere Art könne diese Lage, ein Mittelding zwischen Selbstständigkeit und Abhängigkeit, in einer für Oesterreich günstigen Weise verändert werden als durch eine Vermehrung seiner Streitkräfte, welche es in den Stand setze, entweder bei den Unterhandlungen dem Feinde zu imponiren oder bei dessen fernerem Festhalten an seinen überspannten Anforderungen neuerdings zu den Waffen zu greifen. Eine Vermehrung der Streitkräfte könne aber in zweifachem Wege, entweder durch noch höhere Anspannung der eigenen Leistungen oder durch den Beistand anderer Mächte herbeigeführt werden. In ersterer Beziehung könnte am meisten von Seite der Ungarn geschehen, welche bisher bei weitem nicht so viel wie die übrigen österreichischen Länder gethan hätten. Außerdem verdiene die tirolische Insurrection die höchste Aufmerksamkeit, die größte Berücksichtigung. „Wenn man diesem tapferen und hochherzigen Volke," sagt Wessenberg hierüber, „den Glauben beibringt, daß man seinetwegen noch nicht Frieden schließen konnte, und es mit dem nöthigen Gelde und der erforderlichen Munition unterstützt, so wird es gewiß bis aufs Aeußerste für uns kämpfen. Tirol dürfen wir bis zum letzten Augenblicke nicht aufgeben; Oesterreichs Heil und letzter Ruhm hängt daran, und sollte dereinst doch im Uebermaß des Unglücks jede Hoffnung, dieses Land zu erhalten, erlöschen, dann muß noch Alles versucht werden, Tirol und sein Volk fremder Tyrannei zu entziehen. Es soll nicht heißen, Oesterreich habe die Tiroler verlassen. Kann es nicht mit uns vereinigt bleiben, so erkaufe man ihm wenigstens womöglich seine Freiheit und Unabhängigkeit, auf daß auch noch für das unglückliche Oesterreich Dankbarkeit und Liebe das vorherrschende Gefühl sei in den rhätischen Alpen."

Ein drittes und letztes Mittel, um durch eigene Kraft zur Aufbringung ansehnlicherer Streitkräfte zu gelangen, erblickt Wessenberg in dem, was er „eine neue Anfeuerung des militärischen Enthusiasmus" nennt. „Nur mit ungewöhnlicher Tapferkeit," sagt er hierüber, „nur mit ganz außerordentlicher Anstrengung können wir einem Feinde begegnen, welcher alle kriegerische Kunst, zwölfjähriges Glück und jedes Mittel für sich hat, das die Uebermacht darbietet. Daher müssen

in Folge seiner Entkräftung nunmehr verurtheilt sei, in einer für sie gewiß bedauernswerthen Weise verspüren.[1])

Weder durch Knesebeck noch durch Wessenberg, sondern durch einen Eilboten Napoleons an seinen Gesandten in Berlin, und zwar am Morgen des 21. October erhielt man dort die erste Nachricht von dem in Wien abgeschlossenen Frieden. Sie brachte daselbst einen äußerst niederschlagenden Eindruck hervor, denn man hatte ja die Fortsetzung des Krieges und die Theilnahme Preußens an demselben lebhaft gewünscht. In Königsberg aber war man einerseits darüber erfreut, daß sich im Wiener Frieden keine für Preußen nachtheilige Bestimmung fand, und andererseits zitterte man davor, daß sich der Unwille des Kaisers der Franzosen nun gegen Preußen kehren werde. Um dem zuvorzukommen, sandte Friedrich Wilhelm den Obersten Krusemarck mit einem Glückwunschschreiben an Napoleon nach Paris.[2])

Wenn man schon in Preußen die Nachricht von dem Abschlusse des Friedens mit so großem Leidwesen aufnahm, so kann man sich den Schmerz denken, mit dem sie Wessenberg erfüllte. Das dringende Bedürfniß empfand er, wenigstens durch einige Zeit jeder Geschäftsführung enthoben zu sein, um sich allmälig sammeln, und erst nachdem dieß geschehen, seinen Pflichten ferner obliegen zu können. Da auch das preußische Königspaar noch immer nicht nach Berlin zurückgekehrt war, so bat er, sich bis zu dem Zeitpunkte seiner Ankunft von dort entfernen und in solcher Weise den im vergangenen Jahre unbenützt gebliebenen Urlaub genießen zu dürfen. Die Zeit desselben wollte er zum Besuche der von ihm angekauften Güter in Böhmen, in welchem Lande er im Februar 1809 das Incolat erhalten hatte, und der von seinem Vater ererbten Besitzungen am Oberrhein verwenden. Denn es war ihm, wie er selbst sagt, bei Ausbruch des letzten Krieges kaum noch die Zeit geblieben, sein zum Theile auch auf dem linken Rheinufer befindliches Vermögen mit beträchtlichen Opfern und durch simulirte Verkäufe zu retten, welch' letztere nunmehr wieder rückgängig gemacht werden müßten.[3])

Aber Wessenberg kam, nachdem er den erbetenen Urlaub erhalten, nicht weiter als dazu, den ersten Theil seines Vorhabens zu erfüllen. Er befand sich noch in Böhmen, als er die Nachricht von der bevor-

[1]) Metternich an Wessenberg. Totis, 21. Oct. 1809.
[2]) Wessenberg an Metternich. Berlin, 23. Oct.
[3]) Wessenberg an Metternich 1. Nov. 1809.

stehenden Rückkehr des Königs und der Königin von Preußen nach Berlin erhielt, und er entschloß sich sogleich zur Abreise dorthin. Noch ehe er sie antrat, schrieb er jedoch an Metternich und legte ihm die Frage vor, ob er nicht künftighin in Dresden besser am Platze sein würde als in Berlin? Nicht die besondere Vorliebe, welche er für Dresden hege, bringe ihn auf diesen Gedanken, wohl aber die Rücksicht auf die ganz eigenthümlichen Verhältnisse, in die er im Verlaufe seiner Mission in Berlin gerathen sei. Er habe den Auftrag gehabt, auf eine Erhebung zu Gunsten Oesterreichs in Norddeutschland hinzuwirken, in Preußen aber die öffentliche Meinung, insbesondere in militärischen Kreisen für Oesterreich zu gewinnen. Alle Parteichefs hätten sich an ihn gewendet und er sei genöthigt gewesen, sie in ihrem guten Willen durch Versprechungen zu bestärken, deren Erfüllung nun durch die Umstände unmöglich geworden sei. Er werde daher einer Menge von nicht zu befriedigenden Anforderungen ausgesetzt und zu schroffem Abbrechen seiner bisherigen Verbindungen mit den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten in der ganzen preußischen Monarchie gezwungen sein. Vollends peinlich werde seine Lage durch das arglistige Benehmen des preußischen Ministeriums werden, welches schon bisher einen Theil der wider dasselbe wegen seiner zweideutigen Haltung erhobenen Vorwürfe auf ihn abzuwälzen versuchte. Die Beschuldigungen, die es ganz ungerechter Weise gegen ihn aus Anlaß der abenteuerlichen Unternehmung Schills erhoben, seien hiefür ein sprechender Beweis.

Von dem Dresdener Hofe hingegen meinte Wessenberg, er sei nunmehr für Oesterreich wichtiger geworden als der von Berlin. Abgesehen davon, daß Sachsen jetzt mächtiger sei als Preußen, werde ihm bei dem ganz unausbleiblich bevorstehenden Zusammenstoße zwischen Frankreich und Rußland eine bedeutsame Rolle zugewiesen werden. Oesterreichs Grenzlinie gegen Sachsen sei nach den neuen Territorialveränderungen länger als die gegen Preußen. Und endlich würde er als Gesandter in Dresden durch seine Verbindungen am dortigen Hofe und im Lande wahrscheinlich werthvolle Dienste zu leisten im Stande sein. [1])

Es gereichte Wessenberg zu nicht geringer Befriedigung, aus der Antwort Metternichs ersehen zu können, daß sowohl dieser als der Kaiser selbst die Gründe vollkommen einsahen, in Anbetracht

[1]) Wessenberg an Metternich. Prag, 24. Dez. 1809.

deren ihm die längere Fortdauer seiner Mission in Berlin nicht gerade willkommen sein konnte. Es wurde ihm also deren Vertauschung gegen eine andere in ziemlich nahe Aussicht gestellt; welcher Posten ihm jedoch eigentlich zugedacht werde, darüber ließ sich Metternich wenigstens vor der Hand noch nicht näher vernehmen. Da tauchte in Wessenberg ein ganz eigenthümlicher Plan auf, den er dem Grafen Metternich und durch ihn dem Kaiser zur Entscheidung vorlegte. Da er, sagt Wessenberg über seine Beweggründe hiezu, stets mehr Geschmack an ununterbrochener Arbeit als an irgendwelcher Ostentation nach Außen hin gefunden habe, so sei er auf den Gedanken gerathen, es würde ungemein nützlich sein, eine Sammlung alles dessen zu veranstalten, was seit Beginn der französischen Revolution zu den Reformen in der Verwaltung aller europäischen Staaten beigetragen habe. Nicht bloß zum Studium der Zeitgeschichte könnte dieses gesammelte Material dienen, sondern eine gerechte Würdigung der Krankheit des Zeitalters, des politischen Reformationsgeistes herbeiführen. Denn kein Staat mehr, und auch der nicht, welcher sich seit Jahrhunderten bei seiner Verfassung glücklich gefühlt habe, könne sich gewissen Reformen länger entziehen. Vorzüglich dadurch sei das neue Frankreich für Europa so gefährlich geworden, weil es allen von ihm unterjochten Ländern seine Regierungsform und seine Gesetze aufdrang und durch den Glanz der Neuheit die Anhänglichkeit an das Alte zu verdrängen sich bestrebte. Die Zeit werde lehren, ob Napoleon den Charakter der Menschen besser errieth als die Römer, welche den von ihnen Ueberwundenen Alles, aber nicht auch ihre Gesetze nahmen und dadurch den Völkern wenigstens einen Schimmer von Nationalität ließen.

Wenn man es dahin brächte, die mannigfaltigen Veränderungen, welche in den Verwaltungszweigen der verschiedenen Länder seit zwanzig Jahren eingetreten seien, in einer solchen Ordnung und mit solcher Klarheit darzustellen, daß über ihre Nützlichkeit oder Schädlichkeit, über ihre Anwendbarkeit oder Unzulänglichkeit deutlichere Begriffe als bisher entständen, so würde man, meinte Wessenberg, eine verdienstvolle Arbeit liefern, und er wäre bereit, eine solche zu übernehmen. Er habe schon umfangreiche Materialien hiefür gesammelt, müßte aber, um zu einem befriedigenden Resultate zu gelangen, sie vervollständigen und zu diesem Behufe die Länder, um welche es sich hiebei vorzugsweise handle, noch einmal, und zwar nur als Privatmann

bereisen. Ein Zeitraum von zwei oder drei Jahren würde hiezu nothwendig sein.[1])

Wer den Plan Wessenbergs und den Inhalt der Denkschrift, in der er ihn entwickelt, reiflich erwägt, der wird wohl auf den Gedanken gerathen, daß eigentlich mehr vom Forscher und vom Gelehrten als vom Diplomaten in ihm steckte. Zudem wirft sein Project auf ihn das Licht, als ob er die Anschauungen des Kaisers Franz über derlei Dinge recht wenig gekannt hätte. Diesem mochte nichts ferner liegen, als das Zustandekommen eines so umfassenden Werkes zu begünstigen, wie es von Wessenberg geplant worden war. Wir kennen den Bescheid nicht, der ihm hierüber von Metternich zukam, aber aus Wessenbergs Antwort [2]) ersehen wir, daß er ihm in den verbindlichsten Ausdrücken eine Versetzung auf den Posten eines kaiserlichen Gesandten zu München in Aussicht stellte. Von Wessenbergs projectirter schriftstellerischer Arbeit war zwischen ihm und Metternich mit keinem Worte mehr die Rede.

Selbstverständlich war Wessenberg, so lang er überhaupt noch in Berlin zu verweilen hatte, eifrig bemüht, die ihm dort obliegenden Pflichten in einem Maße zu erfüllen, welches über die Anforderungen, die man an ihn zu stellen berechtigt war, weit eher hinausging, als daß es hinter ihnen zurückgeblieben wäre. So sendet er schon im Januar 1810 [3]) seiner Regierung eine in recht düsteren Farben gehaltene Schilderung des damaligen Zustandes von Preußen. In ihr kommt auch die Aeußerung vor, die er dem Könige in den Mund legt: „Kaiser Alexander sei sein bester, ja sein einziger Freund." Am 5. März aber ging eine neue Denkschrift Wessenbergs nach Wien ab, der er die Aufschrift gab: „Betrachtungen über die Vermälung des französischen Kaisers mit der Erzherzogin von Oesterreich."

Es war gewiß nicht Wohldienerei, sondern nur der Ausdruck seiner innersten Ueberzeugung, wenn Wessenberg dieses Ereigniß, gleich als er von demselben erfuhr, als ein glückverheißendes pries, weil dadurch die Fortdauer des Friedens verbürgt werde. Man müsse dabei, schrieb er an Metternich, an das System von Kaunitz und Choiseul denken, welches Europa den längsten Frieden verschafft habe,

[1]) Wessenbergs Brief an Metternich und eine beigefügte Denkschrift. Beide vom 27. Jänner 1810 datirt.

[2]) Vom 5. März.

[3]) 29. Jänner.

den es seit Jahrhunderten genoß; ein neues Zeitalter werde mit ihm anbrechen. Gleichzeitig werde es Metternichs Ruhm begründen, denn in glänzenderer Weise hätte er sein Amt unmöglich antreten können.[1])

Am preußischen Hofe hingegen erregte die Nachricht von der bevorstehenden Verbindung Napoleons mit einer österreichischen Erzherzogin nichts weniger als Freude. Das Bewußtsein der eigenen Haltung während des eben zu Ende gegangenen Krieges ließ den freilich ganz grundlosen Verdacht nicht zur Ruhe kommen, es könne zwischen Oesterreich und Frankreich irgend etwas für Preußen Schädliches geplant werden. Sogar der König begann allmälig die Geringfügigkeit des Nutzens, den er bisher aus der sogenannten Freundschaft Rußlands gezogen hatte, mehr und mehr zu erkennen. Und die Königin, welche schon längst dieser Anschauung huldigte, verhehlte es nicht, daß sie der des Wiener Hofes bei weitem den Vorzug geben würde, wenn sie nur auch erreichbar für sie wäre.[2])

Unter diesen Umständen gereichte Beiden die Art und Weise, in welcher Wessenberg auf Befehl seines Hofes [3]) die Verlobung der Erzherzogin zu ihrer Kenntniß brachte, zu einer gewissen Beruhigung, denn er war ermächtigt, gleichzeitig darzuthun, wie weit Oesterreich entfernt sei von jeglicher unfreundlichen Tendenz gegen Preußen. Und da auch die Haltung des Königs während des Krieges nicht so sehr aus einer Feindseligkeit gegen Oesterreich als aus seiner gewöhnlichen Unentschlossenheit und Muthlosigkeit hervorgegangen war, so glaubte man auf allmälige Herbeiführung eines vertraulicheren Verhältnisses zwischen den beiden Regierungen hoffen zu dürfen.[4]) Auch der Umstand, daß der damals aus Anlaß der Vermälung Napoleons in Paris anwesende Minister Graf Metternich sich den dortigen Repräsentanten Preußens, dem Feldmarschall Grafen Kalkreuth und dem Gesandten Krusemarck ungemein hilfreich erwies, trug nicht wenig hiezu bei. Beide konnten sich nicht genug der Bemühungen Metternichs beloben, für Preußen den harten Anforderungen Napoleons gegenüber eine glimpflichere Behandlung zu erwirken.[5])

---

[1]) Wessenberg an Metternich, 25. Februar 1810.
[2]) Wessenberg, 5. März 1810.
[3]) Rescript an Wessenberg vom 21. Februar.
[4]) Wessenberg, 4. März.
[5]) Wessenberg, 28. April.

In der Zeit, in welcher sein Aufenthalt in Berlin allmälig zu Ende ging, gab Wessenberg durch verschiedene von ihm verfaßte Denkschriften neue Beweise unermüdlicher Thätigkeit. Zwei derselben sandte er auf einmal, und zwar am 14. Mai nach Wien ab; die eine handelte von den Wirkungen der österreichischen Finanzmaßregeln auf den Staatscredit und die andere von den Neuerungen im preußischen Kriegswesen seit dem Frieden von Tilsit. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit aber wendete Wessenberg der durchgreifenden Veränderung in der preußischen Staatsverwaltung zu, welche in Hardenbergs Ernennung zum Staatskanzler ihren prägnantesten Ausdruck fand.[1]) In innigstem Zusammenhang hiemit stand die Zurückberufung des Grafen Finckenstein aus Wien und die Ernennung Wilhelms von Humboldt zu dessen Nachfolger auf dem Posten eines preußischen Gesandten am österreichischen Hofe.

Was zunächst Hardenberg anging, so hegte Wessenberg die Meinung von ihm, er werde seinen König von jeder engeren Verbindung mit Rußland abzubringen, und der französischen Regierung so viel als möglich Vertrauen zu Preußens künftiger Politik einzuflößen suchen. Gleichzeitig aber werde er die freundschaftlichen Beziehungen zu Oesterreich zu fördern bestrebt sein, um aus ihnen vorkommenden Falles sowohl gegen Frankreich als gegen Rußland Nutzen zu ziehen. Und von dem Briefe, in welchem Hardenberg dem Kaiser Napoleon für dessen Zustimmung zu seinem Wiedereintritte in das Ministerium dankte, sagt Wessenberg, derselbe erkläre darin, daß das Heil der preußischen Monarchie von der Freundschaft Frankreichs abhänge; es müsse daher vor Allem darauf bedacht sein, sie zu erwerben. Der Brief enthalte sich übrigens, fügt Wessenberg hinzu, jeglicher Schmeichelei und sei mit vieler Würde verfaßt.[2])

Die letzte Meldung, welche Wessenberg, über dessen künftige Bestimmung nach München noch immer keine definitive Entscheidung getroffen war, nach Wien abgehen ließ,[3]) bevor er den von ihm mehrmals erbetenen und ihm endlich ertheilten Urlaub antrat, war eine tieftraurige zu nennen. Es war die von der schweren Erkrankung der Königin Louise, aber die Nachricht von ihrem Hinscheiden traf ihn

[1]) Wessenberg, 1. und 7. Juni 1810.
[2]) Wessenberg, 28. Juni.
[3]) Wessenberg, 19. Juli.

nicht mehr in Berlin, sondern in Leipzig, wohin er sich vorerst zum Besuche seiner in der Nähe dieser Stadt lebenden Schwester Josephine begeben hatte, welche mit dem Grafen Adolf Friedrich von Schulenburg-Beetzendorf vermält war.

„Ich muß gestehen," schrieb Wessenberg dort am 21. Juli in sein Tagebuch,[1]) „daß mich schon lang kein Ereigniß so tief und bis ins Innerste erschüttert hat. Kaum vor vier Wochen sah ich die Königin noch in der blühendsten Gestalt, mit aller Aussicht auf ein recht langes Leben. Allein was sind alle unsere Ansprüche an dasselbe? Ein Rauch, der nur durch die vorüberziehende Sonne einen ephemeren Glanz erhält!"

[1]) Cahier 6.

XI.

Beglaubigung in München.

Mein Geist kämpfte noch, „mit diesen Worten fährt Wessenberg, anknüpfend an den ihn so tief betrübenden Tod der Königin Louise, in seinem Tagebuch fort, „mit diesen melancholischen Träumereien, als eine ungestüme Hand an meine Thür pochte. Es war meine Schwester, die gute, die vortreffliche, welche Nachts um zehn Uhr von ihrem sechs Meilen entfernten Landsitze aufgebrochen war, um mich ein paar Stunden früher zu sehen. Die fröhlichste Stimmung folgte nun plötzlich der tiefsten Schwermuth, und mit welcher Nachricht überraschte mich diese Schwester? Mit jener der glücklichen Entbindung meiner Frau von einem Sohne!“

„Wir brachten nun einen sehr frohen Tag mit einander in Leipzig zu; es war gerade Sonntag und Kirschenzeit. In dem sogenannten Kirschgarten, der in seiner Art wirklich einzig ist, ließen wir uns die Gaben der Natur in mannigfaltiger Form gar wohl schmecken. Selbst mein etwas moroser Herr Schwager mußte unwillkürlich in unsere frohe Laune einstimmen. Den anderen Tag gegen Mittag setzte ich meine Reise über Weimar nach Frankfurt fort. Es war Mitternacht, als ich zwischen Auerstädt und Weimar auf der Höhe beim Schlagbaum ankam. Mein Postillon, mein dickleibiger Bedienter und ich waren sämmtlich schlaftrunken, da geschah es, daß Ersterer den Schlagbaum nicht bemerkte und die Pferde, welche kleiner Statur waren, unter demselben fortwollten. Hui, da waren der Postillon und der Bediente von ihren Sitzen wegrasirt und ich fühlte plötzlich den Schlagbaum an meiner Nase! Dieses Abenteuer hätte sehr schlimme Folgen haben können, mein Schrecken aber wurde ein wenig durch den komischen Zorn des Postillons gemildert, welcher absolut

und noch in der nemlichen Nacht den Zöllner beim Herzog verklagen wollte, weil er neben dem Schlagbaum keine Laterne aufgehangen hatte."

Ueber die Freude des Wiedersehens mit seiner Frau, über den ersten Anblick seines Erstgebornen enthält Wessenbergs Tagebuch kein Wort. Es beginnt erst von Neuem, als er nach einem fast dreiwochentlichen Aufenthalte in Frankfurt, und zwar dießmal in Begleitung seiner Frau eine längere Erholungsreise antrat. Auch jetzt wieder schlug er den Weg nach der Schweiz ein, und die Versuchung läge nah, aus seinen Aufzeichnungen über sie gar Vieles hier aufzunehmen, was wohl auch noch heut zu Tage nicht ganz ohne Interesse sein dürfte. Aber wir wollen hierin Maß halten und nur einige Bemerkungen Wessenbergs mittheilen, vor allem die, welche er an seinen Besuch Schaffhausens knüpft. Diese Stadt, sagt er, sei durch den Rheinfall berühmt, ihm aber theuer durch das Andenken an „Johannes Müller, den helvetischen Tacitus, einen Mann von unglaublichem Wissen, seltenem Talent und ungeheurem Fleiße, der aber leider auch nicht frei war von jener Eitelkeit, welche so viele Menschen mit echtem Ehrgeiz verwechseln. Er starb beinahe verachtet, weil er der Wissenschaft untreu geworden war, aber das Vermächtniß seines Geistes wird seine Ehre retten."

In Zürich, dessen unvergleichliche Naturschönheiten ihn auch jetzt wieder entzücken, verkehren die Brüder Wessenberg, denn in Constanz hatte sich der jüngere, Heinrich, den Reisenden zugesellt, neuerdings mit dem von ihnen hochverehrten Kunstschriftsteller, dem Rathsherrn Johann Heinrich Füßli, und von Bern aus, wo sie an dem österreichischen Gesandten Franz Alban von Schraut einen „trefflichen gelehrten Freund" wiederfinden, unternehmen sie eine „Wallfahrt" nach Hofwyl, wo Fellenberg sie „mit vorzüglicher Güte und Gefälligkeit" aufnahm. Großes Interesse brachte Wessenberg der dort in so eigenthümlicher Weise bestehenden Verquickung einer landwirthschaftlichen mit einer Unterrichtsanstalt entgegen, und obgleich er hinsichtlich der ersteren nicht ohne alle Bedenken war, schienen ihm Fellenbergs Bestrebungen doch äußerst verdienstvoll und seine Neuerungsversuche nicht ohne Nutzen zu sein. „Der Neid seiner Collegen," fährt Wessenberg fort, „der sogenannten gnädigen Herren von Bern, wovon die Meisten recht dumm und träge sind, ist seinem Aufkommen vorzüglich hinderlich. Es wäre zu wünschen, daß eine andere, libe-

ralere Regierung wie z. B. die österreichische diesen Mann benutzte, indem sie ihm allenfalls eine der vielen schlecht verwalteten Domänen unter der Bedingung in Erbpacht gäbe, seine agronomische Schulanstalt dorthin zu verpflanzen."

Einige Tage, nachdem er in Hofwyl gewesen, besuchte Wessenberg die Lehranstalt Pestalozzi's in Yverdon. Die Schilderung, die er von dem Leiter dieses so berühmt gewordenen Institutes entwirft, ist leider nicht gerade eine schmeichelhafte zu nennen. „Sein Aeußeres," sagt er von ihm, „ist abschreckend. Eine mehr als vernachlässigte Kleidung, ein unangenehmes Organ, der gröbste Schweizer Dialect, verschiedene Merkmale der Unreinlichkeit machen seine Person eben nicht anziehend. Dabei ist er einer feineren Lebensart vollkommen fremd; er scheint durch Reisen im Auslande wenig cultivirt zu sein und die Menschen in ihrem politischen Treiben und Wesen fast gar nicht zu kennen. Sein Gespräch ist nichtsdestoweniger für die, welche ihn verstehen, interessant, und ich glaube, daß er den Elementarunterricht des Menschen als Menschen, und insofern solcher auf dessen Gemüth und Moralität Bezug hat und ihn zur Betretung irgend einer Laufbahn vorbereiten soll, gründlicher als alle seine Vorgänger versteht. Seine Methode dürfte daher lang noch Epoche machend sein, und ich sehe nicht ein, weshalb sie nicht auch in Schulen angewendet werden sollte, welche eine militärische Form haben. Dann würde meines Erachtens die Pestalozzische Unterrichtsreform äußerst empfehlenswerth und für alle Staaten von höchster Wichtigkeit sein."

Nachdem sie die französische Schweiz, Genf und den Canton Wallis bis nach St. Moriz besucht, gingen die Reisenden über Freiburg und Bern nach Thun, wo Wessenberg bei dem früheren Schultheiß von Bern, Nicolaus Friedrich von Mülinen in dessen am Ausflusse der Aar aus dem Thunersee herrlich gelegenen Landhause vorsprach. Er nennt ihn einen „Mann, der sich durch seine Kenntnisse, seine Humanität und Lebensweisheit" vor den meisten seiner Genossen ganz besonders hervorthue. Mit einer trefflichen Gattin führe er im Kreise von acht zum Theil schon erwachsenen Kindern ein echt patriarchalisches Leben. Mit Vorliebe beschäftige er sich mit dem Sammeln historischer Materialien, welche auf die Schweiz sich bezögen. Allgemein gelte er als einer der ausgezeichnetsten Diplomaten dieses Landes.

Wer heute die Schweiz bereiset, wird es vielleicht nicht ganz ohne Interesse vernehmen, daß Wessenberg in Lauterbrunnen, wie es ja in tirolischen Hochthälern noch jetzt geschieht, beim Pfarrer einkehren mußte, weil es in dem entlegenen Oertchen keinen Gasthof gab.

Ueber Basel, wo er am 14. September von seinem Bruder bewegten Abschied nahm, scheint sich Wessenberg mit seiner Frau für kurze Zeit nach seiner Heimat begeben zu haben, in den ersten Octobertagen aber war er in Frankfurt zurück, wo er fast zwei Monate hindurch ruhig der Entscheidung über seine Ernennung zum Gesandten in München entgegensah. Erst im November wurde sie vom Kaiser vollzogen und Wessenberg hievon am 17. mit dem Auftrage verständigt, sich baldigst nach Wien und von da aus auf seinen neuen Posten zu begeben. Nach Berlin brauche er nicht mehr zu gehen, denn dort werde sein Nachfolger seine Abberufungsschreiben überreichen.[1])

Wie langsam damals die Regierungsgeschäfte in Oesterreich betrieben wurden, wird man auch daraus erkennen, daß die Instructionen, welche Wessenberg für seinen neuen Posten mit auf den Weg erhielt, erst vier Monate nach seiner Ernennung dem Kaiser zur Genehmigung vorgelegt wurden. Nachdem diese endlich erfolgt war, begab sich Wessenberg nach München, wo er am 22. März 1811 eintraf und seinen Gesandschaftsposten antrat.

Nur wenige Wochen früher war ihm aus Berlin die Antwort des dortigen Ministeriums auf das Schreiben zugekommen, mit welchem er definitiven Abschied von ihm nahm. Sie ging weit über die banalen Höflichkeitsphrasen hinaus, mit denen derlei Kundgebungen sich gewöhnlich vollziehen. Lebhaft und aufrichtig sei das Bedauern, schrieb ihm Graf Goltz, mit welchem man dort einen Mann scheiden sehe, der sich in seltenem Maße Freundschaft, Vertrauen und Hochschätzung erwarb. Es gebe hierüber in Berlin nur Eine Stimme, und ihr Nachhall werde ein langdauernder sein.[2])

Nicht leicht ist eine größere Verschiedenheit denkbar als die, welche zwischen dem preußischen Hofe und dem obwaltete, an dem Wessenberg nun beglaubigt wurde. In Berlin stand noch Alles unter dem Drucke der Unterjochung, in welche Preußen durch seine unglückliche Kriegführung gegen Napoleon gerathen war. Die

[1]) Metternich an Wessenberg, 17. November 1810.

[2]) Graf Goltz an Wessenberg. Berlin, 21. Januar 1811.

Armuth und das Elend, die im Volke herrschten, reichten bei dem engen Zusammenhange, in dem die verschiedenen Classen der Bevölkerung trotz ihrer scheinbaren Absonderung doch überall mit einander stehen, weit höher hinauf, als man dieß glauben sollte, und sogar in den vornehmsten Kreisen, ja selbst am Hofe machte sich die Rückwirkung davon aufs empfindlichste fühlbar. Hierin vermochte die redliche und wohlwollende, ungemein ehrenwerthe, aber jedes höheren Aufschwunges entbehrende Persönlichkeit des Königs Friedrich Wilhelm ebensowenig etwas zu ändern als die reizvolle und hochgesinnte, aber von tiefer Schwermuth über Preußens Erniedrigung ergriffene Königin Louise. Denn nicht allein das Unglück ihres von dem fremden Usurpator niedergeworfenen und einer unsäglichen Auspressung preisgegebenen Landes, sondern wohl auch die schmerzvolle Erkenntniß der Unfähigkeit ihres Gemals zu kühnem Emporraffen brach ihr vorzeitig das Herz.

Hiezu kam noch, daß diese Erkenntniß von den edelsten Männern des Landes getheilt wurde und sie, insbesondere solche, die der Armee angehörten, nicht nur mit wahrem Kummer, sondern auch mit knirschendem Ingrimm erfüllte. Bei aller Treue, die sie dem angestammten Monarchen bewahrten, mißbilligten sie doch dessen apathische Haltung in entschiedenster Weise, und sehnsüchtig wünschten sie ihm das, woran es ihm vollständig gebrach, Entschlossenheit und Thatkraft. Darum griff auch die Unzufriedenheit im Lande immer weiter um sich; bald gab es fast Niemand mehr, der frei geblieben wäre von ihr, und zieht man noch außerdem die Noth des täglichen Lebens in Betracht, welche in wirklich erschreckendem Maße überhand nahm, wie Alles ausnahmslos unter ihr litt und jegliche Bestrebung zur Abhilfe sich als unzulänglich erwies, so kann man die Trostlosigkeit des Bildes sich vorstellen, welches Preußen zu jener Zeit darbot.

Ganz anders stand es in so mancher Hinsicht in Baiern, als Wessenberg dorthin als Gesandter abgeschickt wurde. So viel Preußen durch seine Bekriegung Napoleons verloren, ebensoviel hatte Baiern durch seinen Anschluß an ihn gewonnen; auf welcher Seite der sittliche Werth des beobachteten Verfahrens lag, schien dabei kaum in Betracht kommen zu sollen. In der niederen Bevölkerung Baierns, insbesondere der des flachen Landes herrschte freilich ebenfalls bittere Armuth, denn sie hatte nicht nur unter den kriegerischen Ereignissen, deren blutiger Schauplatz Baiern zu oft wiederholten Malen gewesen,

furchtbar gelitten, sondern sie war auch durch die Last kaum erschwinglicher Abgaben sowie durch die ungeheuren Opfer an Menschenleben, welche die unaufhörlich fortdauernde Kriegführung verschlang, tief zu Boden gedrückt. Schwer lag Napoleons Hand auch auf diesem von ihm scheinbar so sehr bevorzugten Lande, und seine vermeintliche Gunst erstreckte sich eben nur auf Baiern als Staat, wozu es eigentlich erst durch ihn geworden war, und auf dessen Hof. Mehr noch als durch seine Erhebung zum Königreiche hatte Baiern durch höchst beträchtliche Gebietserwerbungen gewonnen, so daß es in dieser Beziehung sogar hinter dem damaligen Preußen nicht mehr allzuweit zurückstand. Und daß es so ansehnliche Vortheile nicht anders als durch die tiefe Selbstdemüthigung seines Landesherrn vor Napoleon erlangen konnte, wurde in Baiern weniger, als dieß wohl anderswo in Deutschland der Fall gewesen wäre, am allerwenigsten aber von dem durch Napoleons Gnade zum Könige gewordenen Kurfürsten empfunden.

Gleich Friedrich Wilhelm III. war auch Maximilian Joseph I. ein gutmüthiger und wohlwollender Mann, aber durchaus nicht so schüchtern, so ernst und in sich verschlossen, nicht so edel und tief fühlend, dafür aber ungleich heiterer und fröhlicher angelegt als Jener und daher auch viel leutseliger als er. Die Leichtlebigkeit, die er im gewöhnlichen Verkehr an den Tag legte, übertrug er auch auf das Gebiet der Politik, und nur wenig focht es ihn an, daß er, obgleich ein deutscher Fürst, sich zum Schleppträger Napoleons herabgewürdigt sah. War er ja doch in seiner Jugendzeit in französischen Diensten gestanden und betrachtete er auch noch in seinem Alter die in Frankreich zugebrachten Tage als die schönsten seines Lebens. Darum kostete ihn auch der Anschluß an den Rheinbund und vollends die Vermälung seiner Tochter mit Napoleons Stiefsohn Eugen Beauharnais kaum ein allzu großes Opfer, und von dieser Zeit an betrachtete er sich fast wie zu dessen Familie, aber darum auch zu seiner unbedingten Gefolgschaft gehörig.

In den freilich nur seltenen Fällen, in denen Max Joseph in seiner Parteinahme für Frankreich schwankend zu werden schien, wurde er in derselben durch seinen noch entschiedener als er zu dem Lande seiner Abstammung sich hinneigenden ersten Minister Montgelas festgehalten und bestärkt. Allerdings kann man sagen, daß nicht so sehr die Sympathie für Frankreich als die Erkenntniß, daß ein Anschluß

an dasselbe gewinnbringender für Baiern als dessen Bekämpfung sein werde, für Montgelas den Ausgangspunkt seiner politischen Thätigkeit bildete. Aber daran ist doch auch wieder kein Zweifel zulässig, daß durchaus kein Gefühl für Deutschlands Ehre und Größe in Montgelas lebte, daß er sich niemals als Deutscher, sondern stets nur als Franzose fühlte, der er ja eigentlich auch war, und daneben höchstens noch als Baier.

So sehr lag damals alle politische Macht in Baiern in Montgelas Händen, daß für Wessenberg, als er in München eintraf, kaum noch irgend eine andere Persönlichkeit, den König allein ausgenommen, in Betracht kam. Er mußte daher vor Allem sich mit Montgelas in befriedigende Beziehungen zu setzen suchen, was schon aus dem Grunde nicht leicht fiel, weil derselbe gerade damals von der Verheiratung Napoleons mit Marie Louise recht unangenehm berührt war. Denn sowie vor dem Glanze dieses Ehebundes der einer baierischen Prinzessin mit dem Stiefsohn des Kaisers erbleichte, so werde von nun an, begann Montgelas zu fürchten, der Einfluß Oesterreichs denjenigen Baierns in den Tuilerien in Schatten stellen. Und vollends glaubte er seiner früher gehegten Hoffnung entsagen zu müssen, daß Baiern in Bälde sich noch mehr, als es ohnehin schon geschehen war, nach Osten hin auf Kosten Oesterreichs werde ausdehnen können. So weit war es am Münchner Hofe gekommen, daß man dort die französische Forderung der Absendung einer zahlreichen Truppenabtheilung nach Danzig als ein glückliches Ereigniß betrachtete, weil man darin ein Anzeichen der fortdauernden Gunst Napoleons erblickte.[1])

Unter solchen Verhältnissen war es zum Mindesten begreiflich, daß der erste Empfang, welchen Wessenberg bei Montgelas fand, nur ein äußerst kühler genannt werden konnte. Zu der Spannung, die zwischen den Höfen von Wien und von München überhaupt noch bestand, gesellte sich der Ruf, welcher Wessenberg von seinem Wirken in Kassel und in Berlin voranging, und er war es, der insbesondere Montgelas mit Mißtrauen gegen den neuen Gesandten Oesterreichs erfüllte. Aber die schlichte, unumwundene Art, mit welcher Wessenberg den König der Freundschaft des Kaisers versicherte, und die gewinnende Geradheit, die er im Verkehr mit Montgelas an den Tag legte, erwarben ihm allmälig bei Beiden nicht bloß ungetheilte Hochachtung, sondern selbst warme Sympathien.

[1]) Wessenberg. München, 1. April 1811.

Ein Lichtblick war es für Wessenberg, bei dem ältesten Sohne des Königs, dem Kronprinzen Ludwig ganz andere Gesinnungen als bei dessen Vater und bei Montgelas zu finden. Er kannte ihn schon seit dem Jahre 1803, somit seit acht Jahren, indem sich der Kronprinz damals auf seiner Reise nach Göttingen durch einige Tage in Frankfurt aufgehalten hatte.[1]) Obgleich jetzt gewöhnlich in dem für Baiern wiedergewonnenen Tirol oder in dem neu erworbenen Salzburg verweilend, hatte er doch durch seinen Vertrauten, den Grafen Pappenheim, Wessenberg von seinem lebhaften Wunsche verständigen lassen, mit ihm zusammenzukommen, um ihn von seiner Denkungsart zu unterrichten. Die Feier des Ordensfestes des heiligen Georg bot in der letzten Aprilwoche des Jahres 1811 die Veranlassung hiezu dar. Als Großprior des Ordens war Prinz Ludwig nach München gekommen, und nun theilte er Wessenberg seine Besorgnisse für seine eigene Thronfolge in Baiern sowie sein Verlangen mit, sich immer inniger an das österreichische Kaiserhaus anschließen zu können. Die Befürchtung, seines Erbrechtes beraubt zu werden, gründete er auf das ihm bekannte Mißtrauen Napoleons wider ihn, sowie auf Privatnachrichten aus Paris, laut deren man dort damit umgehe, die Nachfolge in Baiern auf den Prinzen Eugen Beauharnais übertragen zu lassen.

Wessenberg wußte wohl von dem Ausspruche Napoleons, den er in Wien zu dem General Grafen Bubna über den Kronprinzen Ludwig gethan haben sollte, „derselbe sei nicht zur Regierung geschaffen.“[2]) Aber um ihn nicht muthlos zu machen, stellte er ihm die Nachrichten aus Paris als nicht hinreichend begründet dar, und er beschwor ihn, seine Besorgnisse Niemand merken zu lassen, sowie sich überhaupt nur mit größter Klugheit und Vorsicht zu benehmen. In tiefster Ruhe und möglichst unbemerkt solle er des günstigen Augenblickes harren, in welchem es ihm vergönnt sein werde, mit voller Offenheit zu handeln. Mit Absicht legte Wessenberg auf diesen Punkt den Nachdruck, denn er wußte, daß Ludwig in der edlen Gesinnung, die ihn beseelte, und bei der Lebhaftigkeit seines Temperamentes nur zu leicht das Gebot ruhig abwägenden Verstandes außer Acht ließ, und daß seine Gutmüthigkeit und seine Aufrichtigkeit schon mehr als einmal von falschen Freunden mißbraucht worden waren.

[1]) S. 62.

[2]) „que ce prince n'était pas fait pour régner.“

Der aufrichtigen Freundschaft des Kaisers von Oesterreich und seines Hofes konnte Wessenberg den Prinzen wahrheitsgemäß versichern.

Kronprinz Ludwig nahm hieraus Anlaß zu der Erklärung, daß wenn ihm jemals ein entscheidender Einfluß auf die Regierung Baierns gegönnt sein würde, er sich zu jeder Verhandlung und selbst zu jedem nur immer möglichen Ländertausche mit Oesterreich bereitfinden lassen wolle. Denn er gehe ein für allemal von dem Gesichtspunkte aus, daß es für Baiern ohne den Schutz Oesterreichs keine Sicherheit gebe. Und auf den letzten Krieg zurückkommend, sprach er von der qualvollen Lage, in der er sich befunden, indem er sich aller Mittel und jeder Gelegenheit beraubt sah, um seinen Gesinnungen gemäß etwas für Oesterreich zu thun. Leicht wäre dieß möglich gewesen, wenn nur die Hauptarmee des Kaisers rechtzeitig von Böhmen aus nach Franken und Schwaben vorgerückt wäre und dadurch Baiern in die Lage versetzt hätte, sich dem maßgebenden Einflusse Frankreichs zu entziehen.

Mit Recht scheint Wessenberg es unterlassen zu haben, sich mit dem Kronprinzen in ein näheres Gespräch über die Wahrscheinlichkeit einer derartigen Loslösung Baierns von Frankreich zu vertiefen. Wie wenig ihm eine solche vorhanden zu sein schien, geht auch aus seiner Versicherung hervor, daß die unter der baierischen Bureaukratie herrschende Partei gern die Hand dazu bieten und mit Vergnügen jede Gelegenheit ergreifen würde, um die Ausschließung des Kronprinzen Ludwig von der Thronfolge herbeizuführen. Habe sie doch erst im vergangenen Jahre ein Hausgesetz entworfen, demzufolge der König berechtigt sein sollte, seinem natürlichen Thronerben, falls er ihn zur Regierung untauglich erachten würde, einen anderen zu substituiren. Aber freilich sei diesem Gesetze von Seite des Königs die Genehmigung versagt worden.[1])

So eifrig auch Wessenberg seiner Zeit dafür eingetreten war, daß Tirol entweder an Oesterreich zurückgegeben oder als Freistaat erklärt werde, so schmerzlich er daher dessen Rückfall an Baiern beklagt hatte, so sehr ließ er doch jetzt dem milden Walten des Kronprinzen Ludwig in Innsbruck Gerechtigkeit widerfahren, und auch die Liebenswürdigkeit und der rege Wohlthätigkeitssinn seiner Gemahlin, der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen, werden von ihm lobend erwähnt. Ueberhaupt waren es bei dem fast gänzlichen

[1]) Wessenberg, München, 3. Mai 1811.

Mangel wichtiger politischer Geschäfte, deren Besorgung Wessenberg in München oblag, vorwiegend Angelegenheiten Tirols und der Tiroler, denen seine Thätigkeit galt. Und da ist es denn eigenthümlich zu sehen, um wie viel willfähriger sich Montgelas hinsichtlich derselben verhielt, als der sonst so wohlwollende und leutselige König. Nicht nur die ihm peinlichen Erinnerungen an die Ereignisse des Jahres 1809, sondern auch die vorgefaßte Idee, man wolle von österreichischer Seite die früheren Verbindungen in Tirol noch fernerhin aufrecht erhalten, schienen den in seiner Brust nie ganz erloschenen Verdacht gegen die Tiroler zu nähren und ihn daher in seiner ihnen ungünstigen Stimmung zu bestärken. Allerdings trugen hiezu auch, wie wenigstens Wessenberg meint, gar manche Tiroler durch die ganz unpassende Art bei, in der sie mit den noch in letzter Zeit von dem Wiener Hofe empfangenen Wohlthaten prahlten. [1])

Die keineswegs drückende Last der auf ihm ruhenden Geschäfte, die Entfernung des Königs aus München, um in Baden-Baden während des Hochsommers des Jahres 1811 einen längeren Landaufenthalt zu nehmen, die Bereisung verschiedener Provinzen durch Montgelas endlich veranlaßten auch Wessenberg, um einen sechswochentlichen Urlaub zu bitten, während dessen er neuerdings und recht oft zu Fuße einen großen Theil der Schweiz durchstreifte. Auch jetzt wieder zeigt er sich als begeisterter Schwärmer für die Schönheiten der Natur, und enthusiastischer vermag man nicht von ihnen zu sprechen, als er es an einzelnen ihn besonders entzückenden Punkten thut. Auch für die Menschen besitzt er ein beobachtendes Auge, aber leider ist das Urtheil, das er über sie fällt, so wie dieß schon in früheren Jahren der Fall gewesen, neuerdings ein recht ungünstiges zu nennen.

In der Hälfte des August ist Wessenberg wieder in München und beginnt seine Geschäftsführung von Neuem, aber man kann nicht sagen, daß sie im Verlaufe der Zeit an politischer Wichtigkeit gewann. Bis zum Jahre 1812 dauert dies fort, mit dem Beginne desselben aber ändert sich die Sache wenigstens insofern, als Wessenberg unablässig über die Ansammlung und die Bewegungen der Truppen zu berichten hat, welche deutlich genug hinwiesen auf den bevorstehenden Ausbruch eines Krieges zwischen Frankreich und Rußland. Immer greifbarere Gestalt nahmen diese Befürchtungen an,

[1]) Wessenberg, 11. Mai und 6. Juni.

und im April 1812 schrieb Wessenberg nach Wien, man schmeichle sich in München, Oesterreich werde gemeinsame Sache mit Napoleon und seinen deutschen Verbündeten machen. Insbesondere der König selbst und Montgelas ließen sich laut in diesem Sinne vernehmen.[1])

Seiner früheren Gewohnheit treu bleibend, legt Wessenberg seinem Berichte eine von ihm verfaßte Denkschrift über die Folgen bei, welche nach seinem Ermessen ein Kampf zwischen Frankreich und Rußland für Oesterreich nach sich ziehen werde. Ohne Zweifel führe ihn zunächst der maßlose Ehrgeiz Napoleons herbei, aber vorbereitet habe ihn auch die Schwäche des Kaisers von Rußland. Wäre dieser nach dem Preßburger Frieden bei seinem Neutralitätssystem geblieben und hätte er mit Oesterreich und Preußen ein Vertheidigungsbündniß geschlossen, so liefe jetzt Europa nicht Gefahr, Frankreich vollends zu unterliegen. Hätte Rußland im Jahre 1809 sein eigenes Interesse besser begriffen und weniger falsch gegen Oesterreich gehandelt, so würde dieses jetzt eine Schutzwehr für den Osten Europa's bilden. Hätte es der Entwicklung jenes furchtbaren Continentalsystems, welches einer Kriegserklärung gegen alle europäischen Völker gleich zu achten sei, mehr Aufmerksamkeit zugewendet, und statt sich mit kostspieligen Gebietserwerbungen an der Donau und am Kaukasus zu beschäftigen, die durch den Aufstand in Spanien gewonnene Zeit zur Vermehrung seiner Vertheidigungskraft benützt, so würde man jetzt nicht den Norden Europa's von der gleichen Gefahr bedroht sehen, welcher der Süden bereits erlag.

Auch seinerseits der allgemeinen Meinung beipflichtend, welche an eine schließliche Besiegung Napoleons nicht glaubte, sagt Wessenberg, man könne die Lage der Dinge in Europa nur mit Schaudern betrachten. „Das occidentalische Kaiserreich", so lauten seine Worte, „steht fertig da, alle Völker von der Mündung des Niemen bis zu den Bocche di Cattaro gehorchen dem gleichen Gebote. Dieser Krieg wird darüber entscheiden, in welcher Weise Rußland, Oesterreich und die Türkei noch werden fortbestehen können. Nie reichten die Bannstrahlen des Capitols oder des Vaticans so weit als jetzt die der Tuilerien."

Man dürfe jedoch nicht vergessen, fährt Wessenberg fort, daß diese ungeheure Ansammlung von Größe und von Macht nur das Werk eines sterblichen Menschen sei. Man bewahre sich also wenigstens

[1]) An Metternich, 16. April.

den Muth, der Gefahr offen ins Auge zu schauen, und der Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht völlig zu entsagen.

Sich in Muthmaßungen über die neuen Anforderungen vertiefend, welche Napoleon nach der Besiegung Rußlands an Oesterreich zu stellen sich versucht fühlen könnte, ergeht Wessenberg sich hierauf in einer Erörterung der Frage, ob es möglich sein werde, in dem bevorstehenden Kriege neutral zu bleiben. Wünschenswerth würde dieß für Oesterreich in höchstem Grade sein, aber freilich ebenfalls wieder von dem Manne abhängen, der wiederholt erklärt habe, daß er keine Neutralität anerkenne und daß, wer nicht für ihn, gegen ihn sei. Habe er doch erst im August des vergangenen Jahres sich in einem Briefe an den Kronprinzen von Schweden den Kaiser des Continents genannt und sich in einer in Paris gehaltenen Ansprache mit einem Elephanten verglichen, der Alles zermalmt, was er berührt. Auch Oesterreich bleibe für den Augenblick keine andere Politik als die des Unterdrückten unter der Tatze des Löwen. Seine Hauptsorge müsse darauf gerichtet sein, seine Existenz zu retten und in dem bevorstehenden Schiffbruche wenigstens nichts von dem zu verlieren, was es bisher besaß. „Verlassen wir also nicht," mit diesen Worten endigt Wessenberg seine Denkschrift, „den Hafen, so wenig Schutz er uns auch gewährt. Unser Schiff ist ohne Masten, ohne Segel, ohne Takelwerk. Wagen wir uns hinaus auf die hohe See, so sind wir verloren. An nichts dürfen wir denken als in aller Stille die erlittenen Schäden auszubessern und die Wiederkehr der Sonnenstrahlen zu erwarten, ehe wir eine neue Fahrt unternehmen."

War es nun auch Wessenberg auf dem Posten, den er in München bekleidete, in gar keiner Weise beschieden, einzugreifen in die ungeheuren Ereignisse des Jahres 1812, so verfolgte er doch dieselben, wie man sieht, mit dem gespanntesten Interesse. Eine Reihe von Aufsätzen, alle aus seiner Feder, dient hiefür als klarer Beweis. „Betrachtungen über den neuen Krieg zwischen Frankreich und Rußland," lautet die Ueberschrift des einen, den er schon zu Ende des Monats April an Metternich sandte. Ein zweiter bespricht die militärische, ein dritter die politische Seite der Kriegführung Frankreichs gegen Rußland. Die letztere Arbeit, die er am 26. December 1812 gleichfalls an Metternich abschickt, begleitet er mit einem Schreiben, in welchem er seine Ansichten über das, was wahrscheinlich geschehen werde oder wenigstens geschehen sollte, ausführlich entwickelt. Aber

es kann nicht gesagt werden, daß Wessenberg hiebei das Kommende schon im vorhinein zu ergründen vermocht hätte. So sehr ihn auch das Scheitern der gigantischen Plane Napoleons erfreut, so weit ist er doch davon entfernt, dessen völligen Sturz vorherzusehen. Die Wiederherstellung des politischen Gleichgewichtes in Europa wäre, so meint er, noch das glücklichste Resultat, welches aus Frankreichs Niederlage hervorgehen könnte. Um es zu erreichen, wünscht er daß Rußland in Anbetracht der unermeßlichen Einbußen, die es ja gleichfalls erlitten, zum Frieden die Hand bieten möge. Zu diesem Ende solle es die Wiederherstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses zu Oesterreich anstreben und sich sogar seiner Vermittlung bedienen. Es möge sich des großen Unrechtes errinnern, das es gegen den Wiener Hof begangen, welcher es allzeit geschont und trotz seiner feindseligen Haltung gegen ihn doch niemals Groll wider dasselbe an den Tag gelegt habe. Eine Aenderung seiner bisherigen Politik gegen Oesterreich würde ihm ebenso zur Ehre wie zum Nutzen gereichen.

Als Wessenberg in diesem Sinne nach Wien schrieb, täuschte er sich völlig über den dereinstigen Ausgang des Krieges gegen den Kaiser der Franzosen. Von der so nahe bevorstehenden glorreichen Erhebung des preußischen Volkes wider den fremden Unterdrücker besaß er offenbar noch keine Ahnung, und er, der so lang in Preußen gelebt hatte und inmitten der dortigen Bestrebungen gestanden war, meinte ohne Zweifel, sie würden auch dießmal unter dem Kleinmuthe des Königs erlahmen. Aber Alles kam anders, und in welcher Weise dieß geschah, solches konnte Wessenberg binnen Kurzem als Zeitgenosse staunend mit ansehen. Die völlige Umgestaltung der Dinge traf ihn jedoch nicht mehr in München, denn Anfangs Februar 1813 mußte er es verlassen, um wenigstens für einige Zeit sich neuen Aufgaben zu widmen. Nicht ohne das Bewußtsein schied er von dort, daß er es gewesen, welcher die früher so gespannten Beziehungen der beiden Höfe wieder zu freundschaftlichen gestaltet und den Grund gelegt hat zu deren späterer, so inniger Verbindung. Und als es in Anbetracht des langen Fernbleibens Wessenbergs von München darauf ankam, seinen dortigen Posten in anderer Weise zu besetzen, da wurden gerade auf baierischer Seite beachtenswerthe Stimmen laut, welche es betonten, daß man in München Wessenbergs Wiederkehr als besonders wünschenswerth betrachte.[1])

[1]) Hudelist an Metternich, 6. November 1813.

XII.

Sendung nach England.

Man weiß, daß am Beginne des Jahres 1813 nach dem für Napoleon und seine Armee so verderblichen Ausgange des Feldzuges gegen Rußland das Bestreben des Wiener Hofes zunächst darauf gerichtet war, durch Herbeiführung eines allgemeinen Friedens in Europa der steten und so verheerenden Kriegführung ein für allemal ein Ende zu bereiten. In dieser Absicht erfolgte die Sendung des ehemaligen Adjutanten des Erzherzogs Johann, des Grafen Bubna, der sich im Laufe der Zeit zum tüchtigsten militärischen Diplomaten herausgebildet hatte, welcher zu jener Zeit dem Wiener Hofe zur Verfügung stand, an den bereits nach Paris zurückgekehrten Kaiser der Franzosen. „Ein Achill an Schönheit, Muth und Kraft, in den verwickeltsten Unterhandlungen ebenso gewandt als ein herrlicher Vordermann im Gefecht," wird Bubna von einem Geschichtschreiber jener Tage genannt. [1]) In den endlosen, wahrhaft aufreibenden Unterredungen mit Napoleon zu Schönbrunn, welche dem Wiener Frieden vorhergingen, hatte Bubna in jeder Beziehung seinen Mann gestellt und er that dieß auch jetzt wieder. Als Resultat seiner Sendung bezeichnete er die Wahrnehmung, die er gemacht zu haben glaubte, Napoleon sei einem allgemeinen Frieden nicht abgeneigt. Aber er halte wenigstens den mit England kaum für möglich, während es ihm äußerst erwünscht wäre, zu einem solchen mit Rußland, und zwar durch die Vermittlung Oesterreichs zu gelangen.

So lautete denn auch das Schreiben, welches Napoleon am 7. Januar 1813 an den Kaiser Franz abgehen ließ. Nachdem er

[1]) Hormayr, Lebensbilder. I, 216.

in gewohnter großsprecherischer Weise seine während der Kriegführung in Rußland erlittenen Verluste zwar nicht als geringfügig, aber doch auch nicht als entscheidend, die ihm zur Fortsetzung des Kampfes zu Gebot stehenden Hilfsmittel hingegen als so unermeßlich geschildert hatte, daß er im Stande sein werde, mit einer um ein Drittheil stärkeren Armee als im vergangenen Jahre wieder in Rußland einzubrechen, erklärte er sich gleichwohl bereit, auf die Absichten seines Schwiegervaters einzugehen. Sogar mit England würde er auf die von ihm schon früher ausgesprochenen Bedingungen hin Frieden schließen, und um einen solchen mit Rußland zu erreichen, von den Bestimmungen des Tilsiter Vertrages diejenigen fallen lassen, welche etwa Rußlands vollständige Unabhängigkeit zu gefährden vermöchten. Aber es verstehe sich von selbst, daß die Abtretung irgend eines der jetzt unter dem Scepter Frankreichs stehenden Länder gar nicht Gegenstand einer Verhandlung sein könne.

Ohne auf diesen Vorbehalt ein allzu großes Gewicht zu legen, ging nun Metternich einen Schritt weiter und trachtete zu ergründen, ob auch England und Rußland gesonnen seien, die Hand zu einem allgemeinen Frieden zu bieten, durch welchen die Wiedereinsetzung der europäischen Staaten in eine ihren früheren Machtverhältnissen entsprechende Stellung und dadurch dauernde Ruhe herbeigeführt werden könnten. Zwei der ausgezeichnetsten Unterhändler, welche der Wiener Hof damals besaß, wollte Metternich mit dieser schwierigen Aufgabe betrauen. Wessenberg wurde dazu ausersehen, sich nach England zu begeben, um die dortige Regierung dahin zu bringen, auf die Gedanken des Leiters der österreichischen Politik einzugehen und sich dessen Vermittlung zur Erreichung des ihm vorschwebenden Zieles zu bedienen. Der Hofrath in der Staatskanzlei, Ludwig von Lebzeltern, welcher mehrere Jahre hindurch als Legationsrath bei der österreichischen Gesandtschaft in St. Petersburg gestanden und daher dem Kaiser Alexander persönlich bekannt war, wurde mit der gleichen Mission an diesen betraut.

Die plötzliche Einberufung Wessenbergs von München nach Wien und die erste Nachricht von seiner bevorstehenden Absendung nach England brachten unter den österreichischen wie unter den am Kaiserhofe beglaubigten fremden Diplomaten eine gewaltige Bewegung hervor. Insbesondere fühlte sich Fürst Ludwig Starhemberg, der so lange Zeit hindurch kaiserlicher Gesandter in London gewesen, ge-

kränkt, daß diese Mission nicht ihm, sondern Wessenberg zu Theil wurde, und nur schwer ließ der hitzige Mann sich durch die Vorstellung beschwichtigen, eine so sorgfältig geheim zu haltende Sendung könne unmöglich in die Hand einer so allbekannten und in so hervorragender gesellschaftlicher Stellung befindlichen Persönlichkeit wie die seinige gelegt werden. Aber daß man ihm nicht wenigstens einigen Einfluß auf die Entwerfung der Instructionen eingeräumt hatte, welche Wessenberg mit auf den Weg gegeben wurden, konnte Starhemberg den hieran Betheiligten lang nicht verzeihen.[1])

Diesen Instructionen sind denn auch die Absichten, welche der Wiener Hof bei der Entsendung Wessenbergs nach England verfolgte, am besten zu entnehmen. Sie bezeichnen die ihm übertragene Aufgabe als eine rein friedliche und ausschließlich österreichische. Ein Hauptbeweggrund, von dem man dabei ausgehe, bestehe in dem Wunsche, es zu verhindern, daß Oesterreich neuerdings zum Kriegsschauplatze werde und der jetzt im Norden Europa's geführte Krieg sich in südlicher Richtung herabziehe. Geschähe dieß, so würde hiedurch die Lage Napoleons ansehnlich verbessert werden, denn weit leichter könnte er in einem fruchtbaren als in einem armen und ausgesogenen Lande Krieg führen. Darum habe man sich ebensowenig in die Arme Rußlands werfen als blindlings die Partei Frankreichs ergreifen können, sondern sich eine Stellung bewahren müssen, von der aus man am ehesten zu beiden streitenden Theilen Friedensworte zu sprechen und deren Beachtung auch durchzusetzen vermöge. Eine solche sei von England um so mehr zu erwarten, als man dort von der Reinheit der Absichten des Wiener Hofes überzeugt zu sein alle Ursache besitze.[2])

Bezeichnend für die damals auf dem europäischen Festlande herrschenden Verhältnisse ist es, daß obgleich die Absendung Wessenbergs nach England, man kann zwar nicht geradezu sagen, mit Napoleons Vorwissen, aber doch in einer Absicht geschah, welche dessen Interessen keineswegs widerstritt, Wessenberg die Reise unter einem angenommenen Namen antreten und sie auf dem weiten Umwege über Dänemark und Schweden zurücklegen mußte. Während er selbst den Namen Johann Willmanns führte,[3]) nannte sich sein Begleiter

[1]) Gleichzeitige Aufzeichnung vom 2. Februar 1813.

[2]) Instruction für Wessenberg, 8. Februar 1813.

[3]) Auch Peter Williams.

Graf Anton Palffy,[1]) der trotz seiner sehr großen Jugend schon einige Zeit hindurch unter Wessenberg in München gedient und sich ihm werth gemacht hatte, Paul Potter.

Bereitwillig, aber doch auch schweren Herzens trat Wessenberg die ihm anbefohlene Reise nach London an. Bei eisiger Winterszeit, auf sehr großen Umwegen, unter dem ihm keineswegs willkommenen Deckmantel eines fremden und unscheinbaren Namens sich nach einem Lande, in welchem er Niemand kannte, zu Verhandlungen mit einer Regierung begeben zu müssen, deren Standpunkt von dem der seinigen ein völlig verschiedener war, konnte ihm nur als eine sehr harte Aufgabe erscheinen, aber mit unverdrossenem Eifer unterzog er sich ihr. Am 9. Februar 1813 verließ er mit Palffy Wien; nach mühseliger Fahrt wurden sie an der böhmisch-sächsischen Grenze bei Peterswalde von einem Schneesturme überfallen, dem sie kaum zu widerstehen vermochten. Halb erfroren kamen sie nach Dresden, wo Wessenberg in Folge des liebreichen Empfanges, den er bei seiner Schwester fand, und ihrer Sorgfalt für ihn das Ueberstandene bald wieder vergaß. In Leipzig traf er den Marschall Berthier todtkrank, die Zugänge zur Stadt und deren Straßen überfüllt von französischen Offizieren, welche verstümmelt oder mit erfrorenen Gliedmaßen aus dem russischen Feldzuge zurückgekommen waren.

In Lüneburg begannen die Schwierigkeiten, welche sich der Weiterreise Wessenbergs von nun an in den Weg stellten. In den Ohren des französischen Unterpräfecten, eines Herrn Barthelemy, der sich übrigens rücksichtsvoll benahm, hatten die beiden angenommenen Namen, die in den Reisepässen eingetragen waren, einen so unverkennbar englischen Klang, daß sie ihm dringenden Verdacht erregten. Er ließ zwar die Fortsetzung der Reise zu, dem Wagen aber einen berittenen Gendarm folgen, der ihn bis Hamburg nicht mehr aus den Augen verlor. Kaum dort eingetroffen, erhielten die Reisenden auch schon den Besuch eines Commissärs, der von Geburt ein Hamburger war, aber in französischen Polizeidiensten stand. Recht täppisch sagte er Wessenberg und dessen Begleiter auf den Kopf zu, Einer von ihnen müsse der junge Lord Walpole sein, der sich von England nach Rußland begebe.

---

[1]) Später Fürst Palffy, geboren 1793, gestorben 1879.

Nachdem sich in mehrstündigem Verhör die völlige Grundlosigkeit dieser Vermuthung herausgestellt hatte, zog die französische Polizeibehörde die von ihr angeordnete Bewachung unserer Reisenden wieder zurück, und es ist charakteristisch für Wessenberg, daß er es am folgenden Tage nicht unterließ, während seines nur mehr sehr kurzen Aufenthaltes in Hamburg die „schöne Buchhandlung" des Herrn Perthes, wie er sie nennt, zu besuchen.[1]) Am 23. Februar verließ er Hamburg, über Rendsburg und Schleswig begab er sich nach Kolding, am 26. übersetzte er den kleinen Belt und am 28. traf er in Kopenhagen ein. Am 3. März landete Wessenberg auf schwedischem Boden in Helsingborg, in welcher kleinen Fischerstadt er sich nun zu einem unfreiwilligen Aufenthalt von dreizehn Tagen verurtheilt sah. Die Veranlassung hiezu erblickt er in dem Verdachte, der gegen ihn aufstieg, er sei ein Emissär der österreichischen Regierung und dazu bestimmt, im Interesse Dänemarks der von Rußland bereits zugestandenen Erwerbung Norwegens durch die schwedische Krone entgegen zu wirken.

Nachdem endlich auch dieser Verdacht sich als irrig erwiesen und Wessenberg am 16. März die Erlaubniß zur Weiterreise erhalten hatte, traten er und Palffy die Landfahrt nach Gothenburg unverweilt an. Dort fanden sie in Folge des Umstandes, daß Bernadotte, damals Kronprinz von Schweden, eigens einen seiner Flügeladjutanten an Wessenberg abgesendet hatte, um ihn zu begrüßen und wohl auch ein klein wenig auszuholen, zuvorkommendste Aufnahme. Am 20. März schifften sie sich endlich in Gothenburg ein. Die kleinsten Umstände seiner Seefahrt nach England werden von Wessenberg gewissenhaft verzeichnet, und auch darauf vergißt er nicht, daß er, im stürmischen Kattegat gleich allen übrigen Passagieren mit einziger Ausnahme Palffy's seekrank geworden, von diesem mit rührender Sorgfalt gepflegt wurde. Am vierten Tage einer bis dahin erträglichen Fahrt wurde das Schiff durch einen heftigen Sturm über hundert Seemeilen nordwärts bis gegen die schottische Küste verschlagen. Völlige Windstille folgte auf den Sturm, bis endlich am neunten Tage die Reisenden in Harwich ans Land gehen konnten. Hier so wie auf dem Wege nach London, wohin elegante vierspännige Postwagen sie in weniger als acht Stunden brachten, endlich in London selbst waren

[1]) Voyage de Vienne en Angleterre, 1813. Tagebuch. Cahier 16.

sie als Abgesandte des Kaisers von Oesterreich, dem man wegen seiner nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu Napoleon damals in England nicht günstig gesinnt war, ein Gegenstand der zudringlichsten Neugierde von Seite des Pöbels. Wessenberg aber freute sich wenigstens der Beendigung seiner mühseligen Reise, welche vom 9. Februar bis zum 29. März gedauert, also nicht viel weniger als zwei Monate in Anspruch genommen hatte.

Gleich nach seiner Landung in Harwich war Wessenberg, dessen Ankunft dort schon seit einiger Zeit erwartet wurde, von dem Wunsche des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Castlereagh in Kenntniß gesetzt worden, daß er nach seinem Eintreffen in London vorläufig nicht in amtlichen, sondern bloß in Privatverkehr mit ihm trete. Wessenberg schloß daraus daß man, obgleich man nicht auf längerer Beibehaltung seines Incognito's beharrte, doch den Gegenstand seiner Sendung nicht bekannt werden lassen wolle. Und so verhielt es sich denn auch in der That. Castlereagh empfing ihn zwar in verbindlichster Weise, verhehlte ihm aber nicht, daß der Beweggrund seines Kommens die englische Regierung in Verlegenheit setze und deshalb so viel als möglich geheim bleiben müsse. Denn in England sei ausnahmslos Alles leidenschaftlich für den Krieg, Worte des Friedens würden daher, wenn man sie verlautbare, dort einen höchst ungünstigen Eindruck hervorbringen.

Weniger ängstlich für die Geheimhaltung seiner Mission als Castlereagh schien Wessenberg der Prinz-Regent zu sein, aber auch er wollte von dem Gegenstande derselben, der Anknüpfung einer Friedensverhandlung nichts hören. Während der überlangen Dauer der Reise Wessenbergs nach England habe sich, meinte der Prinz nicht mit Unrecht, die Sachlage gründlich geändert. Er wisse bestimmt, daß schon am 8. März ein Courier von Wien an Wessenberg abgegangen sei, der ihm völlig neue Instructionen überbringe. Hiezu geselle sich noch, daß Napoleon erst am 23. März in einer Ansprache an den gesetzgebenden Körper die Betheuerung ausgesprochen habe, in gar keiner Verhandlung sei bisher der Besitzstand des französischen Kaiserreiches irgendwie in Frage gestellt worden, was ja auch niemals geschehen dürfe. Man sehe daraus deutlich, daß er nicht den Frieden erlangen, sondern nur Oesterreich täuschen und es lahm legen wolle. Der Wiener Hof könne also, ohne sich zu compromittiren, nicht länger seine Dazwischenkunft oder seine Vermittlung anbieten, denn er müsse

einsehen, daß die Grundlage, auf der dieß geschehe, gar nicht existire. Er vermöge nichts besseres zu thun, als gleichfalls die so eben von Preußen eingeschlagene Bahn zu betreten und Antheil zu nehmen an dem Kampfe wider Frankreich. Mit Freuden würde dann England alles nur immer Erreichbare beitragen, um Oesterreich wieder einzusetzen in seine früheren Grenzen und in seinen ehemaligen Glanz.[1])

Diesen Erklärungen gegenüber befand sich Wessenberg um so mehr in Verlegenheit, als ihm seit dem Tage seiner Abreise von Leipzig, somit seit fast zwei Monaten aus der Wiener Staatskanzlei keine Zeile mehr zugekommen war und er selbst die in diesem langen Zeitraume eingetretene Umgestaltung der öffentlichen Verhältnisse in Europa nicht in Abrede zu stellen vermochte. Es blieb ihm daher nichts übrig, als in fortwährend steigender Spannung der Ankunft des Couriers entgegenzusehen, dessen vorlängst erfolgte Absendung aus Wien ihm durch den Prinz-Regenten angekündigt worden war, der aber noch immer nicht kam. Endlich, am 14. April, nachdem er mehr als drei Wochen in der Nordsee umhergeworfen worden war, traf er in London ein und überbrachte dorthin Depeschen vom 10. März, deren Inhalt freilich, weil sie so lang unterwegs gewesen, auch schon wieder als von den seither eingetretenen Ereignissen überholt betrachtet werden konnte.

Im Wesentlichen lautete er dahin, daß man in Wien die zwischen Rußland und Preußen zu Stande gekommene Vereinbarung zu einem gemeinschaftlichen Vorgehen wider Frankreich mit Beifall begrüße und sich dadurch angespornt fühle, gegen Napoleon eine stärkere Sprache zu führen und nöthigen Falles von der bisher versuchten Vermittlung zu der Ankündigung einer bewaffneten Neutralität überzugehen; diese aber müßte entweder zum allgemeinen Frieden oder zu activer Betheiligung Oesterreichs an dem Kriege gegen Napoleon führen. Wessenberg, welchem neuerdings die Beobachtung äußerster Behutsamkeit dringend ans Herz gelegt wurde, erhielt gleichzeitig den Auftrag, das Terrain zu sondiren, ob Oesterreich auf englische Subsidien sich Hoffnung machen dürfe.[2])

Die Aussicht hierauf war, wie aus Wessenbergs Antwort hervorgeht, eine verschwindend geringe. Drei hiegegen in Betracht kommende

[1]) Berichte Wessenbergs aus London vom 5., 6. und 9. April 1813.

[2]) An Wessenberg. Wien, 10. März.

Umstände führt er an: die fühlbare Abnahme des Vorrathes an Bargeld in England überhaupt, das Bestreben des Prinz-Regenten, vom Parlamente die zur Bewaffnung der hannoverschen Truppen erforderlichen Summen zu erhalten, und endlich die Unwahrscheinlichkeit, daß für Oesterreich, welchem England schon so viel vorgeschossen habe, neue Subsidien bewilligt werden könnten. Und gewiß niemals würde dieß geschehen, meint Wessenberg, wenn Oesterreich auch fortan festgehalten hätte an dem Gedanken einer bewaffneten Neutralität.[1])

Die leidenschaftliche Sprache der englischen Zeitungen gegen Oesterreich und dessen Kaiser konnte Wessenberg in dieser Ansicht nur bestärken. Dem Wiener Hofe gegenüber erwähnt er ihrer als eines Beweises für die Schwierigkeit und die Unannehmlichkeiten seiner Stellung in London.[2]) Sie wurde ihm sowohl durch die mißtrauische Zurückhaltung, welche die englischen Minister ihm gegenüber beobachteten, als auch durch den Umstand nur noch mehr verbittert, daß jetzt neuerdings eine überlange Unterbrechung in den amtlichen Mittheilungen aus der Staatskanzlei eintrat. So drückend wirkte sie auf Wessenberg ein, daß er gleichsam um seinem gepreßten Herzen Luft zu machen und sich seinem Vaterlande auch dann noch nützlich zu erweisen, wenn er sich von dessen Regierung vernachlässigt glauben mußte, noch im Mai eine Denkschrift entwarf, die er „Betrachtungen über die Ergebnisse des Krieges zwischen Rußland und Frankreich" überschrieb. England sei, so behauptet er darin, zu sehr von seinem maritimen Uebergewichte eingenommen und den Verhältnissen auf dem Festlande zu fremd geworden, um dieselben richtig beurtheilen zu können. Wenn man darnach trachte, sie in einer den Interessen aller Betheiligten möglichst entsprechenden Weise zu ordnen, dann solle und müsse Oesterreich die Hauptstimme führen, denn es bilde ja einen centralen Punkt in Europa, um welchen die übrigen Staaten sich am ehesten zu gruppiren vermöchten. Das von und für Oesterreich proclamirte Prinzip einer bewaffneten Neutralität wird daher auch von Wessenberg lebhaft vertheidigt.

Es begreift sich leicht, daß die österreichische Staatskanzlei in dem Drange der sie damals überfluthenden Geschäfte nicht dazu kam, Wessenberg gegenüber in eine Erörterung der in seiner Denkschrift

[1]) Wessenberg. London, 16. April 1813.

[2]) Wessenberg. London, 7. Mai 1813.

enthaltenen Betrachtungen einzugehen. Daß ſie aber auch ſeinen Depeſchen gegenüber ſich in vollſtändiges Stillſchweigen hüllte, machte nicht nur auf ihn ſelbſt einen ungemein peinlichen, ſondern auch auf die leitenden Perſonen in England einen für Oeſterreich höchſt ungünſtigen Eindruck. Der Prinz-Regent und deſſen bevorzugter Vertrauensmann Graf Münſter verhehlten es nicht, daß ſie von dem Wiener Hofe nichts mehr erwarteten.[1]) Lord Caſtlereagh aber, welchen Weſſenberg einmal als unfähig für ſein ſchwieriges Amt bezeichnet,[2]) machte ſeinem Unmuthe im Geſpräche mit ihm noch weit ſchärfer Luft. Ohne ſich gegen ihn weniger hochachtungsvoll als bisher zu bezeigen, erklärte er ihm doch, die engliſche Regierung fühle ſich durch das Stillſchweigen, welches der Kaiſerhof über jede ihrer, wenn auch noch ſo freundſchaftlichen Kundgebungen beobachte, recht empfindlich verletzt. Bisher habe ſie in der von Tag zu Tag andauernden Erwartung, endlich eine Mittheilung des öſterreichiſchen Cabinetes zu erhalten, ſowie aus Rückſicht auf Weſſenbergs Perſon es vermieden, ihre Mißſtimmung zu zeigen. Nun aber könne ſie es nicht mehr anſtehen laſſen, aus dieſem Zuſtande der Ungewißheit zu kommen, und ſie habe daher den Entſchluß faſſen müſſen, durch den bei dem Kaiſer von Rußland beglaubigten Lord Cathcart in directe Verbindung mit dem Wiener Hofe zu treten.[3])

Wir wiſſen nicht, war es dieſe oder eine der anderen Depeſchen Weſſenbergs, vielleicht auch ein längerer Aufſatz, den er, angeregt durch den in England über Wellingtons Sieg bei Vittoria herrſchenden Jubel über die ſpaniſchen Angelegenheiten entwarf, woraus gerade ein Mann, der allzeit als ein Gönner Weſſenbergs galt und auch jetzt noch mit ihm in freundſchaftlichem Briefwechſel ſtand,[4]) Graf Stadion Anlaß zu recht bitteren Bemerkungen über ihn nahm. Weſſenbergs Depeſche, heißt es in einem ſeiner Briefe an Metternich,[5]) erwecke eine ſo wenig günſtige Meinung von deſſen politiſchen Kenntniſſen und von ſeiner Beurtheilung des Landes, in dem er ſich befinde, daß es räthlich erſcheine, nicht gerade viel Notiz von ihr zu nehmen. Denn noch jeder Miniſter, der mit der engliſchen Regierung

[1]) Weſſenberg. London, 21. Juni 1813.
[2]) Weſſenberg. London, 18. Mai 1813.
[3]) Weſſenberg an Metternich. London, 16. Juli. In Chiffern.
[4]) Stadion an Weſſenberg, 28. Juni, 12. Auguſt, 1. September 1813.
[5]) Reichenbach, 26. Juli 1813. Mit eigener Hand.

zu verhandeln hatte, müsse die Erfahrung gemacht haben, daß so wie Großbritannien durch das Meer von dem Festlande getrennt sei, auch die englische Politik sich von derjenigen des übrigen Europa unterscheide und es hiebei Differenzpunkte gebe, welche durch keine Freundschaft und durch kein Bündniß ausgeglichen werden könnten. Das Augenmerk eines diplomatischen Unterhändlers in England müsse somit darauf gerichtet sein, aus diesen nationalen Eigenthümlichkeiten, welche man weder beseitigen noch auch nur einen Augenblick vergessen machen könne, wo möglich zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes Nutzen zu ziehen.

Stadion verbreitet sich nun, in seiner Polemik gegen Wessenberg verharrend, ausführlicher über die Politik, welche Oesterreich gegen England beobachten solle. Ohne ihm auf dieses uns allzuweit ablenkende Gebiet folgen und in dem Widerstreite zwischen seinen Ansichten und denjenigen Wessenbergs einen Urtheilsspruch fällen zu wollen, können wir doch nicht finden, daß in den angeführten, etwas enigmatischen Worten Stadions eine Widerlegung dessen gelegen sei, was Wessenbergs Depeschen enthielten. Und nicht so sehr um die Richtigkeit der Anschauungen Wessenbergs als um die Ungeduld der englischen Regierung, Erklärungen des Wiener Hofes zu erhalten, handelte es sich ja. Die durch dieses Stillschweigen herbeigeführte Mißstimmung in England fiel aber ohne allen Zweifel nicht Wessenberg, sondern seiner Regierung zur Last, und da dieselbe hierin auch fortan keine Aenderung eintreten ließ, so kann man es begreifen, daß Wessenberg dem Grafen Metternich zu bedenken gab, ob denn der Nutzen seines ferneren Aufenthaltes in England in irgend einem Verhältnisse zu den hiedurch verursachten Ausgaben stehe. Werde er doch vielleicht bald genöthigt sein, sich in einem entlegenen Landhause zu verbergen, um nicht persönlichen Insulten ausgesetzt zu sein. Die Beauftragung Cathcarts zu Verhandlungen mit dem Wiener Hofe böte den besten Anlaß oder Vorwand zu seiner Abberufung dar.[1])

Obgleich auch Stadion der Meinung war, daß Wessenberg in seiner tiefen Verstimmung gegen die eigene wie gegen die englische Regierung nicht mehr ein passender Mittelsmann zwischen beiden sein könne,[2]) so wurde diese Ansicht doch in gar keiner Weise von

[1]) Wessenberg. London, 30. Juli 1813.

[2]) Stadion an Metternich, 4. August.

Metternich getheilt. Er verschloß sich durchaus nicht der Erkenntniß, wie peinlich bis jetzt die Stellung Wessenbergs in England gewesen sein mußte, und als durch den förmlichen Beitritt Oesterreichs zu der Allianz gegen Napoleon und durch die ersten glücklichen Kriegsereignisse im nördlichen Böhmen die Lage der Dinge vollständig geklärt worden war, da verschob er es nicht länger, rechtfertigende Worte über sein eigenes Benehmen an Wessenberg gelangen zu lassen. „Endlich erhalten Sie," schrieb er ihm am 28. August aus Teplitz, „eine Mittheilung von uns. Mein Stillschweigen muß Sie in Erstaunen versetzt haben, aber es war wohl berechnet. Wir befanden uns in einer so schwierigen Lage und unsere Beziehungen zu England waren derart verwundbar, daß Mittheilungen an die dortige Regierung, ohne recht zu wissen was man ihr sagen sollte, nur zum Nachtheil gereichen konnten. Depeschen an Sie hätten Sie zu Antworten an uns veranlaßt, während ich Sie in die Möglichkeit versetzen wollte, uns wahrheitsgemäß zu schreiben, daß Sie uns nichts mitzutheilen hätten. Ihre Mission galt ja lediglich der Vermittlung, während kein Grund dafür obwaltete, Sie über Dinge zum Reden zu bringen, die noch ganz unfertig waren. Da England sich der Frage, um derentwillen Sie seiner Zeit dorthin geschickt wurden, vollständig entzog, konnten auch wir von ihr in den Verhandlungen schweigen, welche Graf Stadion mit den englischen Agenten in dem Hauptquartier der Verbündeten pflog. Was uns aber überhaupt den Gang ermöglichte, den wir einhielten, war die äußerste Klugheit,[1]) die Sie beobachteten. Ich sah, daß Sie den richtigen Weg gingen und hatte Ihnen daher nichts zu sagen."

Nachdem er in solcher Weise sein eigenes Verfahren zu rechtfertigen und Wessenbergs Unmuth über dasselbe zu beschwichtigen gesucht, verbreitet sich Metternich über die unvergleichlich günstige Lage der Alliirten. Und schon jetzt sich den Hauptantheil an dem bereits Errungenen zusprechend, sagt er, der Himmel habe ihn begünstigt und er hoffe, derselbe werde auch künftighin der Sache Europa's gnädig sein, weil es sich selbst geholfen habe.

Was Wessenbergs Wunsch angehe, aus London abberufen zu werden, so werde man demselben nur aus dem Grunde willfahren, weil man Niemand zumuthen dürfe, etwas zu thun, was er nicht

[1]) „extrême sagesse"

gern thue. Man wisse noch nicht, wem man diesen Posten geben werde, einstweilen könne er sich in keinen besseren Händen als in denen Wessenbergs befinden. Und nachdem er ihm empfohlen, die freundlichsten Beziehungen zu den maßgebenden Persönlichkeiten in England zu unterhalten und sich zu bestreben, dort für Oesterreich so viel Boden als nur immer möglich zu gewinnen, übersendet ihm Metternich ein Schreiben des Kaisers Franz an den Prinz-Regenten zur Uebergabe an diesen, welches die förmliche Beitrittserklärung Oesterreichs zur Allianz gegen Napoleon enthielt. Außerdem wurde Wessenberg von dem in dieser Beziehung erlassenen Manifeste und von der Vereinbarung verständigt, welche mit Cathcart über die Gewährung englischer Subsidien an Oesterreich zu Stande gekommen war.[1])

Wahrscheinlicher Weise waren diese amtlichen Rescripte, durch deren Inhalt Wessenberg sich nur erfreulich berührt fühlen konnte, noch gar nicht in seine Hände gelangt, als er sich dazu entschloß, durch directe Uebersendung einer neuen, von ihm ausgearbeiteten Denkschrift [2]) an den Kaiser zum ersten Male in seinem Leben einen Schritt zu thun, von dem er sagt, daß er sich von einem solchen bisher durch das Gefühl seiner Unbedeutendheit habe abhalten lassen. Jetzt aber, nach zwanzig ausschließlich in politischen Stürmen verlebten Dienstjahren, nach so langer und anhaltender Beobachtung der Weltbegebenheiten, da endlich auch seine Theilnahme an den Staatsgeschäften wichtiger werden könnte als bisher, glaube er dem Kaiser seine Ansichten über die Verhältnisse Oesterreichs zu den übrigen Staaten sowie über die Ereignisse darlegen zu dürfen, welche sich auf dessen Wohlfahrt bezögen.

Auf eine Frage zurückkommend, die ihm vom Kaiser beim Abschiede gestellt worden war und welche dahin gelautet hatte, ob er mit Ueberzeugung den Anschauungen der Minister beipflichte, wiederholt Wessenberg seine damalige Antwort. Oesterreichs Interesse fordere vor Allem, so habe sie gelautet, es zu verhindern, daß die Monarchie wieder zum Kampfplatze werde. Alles sei daher aufzubieten, um zu hintertreiben, daß sie neuerdings Krieg führen müsse. Diese Aeuße-

[1]) Weisungen an Wessenberg aus Postelberg vom 23. und aus Teplitz vom 28. August und 1. September 1813.

[2]) Sie ist aus London vom 10. September datirt.

rung habe nicht nur die volle Zustimmung des Kaisers erhalten, sondern auch der Meinung des Ministeriums zu entsprechen geschienen. Von den zwei Möglichkeiten, entweder gleich gegen Frankreich loszubrechen oder sich als Friedensvermittler hinzustellen, habe man in Anbetracht der persönlichen Verhältnisse des Kaiserhauses zu Napoleon und der Besorgniß, die Kriegführung nach Oesterreich zu ziehen, mit Recht nicht die erste, sondern die zweite gewählt, denn sie bot die Aussicht dar, ohne ferneres Blutvergießen Oesterreich und vielleicht Europa den Frieden zu verschaffen.

Nach einer ausführlichen Darlegung der Umstände, an denen diese Bemühungen des Kaiserhofes scheiterten, kommt Wessenberg auf die Nothwendigkeit zu sprechen, welche daraus für Oesterreich entstand, selbst Theil an dem Kriege zu nehmen und zwar dabei die Hauptrolle zu spielen, weil es nur dadurch seine Selbstständigkeit zu retten vermöge. Sehe es sich aber auch genöthigt, mit einzutreten in den Kampf gegen Frankreich, so bleibe doch sein Verhältniß zu diesem Staate ein anderes als das der übrigen festländischen Mächte. Denn Oesterreich gehe nicht mit Eroberungsabsichten in den Krieg, welchen es nur zu seiner Selbsterhaltung führe. Wie derselbe auch endigen möge, so werde für Oesterreich das Interesse an freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich doch fortbestehen. Ohne Frieden zwischen Oesterreich und Frankreich könne auch Europa sich keiner dauernden Ruhe erfreuen. So dachte schon Kaunitz und so würden alle Staatsmänner denken, welche nicht nur die Interessen Oesterreichs, sondern auch diejenigen Europa's von einem höheren als einem bloß einseitigen Standpunkte zu beurtheilen vermöchten.

Ganz anders stelle sich, fährt Wessenberg fort, das Verhältniß Oesterreichs zu Rußland dar. Eine erobernde und eine friedliebende Macht könnten nicht bleibend Verbündete sein. Das Prinzip der Trennung liege in ihrer Natur, in der Verschiedenheit ihrer Tendenzen und ihrer Zwecke. Man werde vielleicht einwenden, Frankreich sei gleichfalls eine erobernde Macht. Der wichtige Unterschied zwischen beiden Staaten in ihren Beziehungen zu Oesterreich liege jedoch darin, daß die Eroberungssucht Frankreichs nur in der Person seines jetzigen Staatsoberhauptes, diejenige Rußlands aber in den Neigungen und der Politik seiner Regierung gegründet sei. Frankreichs natürlicher Beruf lege ihm auf, mit seinen Nachbarn in Frieden zu leben, um wieder eine Seemacht zu werden und dadurch seinen Wohlstand zu fördern,

während Rußland sich in seiner „barbarischen Entwicklung" noch kein Ziel gesetzt habe.

Die Periode von dem Abschlusse des Hubertsburger Friedens bis zum Ausbruche der französischen Revolutionskriege nennt Wessenberg die glücklichste der neueren Zeit; ihre Rückkehr hänge aber von der zu den damaligen oder doch zu ähnlichen Verhältnissen ab. In der gegenwärtigen Stellung Englands zu Frankreich, in seiner Uebermacht zur See, in seinem Handelsmonopol und in seinem auf diese Uebermacht und dieses Monopol gegründeten Egoismus lägen die großen Schwierigkeiten eines allgemeinen Friedens. Lasse dieser sich nicht erreichen, so müsse vorerst wenigstens der auf dem Festlande erkämpft werden. Zu dessen Erringung seien jedoch zwei Bedingungen ganz unerläßlich: die volle Unabhängigkeit Oesterreichs und die Beseitigung der Oberherrschaft Frankreichs über die zwischen ihm und Oesterreich gelegenen Länder. Alle übrigen Interessen seien hiegegen nur untergeordneter Natur, ihretwegen dürfe kein Krieg geführt und keiner verlängert werden.

Mit der Darlegung der Nothwendigkeit, daß Oesterreich als der einzige Staat, der die in politischen Dingen so dringend gebotene Mäßigung niemals verleugne, dieselbe auch jetzt wieder bewähre, schließt Wessenberg seine Denkschrift. Die in ihr entwickelten Anschauungen werden wohl schon damals mannigfachen Einwendungen begegnet sein und auch heute noch auf solche stoßen, denn sie entsprechen nur wenig dem Bilde, welches man sich mit so großer und so berechtigter Vorliebe von der Begeisterung jener Tage und von den vor Allem auf den Sturz Napoleons gerichteten Bestrebungen entwirft. Aber man wird doch auch nicht anstehen, dem Ernste und der Ruhe, mit denen Wessenberg die Lage beurtheilt, sowie der treuen Vaterlandsliebe, die aus jedem seiner Worte hervorleuchtet, volle Anerkennung zu zollen.

Ohne die Beurtheilung zu kennen, welche dieser Denkschrift Wessenbergs von Seite des Kaisers und seiner beiden Minister Metternich und Stadion zu Theil wurde, werden wir uns nicht wundern dürfen, wenn sie inmitten der damaligen, sich ungestüm drängenden Ereignisse keine Erwiederung, ja wohl auch kaum viel Beachtung fand. Auf Wessenbergs Stellung zu seinem Hofe blieb sie natürlich ganz ohne Einfluß, und die Verbindung mit ihm wurde dadurch zu keiner innigeren gemacht, daß die britische Regierung nunmehr an

Lord Cathcarts Stelle einen eigenen Bevollmächtigten als Botschafter bei dem Kaiser Franz zu beglaubigen sich entschloß. Sie erkor zu dieser Mission den Earl of Aberdeen, einen jungen Mann, der damals noch nicht die geringste Geschäftserfahrung besaß[1]) und vielleicht aus diesem Grunde nicht ganz geeignet zu sein schien, eine so wichtige Stellung einzunehmen, die ihm noch überdieß gegen seinen Willen aufgenöthigt wurde. Aber seine vornehme Herkunft, sein Reichthum, und mehr noch der Ruf, der ihm trotz seiner Jugend voranging, daß er nicht nur wohl unterrichtet, sondern auch bescheiden und allzeit bemüht sei, in der Erörterung politischer Fragen jene Ruhe zu bewahren, welche auf die glückliche Führung der Verhandlungen so mächtige Einwirkung ausübt, ersetzten in hinreichendem Maße, was ihm an Erfahrung abging. Hiezu kam noch ein einnehmendes Aeußere, und Alles dieß zusammengenommen berechtigte Wessenberg zu der Erwartung, daß man am Kaiserhofe mit der getroffenen Wahl zufrieden sein werde.[2])

So geschah es denn auch wirklich. Allerdings war Gentz über den Eindruck, welchen Aberdeen bei der ersten Begegnung auf ihn hervorbrachte, nichts weniger als erfreut. „Ich finde ihn," schreibt er am 31. August an Metternich, „nicht nur sehr verlegen, sondern auch Verlegenheit erzeugend, finster, steinern, todtkalt, und wie es mir vorkam, des Französischen nicht recht mächtig. Wenigstens wird er, wenn ich mich nicht ganz trüge, nicht zudringlich sein."[3])

Auch Metternich fällte Anfangs ein ähnliches Urtheil. „Dieser Lord Aberdeen," ließ er sich gegen eine Person seines engsten Vertrauens verlauten, „mag ein recht guter und gelehrter junger Mann sein, er ist aber ein junger ungeleckter Bär. So z. B. kann er so wenig französisch, daß ich mich auf den Fuß gesetzt habe, eine gemischte Unterredung mit ihm einzuführen. Er spricht englisch und ich antworte französisch."[4])

Binnen kurzem ging jedoch in der Meinung, welche Beide, Metternich und Gentz, von Aberdeen hegten, eine vollständige Aenderung vor, und sie verziehen ihm sogar, was ja Diplomaten vom Fach

[1]) Wessenberg, London, 3. August.

[2]) Wessenberg, 6. August 1813.

[3]) Gentz an Metternich, Prag, 31. August. Oesterreichs Theilnahme an den Befreiungskriegen, S. 51.

[4]) Metternich an Hudelist. Teplitz, 5. September.

ganz besonders schwer ankömmt, seine ungenügende Kenntniß der französischen Sprache. Schon vier Tage nach Aberdeens Antrittsaudienz beim Kaiser Franz sagte Metternich, er sei sehr mit ihm zufrieden, denn wenn auch noch jung und neu in den Geschäften, sei er doch voll guten Willens und huldige den lobenswerthesten Ideen.[1]) Und Gentz schreibt kurz darauf an Metternich: „Lord Aberdeen war diesen Augenblick bei mir; er ist ein anderer Mensch geworden. Es war keine Täuschung, Ihr Glanz strahlte von seinem Gesichte zurück."[2])

Nicht diese letzte wohldienerische Phrase, sondern eigene Wahrnehmung war es, welche Metternich zu fortwährender Steigerung seines günstigen Urtheils über Aberdeen bewog. Allerdings sei, sagte er schon nach wenig Tagen von ihm, sein Aeußeres des eines Oxforder Studenten, sein Inneres dagegen von seltenem Werthe. Nie sei ihm ein vernünftigerer, gemäßigterer, einsichtigerer Engländer vorgekommen und er wünsche nie mit einem Anderen zu thun zu haben.[3]) In einem etwas späteren Briefe nennt er ihn „den ausgezeichnetsten Engländer" den er jemals im diplomatischen Corps kennen gelernt habe.[4]) Und an Wessenberg schrieb er, man sei mit Aberdeen äußerst zufrieden, denn er verbinde mit dem offensten Benehmen die gesündesten und erleuchtetsten Ansichten.[5])

Die Ernennung Aberdeens zum britischen Botschafter beim Kaiser von Oesterreich konnte Wessenberg über seine eigene Stellung in London nur noch mißmuthiger machen. Schon längst war er ihrer überdrüßig geworden, wozu wohl der Umstand, daß man in England zu glauben begann, er sei gar nicht mehr der Vertrauensmann seiner Regierung, nicht wenig beitrug. Hiezu kam noch, daß der Prinz-Regent zum mindesten einen Theil seiner tiefeingewurzelten Abneigung gegen Metternich auch Wessenberg fühlen ließ. „Der Prinz von Wales sagt es laut," heißt es in einem Briefe Wessenbergs an Metternich vom 1. September, „daß er Ihnen mißtraut, und mich beschuldigt er gleichfalls, der Friedenspartei anzugehören." Und am 28. September schreibt er an Metternich: „Wenn der Prinz von

[1]) Metternich an Hudelist, Teplitz, 9. September.
[2]) Gentz an Metternich, 13. September. S. 62.
[3]) Metternich an Hudelist, Teplitz, 18. September.
[4]) Metternich an Hudelist, Teplitz, 2. October.
[5]) Metternich an Wessenberg, Frankfurt, 26. November S. 137.

Wales eine gewisse Voreingenommenheit gegen mich empfindet, so beruht sie nur auf all dem Bösen, welches er von Ihnen, und zwar oft in Gegenwart der fremden Minister in recht unschicklicher Weise spricht. Lord Castlereagh verhehlt seinen Unwillen hierüber gegen mich nicht, und der Prinz selbst konnte, als ich ihm neulich das Schreiben des Kaisers übergab, seine arge Verwirrung nicht verbergen. Er vermeidet es sogar, Ihren Namen im Gespräche auch nur zu nennen."

Zu dem Unmuthe über seine so wenig günstigen Beziehungen zu dem Prinz-Regenten gesellte sich bei Wessenberg auch noch eine leicht begreifliche Verstimmung, die er darüber empfand, daß er, der bereits an zwei Königshöfen als Gesandter beglaubigt gewesen, nun an einem dritten bloß als diplomatischer Agent zu fungiren gezwungen war. „Niemals hätte ich mich selbst," sagt er einmal, „der Resignation für fähig gehalten, die ich nun seit acht Monaten erprobe."[1] Dringend bittet er wieder um seine baldige Abberufung aus London, und um sie zu erleichtern, deutet er eine zukünftige Verwendung an, welche seinen Neigungen völlig entspräche. Wenn die illyrischen Provinzen, wie es wahrscheinlich wäre, an Oesterreich zurückfallen sollten, bedürfe man zu ihrer Uebernahme eines kaiserlichen Commissärs. Er wisse wohl, daß es auch geschicktere Hände als die seinigen gebe, einen solchen Auftrag zu vollziehen, er selbst aber würde ungemein dankbar für ihn sein.[2] Und ein anderes Mal berichtet Wessenberg, daß er als Vorbereitung zu seiner Abberufung das Gerücht verbreitet habe, die österreichische Regierung bedürfe seiner Mitarbeit in den deutschen Geschäften. Graf Münster sei damit sehr zufrieden, denn er halte ihn für einen Anhänger der früheren Reichsverfassung, was jedoch nur bis zu einem gewissen Punkte wirklich der Fall sei.[3]

Wessenbergs Sehnsucht, sich baldigst aus England entfernen zu dürfen, erreichte ihren Höhepunkt in dem Augenblicke, in welchem Aberdeens Beglaubigung beim Kaiser Franz eine der Gegenseitigkeit entsprechende und von dem Prinz-Regenten lebhaft gewünschte Maßregel von Seite des Wiener Hofes in Aussicht stellte. Da Metternich von der Ansicht ausging, Wessenberg wolle nicht länger in England bleiben, sah er ganz von seiner Person ab und beauftragte ihn, der englischen Regierung gegenüber zwar die Geneigtheit des Kaisers,

[1]) Wessenberg an Metternich, 14. September.
[2]) Wessenberg an Metternich, 17. August.
[3]) Wessenberg an Metternich, 21. September.

ihrem Begehren zu willfahren, aber freilich auch den Umstand zu betonen, daß man nur über sehr wenige Persönlichkeiten verfüge, welche die zu einer solchen Stellung erforderlichen Eigenschaften besäßen.[1])

Nicht ohne Bitterkeit antwortet Wessenberg hierauf, nach Allem was er höre, wünsche, wenn auch nicht gerade das englische Ministerium, aber doch der Prinz-Regent dringend die Beglaubigung eines Botschafters von vornehmer Geburt, der wo möglich auch einen Orden trage, wie denn Lord Aberdeen gleichfalls mit einem solchen und zwar dem der Distel geschmückt sei. Aber er wisse auch, fügt Wessenberg mit einem Seitenhiebe auf den österreichischen Hochadel hinzu, wie schwer es sein werde, in dieser Classe von Menschen einen für eine solche Stellung auch nur halbwegs tauglichen Mann zu finden. Von ihm selbst könne natürlich, da er weder Fürst noch Graf sei und auch keinen Orden besitze, mit keinem Worte die Rede sein. Dennoch gebe er die Hoffnung nicht auf, daß er dereinst in einem weniger feuchten Klima und in einem Lande, in welchem ein einfacher Freiherr genüge, noch nützliche Dienste zu leisten vermöge.[2])

Außer dieser in Wessenbergs Berichten immer wiederkehrenden Betonung seines Wunsches, London baldigst verlassen zu dürfen, werden auch die damaligen Ereignisse, insbesondere die auf politischem Gebiete von ihm lebhaft erörtert. Und da ist es denn vor Allem die Einleitung von Verhandlungen mit dem Hofe zu München, um denselben auf die Seite der Verbündeten herüber zu ziehen, welche Wessenberg mit Jubel begrüßt und trotzdem, daß Baiern nur ein Staat dritten Ranges sei, doch das wichtigste, ja das entscheidendste Ereigniß jener Zeit nennt. Castlereagh habe ihm die Hand gedrückt und gesagt, er betrachte die Verhandlung mit Baiern als Metternichs Meisterwerk und bringe ihm seinen Glückwunsch hiezu dar.[3])

Auch die Antwort, welche Oesterreich auf den französischen Friedensvorschlag gab, wurde in England aufs wärmste belobt. Nie hätte er geglaubt, sagt Wessenberg hierüber, daß Napoleon die Sache so weit treiben werde. „O erbärmlicher Ehrgeiz," ruft er aus, „wie

[1]) Metternich an Wessenberg, Teplitz, 17. September.

[2]) Wessenberg an Metternich, 28. September 1813.

[3]) Wessenberg an Metternich, 22. October 1813. Auch schriftlich sprach sich Castlereagh und zwar in einer vertraulichen Note an Wessenberg vom 29. October in gleichem Sinne aus.

tief erniedrigst du die größten Talente, jene Menschen, welche das Glück der Welt hätten ausmachen können!"

So völlig nutzlos, wie Wessenberg seine Mission nach London in den bei ihm jetzt so häufigen Augenblicken der Unzufriedenheit mit seiner dortigen Stellung erschien, war sie übrigens doch nicht. Es gelang ihm nicht nur, die Absendung von fünfzigtausend Gewehren, zehntausend Cavalleriesäbeln und einer Menge von Kriegsutensilien nach Fiume, sondern auch wesentliche Zugeständnisse hinsichtlich der Bezahlung der Subsidien an Oesterreich zu erwirken. Aber freilich versicherte er gleichzeitig, daß Bargeld in London jetzt seltener als in gar mancher Stadt des Festlandes sei. Denn es gebe fast keine Regierung mehr, welche nicht große Geldsummen aus England beziehe und noch größere von dort begehre.[1])

So unerfreulich auch Wessenbergs wiederholte Versicherungen von der in England herrschenden Geldnoth für Metternich klingen mochten, so war er doch vernünftig genug, ihnen vollen Glauben zu schenken. „Geld ist keines in England vorhanden", heißt es in einem seiner vertraulichen Briefe, „alle Anstrengungen, welches zu bekommen, sind pia desideria, also muß an andere Wege gedacht werden."[2])

Und wirklich verfiel Metternich auf einen solchen, von dem es jedoch nicht scheint, daß er thatsächlich und mit Erfolg betreten worden wäre. Er meint, daß die österreichische Regierung von derjenigen Englands an Zahlungsstatt auch Colonialartikel wie Zucker, Kaffee und dergleichen zu billigen Preisen übernehmen und sie durch Vermittlung der österreichischen Handelsleute weiter verkaufen sollte.[3])

Außer so vielem, was sich auf die zwischen Oesterreich und England obschwebenden Geldangelegenheiten bezog, finden sich auch sonst in Wessenbergs Berichten aus jener Zeit gar manche interessante Details. So schreibt er am 13. December aus Anlaß des ihm von Castlereagh ausgesprochenen Wunsches, daß eine Vereinbarung mit Wellington über die beiderseitigen Kriegsoperationen herbeigeführt und zu diesem Ende ein österreichischer Offizier in dessen Hauptquartier abgesendet werde, an Metternich die folgenden Worte: „Ich theile Ihnen mit, daß Wellington sehr gut französisch spricht, so daß Sie in Ihrer Wahl nicht bloß auf Wenige beschränkt sind. Auch würde

[1]) Wessenberg, 29. October

[2]) Metternich an Hudelist, Teplitz, 22. September.

[3]) Metternich an Hudelist, Komotau, 1. October.

man hier einen zwar wohlunterrichteten, aber etwas kaltblütigen Mann einem jener lebhaften und glänzenden Offiziere vorziehen, welche immer nur reden und sich in den Vordergrund stellen, darüber jedoch ganz vergessen, auch zuzuhören und sich dadurch selbst zu belehren. Eine Wahl wie man sie im Jahre 1809 mit dem närrischen Crossard [1]) traf, könnte einen Mann von dem Schlage des Helden von Vittoria niemals befriedigen." [2])

Von bei weitem größerer Wichtigkeit war das, was Wessenberg am 24. December über den von der englischen Regierung gefaßten Beschluß berichtet, daß sich der Premierminister Lord Castlereagh in Person nach dem Festlande und in das Hauptquartier der verbündeten Monarchen begebe. Mit lebhaftester Genugthuung nahm Metternich diese Nachricht auf, und er meinte, eine solche Absendung des dirigirenden Staatssecretärs nach dem Continent sei in den Annalen Englands unerhört. „Wir können mit Recht behaupten," rief er emphatisch aus, „daß unser Hauptquartier die Welt geworden ist." [3])

Ruhiger, aber in gleich günstigem Sinne erörtert Wessenberg Castlereaghs Mission. „Sie werden," schreibt er an Metternich, „zufrieden mit ihm sein. Er spricht zwar nicht geläufig französisch, aber Sie werden einen Mann in ihm finden, welcher gerade und ohne Umweg auf sein Ziel losgeht, darin aber liegt meines Erachtens ein sehr großer Vortheil. Er besitzt nicht gewöhnliche Kenntnisse und niemals hat es in England einen Minister des Aeußern gegeben, der gegen die Gesandten der fremden Mächte so zuvorkommend gewesen wäre wie er. Die Grenville, die Wellesley waren von einem ganz anderen Schlage, und es ist ein großes Glück, daß in den schweren Zeiten, in denen wir leben, diese Minister bei Seite geschoben sind."

Wessenberg kann sich nicht enthalten, auch bei diesem Anlasse wieder einen Seufzer darüber auszustoßen, daß er nicht ermächtigt worden sei, zugleich mit Castlereagh nach dem Festlande überzuschiffen, denn nach der Entfernung des Ministers gebe es für ihn in England schon gar nichts mehr zu thun; auch glaube er seine dortige Mission ehrenvoll beschlossen zu haben. Der neue, von dem Prinz-Regenten

[1]) Der französische Emigrirte Ludwig Baron Crossard, der in verschiedenen europäischen Armeen gegen Napoleon diente und 1845 in Wien als österreichischer Oberstlieutenant und als Theresienritter starb.

[2]) Wessenberg. 13. December.

[3]) Metternich an Hudelist. Freiburg, 3. Januar 1814.

lebhaft herbeigesehnte Botschafter dürfe des freundlichsten Empfanges gewiß sein.[1])

Wessenberg wußte bereits, als er dieß niederschrieb, daß die Wahl des Kaisers zu jenem Posten auf den General der Cavallerie Grafen Maximilian Merveldt gefallen sei. Hiedurch wurde das Gerücht widerlegt, welches sich am englischen Hofe verbreitet und dort willkommene Aufnahme gefunden hatte, Fürst Franz Dietrichstein sei zum österreichischen Botschafter in London bestimmt. Die wirklich seltene Begabung des Fürsten sowie die ausgezeichneten Dienste, die er noch in jungen Jahren sowohl auf militärischem wie auf politischem Gebiete geleistet, hätten seine Wiedergewinnung für eine öffentliche Wirksamkeit, der er in dem Augenblicke, als Thugut zurücktrat, wohl allzurasch entsagt hatte, gewiß wünschenswerth gemacht. Aber es scheint fast, als ob sich schon damals jener bedauerliche Antagonismus zwischen ihm und Metternich geltend gemacht hätte, durch welchen Oesterreich einer ganz ungewöhnlichen Leistungskraft aus Kreisen, in denen eine solche nur ungemein schwer aufzufinden war, leider dauernd beraubt wurde.

Damit soll aber durchaus nicht gesagt werden, daß nicht auch Merveldts Wahl in England mit Beifall begrüßt worden wäre. Ein sehr guter Ruf ging ihm dorthin voran, denn wie früher Dietrichstein selbst und dann Steigentesch und Bubna, wie die Fürsten Johann Liechtenstein und Karl Schwarzenberg gehörte auch Merveldt, Dietrichsteins Schwager, zu jenen diplomatischen Militärs, deren man sich damals, nachdem sie im Felde hervorragende Dienste geleistet, auch zu Verhandlungen mit fremden Staaten sehr gern bediente. Seit mehr als einem Jahrzehnt, seit dem unglücklichen Feldzuge von 1800 kannte ihn Wessenberg persönlich. Er hatte es miterlebt, daß Merveldt, der sich früher, insbesondere in den niederländischen Feldzügen als tüchtig bewährt, an dem Schreckenstage von Hohenlinden den in ihn gesetzten Erwartungen nur wenig entsprach. Auch während des nicht minder verhängnißvollen Feldzuges des Jahres 1805 war man mit seiner Haltung nicht ganz zufrieden, dagegen zeichnete er sich im Jahre 1813, insbesondere in der Leipziger Schlacht durch persönliche Bravour so wie durch energische und zielbewußte Führung seiner Truppen besonders aus. Verwundet und trotz tapferster Gegen-

[1]) Wessenbergs Berichte vom 24. und 27. December 1813.

wehr gefangen, wurde er vor Napoleon geführt, der ihn nach längerer Unterredung frei ließ und ihn mit allerdings fruchtlos bleibenden Anerbietungen zum Abschlusse eines Waffenstillstandes an den Kaiser von Oesterreich sandte. Die Kunde von diesen Erlebnissen war es, die ihm in dem zu jener Zeit so kriegerisch gesinnten England unendlich zu statten kam und ihm die zuvorkommendste Aufnahme daselbst im voraus verbürgte.

Während Wessenberg mit steigender Ungeduld der Ankunft Merveldts in London entgegensah, ließ ihn der sich dort aufhaltende Graf von Artois zu sich bitten. Dessen älterer Bruder, der nachmalige König Ludwig XVIII. war als solcher schon in jenen Tagen vom Prinz-Regenten begrüßt worden. Zum großen Verdrusse seiner englischen Minister hatte derselbe erklärt, wenn auch nicht als Regent von England, so doch als Prinz Georg von Hannover wünsche er lebhaft, in Bälde der Königskrönung Ludwigs in Rheims beiwohnen zu können. [1])

Nicht ganz so zuversichtliche Erwartungen wie der Prinz-Regent schien der Graf von Artois von den kommenden Ereignissen zu hegen. Er kündigte Wessenberg seinen und seiner Söhne Entschluß an, sich an die Grenze Frankreichs zu begeben, um von dort aus leichter Verbindungen mit dem Inneren des Landes anknüpfen zu können. Bis jetzt besitze er, sagte er zu Wessenberg, keine verläßlichen Anhaltspunkte zur Beurtheilung der Stimmung des französischen Volkes, und nur auf wenige Freunde in Lyon und dessen Umgebung könne er wirklich zählen. Er hoffe jedoch, daß das Erscheinen der legitimen Erben der französischen Königskrone denen Vertrauen einflößen werde, welche den Bourbons noch einige Anhänglichkeit bewahrt hätten. Von dem gleichen Gesichtspunkte ausgehend, habe Wellington den gefaßten Entschluß lebhaft gebilligt.

Von demselben auch den Kaiser von Oesterreich in Kenntniß zu setzen, wurde nun Wessenberg von dem Grafen von Artois dringend gebeten. Er möge hinzufügen, sagte Artois, daß er in Frankreich keinen entscheidenden Schritt ohne die Zustimmung der verbündeten Höfe zu thun gedenke. Doch hoffe er, es werde ihm erlaubt sein, den Franzosen seine Ankunft auf dem Festlande durch eine Proclamation

[1]) Wessenberg, 21. Januar 1814.

anzukündigen und sie gleichzeitig über die Gesinnungen des Hauses Bourbon zu beruhigen. Schon jetzt aber versicherte er, wohl etwas vorschnell, dasselbe werde für den Fall der Thronentsagung Napoleons in der rücksichtsvollsten Weise gegen dessen Gemalin verfahren und eifrig bemüht sein, sie gegen jegliche Gefährdung sicherzustellen.

Vorschnell wird diese Zusage wohl aus dem Grunde genannt werden dürfen, weil ja damals die Bourbons doch eher darauf angewiesen waren, Schutz zu erbitten als solchen zuzugestehen.

Widrige Winde verzögerten eine Weile die Abreise des Grafen von Artois nach dem Festlande, aber er konnte sie doch weit eher vollziehen als dieß Wessenberg gegönnt war, denn erst in der Nacht vom 19. auf den 20. Februar traf Merveldt in London ein und gab dadurch Wessenberg das Signal, sich von dort zu entfernen. Noch ehe dies wirklich geschah, wurde ihm von Seite des Kaisers eine Freude bereitet, die er nicht gering angeschlagen zu haben scheint. Um hierüber kein unbilliges Urtheil zu fällen, muß man sich ganz in die damalige Zeit hineindenken, in welcher Ordensverleihungen noch nicht wie jetzt etwas Gewöhnliches waren. Einen Maßstab für die Werthschätzung eines Ordens in jenen Tagen wird man ja in dem bereits erwähnten Wunsche des Prinz-Regenten erblicken können, daß der von ihm erwartete österreichische Botschafter einen solchen besitze, wie denn auch Merveldt wirklich schon seit einer Reihe von Jahren den Theresienorden trug. Wessenberg aber scheint es empfindlich berührt zu haben, rings um sich her so viel von Orden reden zu hören, während ihm selbst noch kein solcher zu Theil geworden war. Nur so läßt es sich erklären, daß ein Mann wie er dem Wunsche nach einer derartigen Auszeichnung Metternich gegenüber zwar discreten, aber doch immerhin recht verständlichen Ausdruck verlieh.

„Da es scheint," schrieb er ihm am 21. October, „daß es dort, wo Sie sich gegenwärtig aufhalten, Großkreuze und Ordenssterne regnet, so erlauben Sie wohl, daß auch ich mich ein klein wenig unter die Traufe stelle. Ich habe es immer versäumt, die gute Gelegenheit zu benützen, um eine derartige Gunstbezeigung vom Kaiser zu erbitten, unter den jetzt obwaltenden Umständen aber kann es mir nicht gleichgültig sein, von meinem Monarchen ein sichtbares Merkmal seiner Zufriedenheit zu erhalten. Vielleicht erinnert sich der Kaiser bei diesem Anlasse seiner mir gegenüber ausgesprochenen Be-

lobung meines Verhaltens auf den verschiedenen Posten, die mir anvertraut waren. Ich überlasse es übrigens ganz Ihrer Beurtheilung, ob Sie ein solches Begehren für zeitgemäß ansehen oder nicht, lege aber einen sehr großen Werth darauf, gerade durch Ihre Dazwischenkunft jenes Zeichen der Anerkennung zu empfangen, das mir der Kaiser vielleicht verleihen wird. Auch die Bemessung seines Grades kann ich nur Ihrem Urtheile und Ihrer Freundschaft für mich anheimstellen. Ich besitze nicht die Selbstüberhebung, mich mit Anderen zu vergleichen, und kann nur zwanzig Dienstjahre und eine Hingebung, welche sich niemals verleugnen wird, zu meinen Gunsten in die Wagschale werfen. [1])

Wessenbergs Wunsch ging vielleicht rascher, als er selbst es geglaubt, aber freilich nicht ganz in der Weise in Erfüllung, die ihm die willkommenste gewesen wäre. Beim Abschlusse des Rieder Vertrages, durch welchen Baiern dem Bunde gegen Napoleon endgiltig beitrat, hatte Max Joseph I. nicht nur dem Fürsten Metternich den Hubertusorden und den beiden österreichischen Diplomaten Floret und Hruby Commandeurkreuze des Verdienstordens der baierischen Krone verliehen, sondern auch noch ein Großkreuz dieses letzteren Ordens dem Kaiser zur Verfügung gestellt. Dieser bestimmte es aus eigenem Antriebe dem Freiherrn von Wessenberg. [2])

Der Kaiser sei hiebei, schrieb Metternich an ihn, von dem doppelten Beweggrunde geleitet worden, ihm ein Merkmal der Zufriedenheit mit den guten Diensten zu geben, die er geleistet, und gleichzeitig die Genugthuung hervorzuheben, welche er darüber empfinde, daß Wessenberg sich das Wohlwollen des Königs von Baiern zu erwerben gewußt habe. [3])

Um dem ihm ertheilten Auftrage, sich in das Hauptquartier des Kaisers zu begeben, baldigst nachkommen zu können, bat Wessenberg den Fürsten Metternich um einen Paß, der es ihm möglich machen sollte, auf dem kürzesten Wege und zwar über Calais und Paris dorthin zu gelangen. Da er jedoch längere Zeit hindurch keine Antwort erhielt, entschloß er sich endlich auf eigene Faust zur Abreise. Am 7. März verließ er London und begab sich mit seinem treuen Palffy

[1]) Wessenberg an Metternich, 22. October 1813.

[2]) Kaiserliche Resolution auf einen Vortrag Metternichs. Freiburg, 18. December 1813.

[3]) Metternich an Wessenberg. Freiburg, 21. December.

nach Harwich, um von da nach dem Festlande überzuschiffen. Bevor wir ihn aber dorthin begleiten, dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß Wessenberg noch im Jahre 1814 über seinen fast einjährigen Aufenthalt in London, über diese Stadt und ihre Bewohner sowie über England überhaupt, von welchem Lande er in der Zeit, in der er beschäftigungslos und deßhalb schwermüthig sich über seine unerquickliche Stellung hinweg zu täuschen suchte, einen freilich nur kleinen Theil durchstreift hatte, Aufzeichnungen verfaßte, welche auch heut zu Tage noch mannigfaltiges Interesse gewähren.[1])

[1]) Souvenirs d'un voyage et séjour en Angleterre en 1813 et 1814. Ecrits en 1814. Tagebuch. Cahier 17.

XIII.

Zusammentreffen mit Napoleon.

Wie so oft schon, so wurde auch jetzt wieder Wessenberg bei seiner Ueberfahrt nach dem Festlande vom Wetterpech verfolgt. Das kleine englische Kriegsschiff, welches zu seiner Aufnahme bestimmt war, konnte wegen widriger Winde von Harwich gar nicht auslaufen; Wessenberg blieb also nichts übrig, als sich dem Capitän eines gewöhnlichen Packetboots zur Ueberfahrt anzuvertrauen. Statt, wie es bei günstigem Wetter der Fall gewesen wäre, sechzehn Stunden, brauchte das Schiff nicht weniger als vier Tage bis Hellevoetsluis an der südholländischen Küste.[1]) Von hier begab sich Wessenberg nach dem Haag, wo ihn der Prinz von Oranien wie einen alten Freund empfing. Auch bei dessen Gemalin, einer der Schwestern des Königs von Preußen, und seiner Mutter fand er zuvorkommende Aufnahme. An der ebenfalls dort anwesenden viertgeborenen Schwester des Kaisers Alexander, der damals erst dreiundzwanzig Jahre zählenden Großfürstin Katharina von Rußland, verwitweten Prinzessin von Oldenburg und späteren Gemahlin des Königs Wilhelm von Württemberg, machte er eine neue Bekanntschaft. „Ich fand in ihrer schönen Gestalt," sagt er von ihr, „in ihrem Auge und ihrem Gespräche viel Anziehendes. Sie besitzt reiche Kenntnisse, großen Verstand und scheint einen Theil des Ehrgeizes ihrer Stammutter, der Kaiserin Katharina, geerbt zu haben." Man glaube, sagt Wessenberg weiter, der gleichfalls im Haag befindliche Herzog von Clarence bewerbe sich um ihre Zuneigung und ihre Hand.

---

[1]) Von dieser stürmischen Ueberfahrt erzählt Wessenberg noch in seinem Briefe an Isfordink vom 28. März 1852. II. 41.

Ein anderes Heiratsproject war es übrigens, welches damals den Kreis, in dem sich Wessenberg eben befand, fast ausschließlich beschäftigte. Der Erbprinz von Oranien sollte sich mit der zukünftigen Thronerbin von England vermählen, Wessenberg meinte jedoch, diese Verbindung werde dem neuen holländischen Staate nichts weniger als zum Nutzen gereichen. Er werde hiedurch nur in noch größere Abhängigkeit von England gerathen, als dieß ohnehin schon der Fall sei, denn Holland würde von England gerade so wie Portugal stets nur als ein Stapelplatz, eine Factorei, und nie als ein unabhängiger Staat betrachtet und behandelt werden. Der Prinz von Oranien scheine wenigstens für seine Person diese Politik Englands wohl zu durchschauen, und es belästige ihn nicht wenig, den englischen Botschafter Lord Clancarty als Hofmeister an seiner Seite zu haben.

In einem vertraulichen Gespräche, welches am nächsten Tage schon um sechs Uhr Morgens stattfand, überzeugte sich Wessenberg, daß der Prinz von Oranien über die zukünftige Gestaltung des holländischen Königreiches weniger weitgehende Ansichten als die Engländer hegte. Diese legten den größten Werth auf die Lostrennung der ganzen Niederlande von Frankreich, während der Prinz sich gern mit einer von Maestricht über Lüttich nach Köln reichenden Grenzlinie begnügt hätte. Und obgleich hiedurch ein großer Theil deutschen Landes in Hollands Besitz übergegangen wäre, meint doch auch Wessenberg, eine solche Grenzlinie würde für diesen „amphibischen Staat" weit vortheilhafter sein als eine wenngleich ausgedehntere, welche längs der französischen Festungen hinliefe. [1])

Auf dem Wege nach Utrecht sah Wessenberg verschiedene Landmilizen exerciren, welche ihm von der „holländischen Nationalkraft" keinen hohen Begriff gaben. „Zum Soldatenhandwerk," sagt er hierüber, „sind diese Wassermännchen nicht geeignet, und ohne fremde Truppen wird Holland nie zu vertheidigen sein." Nachdem er sich nach Köln und nach Frankfurt begeben, trat Wessenberg endlich über Worms, Kaiserslautern und Saarbrück den Weg nach seinem Bestimmungsorte, dem Hauptquartier der Verbündeten an, von welchem er ungewiß war, wo er es treffen werde. Am 25. März kam er nach Nancy, in dessen Präfecturpalais damals, wie Wessenberg sagt,

[1]) Wessenbergs Aufzeichnung führt den Titel: Voyage d'Angleterre au quartier-général des armées alliées en mars 1814.

der russische Gouverneur Alopeus wie ein „Allgewaltiger hauste." Er verhehlte Wessenberg seine Besorgnisse über die feindselige Stimmung der Landleute in den lothringischen Gebirgen nicht, welche durch die Ausschweifungen der durchziehenden russischen, preußischen und baierischen Truppen bis zu einer bedenklichen Höhe gesteigert worden sei.

Wenige Tage vor Wessenberg war der Graf von Artois mit einem Gefolge von Emigranten in Nancy eingetroffen und hatte sich dort unter russischen Schutz gestellt. Sein Erscheinen daselbst war den Bewohnern Nancy's ebensowenig willkommen als Wessenberg jetzt die Berufung zu ihm. Er fand sein Empfangszimmer ausschließlich mit Gestalten aus der Zeit vor dem Jahre 1789 angefüllt, und es erfaßte ihn, wie er sagt, ein gewisser Schauder, als er sich unter lauter alten Ludwigsrittern sah, welche in heftigster Weise die unvernünftigsten Reden führten. Während Wessenberg schon darnach ausblickte, einen anständigen Rückzug antreten zu können, kam der Prinz freundlich auf ihn zu, und nachdem sie sich eine Weile gegenseitig auszuholen versucht hatten, vertraute Artois ihm an, daß der „alte Sünder Talleyrand" sich bereits mit den Bourbonen in Verbindung gesetzt und zu ihrer Anknüpfung einen Baron de Vitrolles nach Nancy geschickt habe. Durch diesen habe Talleyrand auch dem Fürsten Metternich und Lord Castlereagh Mittheilungen gemacht, welchen jedoch bisher kein großes Vertrauen geschenkt worden sei. Der Prinz bat Wessenberg, Vitrolles in sein Gefolge aufzunehmen und ihm in solcher Weise die Rückkehr zu erleichtern.

Andere Reisebegleiter erhielt Wessenberg an dem schwedischen General Skjöldebrand, der von dem Kronprinzen an den Kaiser Alexander geschickt wurde, einem preußischen Commissär und mehreren russischen Offizieren. Die Reisenden füllten im Ganzen acht Wagen, welche, am 26. März von Nancy aufbrechend, von einem Kosakenpiket escortirt wurden. Sie schlugen nicht die direct nach Paris führende Straße, sondern in südwestlicher Richtung die nach Neufchateau ein, um von da nach Chaumont zu gelangen, wo das Hauptquartier sein sollte. Schon hinter Colombey waren, die Reisenden wußten nicht wie, auf einmal die Kosaken verschwunden. „Dieses feige Gesindel", schreibt Wessenberg voll Entrüstung hierüber, „versteht vollkommen der Gefahr auszuweichen, aber nicht ihr die Spitze zu bieten." Dennoch kam man unaufgehalten bis Neufchateau, wo der

Postmeister Mangel an Pferden vorgab. Ein baierischer Offizier aber, welcher die Aufsicht über ein kleines Feldspital führte, warnte vor der Weiterreise während der Nacht. Für den nächsten Morgen versprach er eine Escorte, die er denn auch, in zwölf Halbinvaliden bestehend, gewissenhaft beistellte.

Schon eine halbe Stunde hinter Neufchateau hörten die Reisenden plötzlich einen Schuß und gleich darauf liefen zehn oder zwölf Bursche mit Flinten aus dem Walde hervor und vertheilten sich in die Hohlwege. Wessenberg ließ Halt machen und nach einiger Berathschlagung mit dem schwedischen General ging er mit Palffy und einem schwedischen Major, welcher bei dem General die Stellung eines Adjutanten einnahm, dann mit zwei schwedischen Husaren und sechs Mann von der baierischen Escorte auf der Straße vorwärts, um zu recognosciren, während der General selbst und die übrigen Bewaffneten die Wagen und insbesondere die Postillone bewachten, denen man am wenigsten trauen durfte. Bei der Annäherung Wessenbergs und seiner Begleiter kehrten die Bursche mit großem Geschrei in den Wald zurück, die Fahrt aber wurde ohne wesentliches Hinderniß bis gegen Saint-Thiébaud fortgesetzt, wo sich plötzlich wie mit Einem Schlage die Sachlage völlig veränderte. Hunderte von Menschen, theils mit, theils ohne Waffen stürzten von den Anhöhen links gegen die Straße herab, Schüsse fielen und als der Zug das Posthaus erreichte, war das Dorf schon erfüllt mit vier bis fünfhundert laut schreienden Menschen. Die Thurmglocke wurde gezogen, ein betäubendes Wuthgeheul erscholl, aus welchem zahlreiche Schimpfworte gegen die Verbündeten und Hochrufe auf Napoleon hervortönten. Wessenberg versuchte mit Palffy zum Maire des Ortes zu gelangen, um vor ihm seinen diplomatischen Charakter geltend zu machen, obgleich er sich denken konnte, derselbe werde Leuten solchen Schlages nicht sehr imponiren. Während dieser Versuche geschah auf die letzten Wagen im Zuge ein heftiger Angriff, bei welchem der größere Theil der baierischen Escorte entwaffnet wurde. Wessenberg wurde von der Schwiegertochter des Postmeisters, offenbar in der Absicht, ihn zu retten, in das Posthaus gezogen und hier benutzte er einen unbewachten Augenblick, um die wichtigsten seiner Depeschen, welche von Merveldt herrührten, im Kamin zu verbrennen. In der Sorge um Palffy, der vor dem Hause zurückgeblieben war, eilte er wieder hinaus und erblickte zuerst den schwe-

diſchen General, welcher unkluger Weiſe den Degen gegen die ihn umgebende, mit Gewehren bewaffnete Menge gezogen hatte, die unabläſſig ſchrie: „Das iſt der Prinz.“ Plötzlich ſah Weſſenberg, wie Palffy, von vier Burſchen zu Boden geworfen, von ihren Bajonnetten bedroht wurde. Mit faſt übermenſchlicher Kraft entriß er ihn ihren Händen und ſchleppte ihn in das Poſthaus, wohin auch die Uebrigen, Angegriffene wie Angreifer ihm nachſtrömten. Nicht nur die ſchwediſchen, auch die ruſſiſchen Offiziere hatten ihre Degen gezogen und ein Gemetzel ſchien beginnen zu ſollen, bei welchem die ungeheure Ueberzahl ſiegen mußte. Um dem vorzubeugen, bewog Weſſenberg ſeine Gefährten, ihren Widerſtand aufzugeben und er überreichte deren Waffen dem Anführer der zuſammengerotteten Landleute mit den Worten: „Nun hat der Streit ein Ende, denn wir ſind Eure Gefangenen. Aber Ihr ſeid Franzoſen und kennt daher die Ehrenpflicht des Soldaten.“ Der Bauernführer, ein ehemaliger Infanteriecapitän, welcher Deforeſt hieß, vermochte ſeine Leute, von ferneren Gewaltthaten abzuſtehen und ſich bis zu einem definitiven Beſchluſſe ruhig zu verhalten.

Da der ſchwediſche General auf ſeinem Pelzüberrock einen großen Ordensſtern trug, hielten ihn die Bauern für den Grafen von Artois, gegen welchen auch, wie ſich ſpäter zeigte, die ganze von dem Poſtmeiſter von Neufchateau angezettelte Expedition gerichtet war, denn aus dem zahlreichen Gefolge hatte er auf den hohen Rang des beſternten Generals geſchloſſen. Dieſem wurden ſogleich ſeine ſämmtlichen Papiere abverlangt, unter denen ſich auch ein Schreiben des Kronprinzen von Schweden an den Kaiſer von Rußland befand, welches jedoch Niemand zu öffnen ſich getraute. Dagegen wurde der Reiſepaß des Generals laut verleſen und mit Aerger wurden nun die Bauern ihren Irrthum über deſſen Perſönlichkeit gewahr. Nach Weſſenbergs Papieren fragte Niemand, er aber verlangte, um der Sache ein Ende zu machen, zu Napoleon in deſſen Hauptquartier gebracht zu werden, was ebenſowohl die Pflicht wie der Vortheil der ſeine Weiterreiſe Verhindernden ſei. Denn der Kaiſer, den er perſönlich genau kenne, würde ſie gewiß dafür belohnen, daß ſie ihn zu ihm geführt hätten. Schließlich verſprach er Jedem zwölf Francs zu bezahlen, der ihn zu Napoleon zu escortiren ſich bereit finden ließe. Und nun einigte man ſich dahin, die ſämmtlichen Gefangenen zu Napoleon zu geleiten, was unter einer Bedeckung, welche Deforeſt

befehligte, denn auch wirklich geschah. Dieser stieg zu Wessenberg in dessen Wagen und eröffnete mit ihm den Zug.

Um elf Uhr Vormittags setzte er sich in der Richtung auf Chaumont in Bewegung, wo man Napoleons Hauptquartier vermuthete. Nach endloser Wagenfahrt, während deren die Bauern, welche ihr Führer nur mühsam von argen Gewaltthaten abhielt, sich theils an den häufigen Haltpunkten aufs Trinken verlegten und theils an den Insassen der Wagen Erpressungen verübten, die ihnen auch größtentheils gelangen, stieß man etwa eine Stunde vor Chaumont plötzlich auf die Vorposten eines Streifcorps des französischen Generals Piré. Hier entspann sich allsogleich ein erbitterter Streit zwischen den Soldaten und den Bauern. Die Ersteren wollten sich der Gefangenen und freilich auch der ihnen abgenommenen Beute bemächtigen, wogegen sich die Bauern leicht begreiflicher Weise zur Wehr setzten. In dem Getümmel, das hierüber losbrach und die Gefangenen mit ernster Gefahr bedrohte, gab Wessenberg sich dem commandirenden Offizier, einem Adjutanten des Generals Piré zu erkennen und bat ihn um seinen Schutz, den ihm dieser auch dadurch gewährte, daß er bis zu dem Thore von Chaumont neben seinem Wagen ritt und seine Husaren hinderte, Wessenberg und dessen Leute ihrer Mäntel, nach deren Besitz sie große Lust zeigten, gewaltsam zu berauben.

In Chaumont wurden Wessenberg und seine Gefährten sogleich vor den General Piré gebracht, in welchem Palffy zu seiner freudigen Ueberraschung einen alten Bekannten fand, denn derselbe war im Jahre 1809 in Wien bei seinen Eltern einquartiert gewesen. Aber die Hoffnung auf eine bessere Behandlung, welche Palffy hierauf baute, wurde bitter getäuscht, denn die Gefangenen sahen bald, daß sie vom Regen in die Traufe gekommen waren. Die Habgier der Bauern wurde von der des Generals Piré [1]) noch weit übertroffen. Von Anfang an waren dessen Bemühungen ausschließlich darauf gerichtet, sich des Geldes und der sonstigen Werthsachen zu bemächtigen, welche die Gefangenen mit sich führten. Vor Allem ließ er sich Wessenbergs Cassetten aus dessen halbzertrümmertem Wagen herauf-

[1]) Derselbe General Piré wurde ein Jahr später, als er, nach der Schlacht bei Belle-Alliance verwundet, in die Hände preußischer Soldaten fiel, die ihn ausplünderten, durch den österreichischen Rittmeister Baron Pfeil gerettet. Metternich an seine Tochter Marie. Memoiren. I. 2. S. 517.

bringen, und nur mit Mühe gelang es Wessenberg, einen geringen Theil seines Geldes für sich zu retten. Den bei weitem größeren Betrag und alle sonstigen Gegenstände von Werth nahm der General an sich, die Reisekoffer mit den Kleidern aber gab er seinen Soldaten preis. Die noch vorhandenen Depeschen und Briefschaften wurden versiegelt, um an Napoleon abgeschickt zu werden.

Vergebens drang Wessenberg in den General, ihm einen Wagen zur Fahrt nach dem französischen Hauptquartier zu verschaffen. Er erhielt ihn ebensowenig als ein Nachtessen, dessen er, ausgehungert wie er war, dringend bedurft hätte. Nun mußten er und Palffy, die schwedischen und russischen Offiziere, endlich der preußische Commissär insgesammt einen Leiterwagen besteigen, auf welchen sich auch der Führer der Escorte, ein Baron Petit, Major im Generalstabe, ein artiger und gesitteter Mann setzte. Ein Piket von Lanciers ritt zu beiden Seiten des Wagens. Vitrolles, welcher, um unerkannt zu bleiben, auf Wessenbergs Rath mit einem der Diener desselben Kleider getauscht hatte, mußte mit diesem, der gleich ihm in Chaumont von Wessenberg getrennt wurde, zu Fuß eine andere Richtung einschlagen. [1])

Wessenberg aber und diejenigen, die bei ihm blieben, setzten die ganze Nacht hindurch den Weg bis Saint Dizier fort, wo Napoleon weilte. Etwa eine halbe Stunde vor dieser Stadt kam dem Zuge ein Oberst der polnischen Lanciers mit dem Auftrage entgegen, sich zu erkundigen, ob Wessenberg wirklich der aus England kommende österreichische Gesandte sei. Mit der bejahenden Antwort sprengte der Oberst zu seinem Gebieter zurück.

Als Wessenberg in seinem grotesken Aufzuge vor dem Hause vorfuhr, in welchem Napoleon Wohnung genommen hatte, sah dieser zum Fenster heraus und lächelte. Gleichzeitig wurde am Eingange des Hauses die hohe und schlanke Gestalt Caulaincourts, des Herzogs von Vicenza sichtbar, welcher Wessenberg mit all der vollendeten Zuvorkommenheit empfing, die man allgemein an ihm rühmte. Er geleitete den Ankömmling in ein geräumiges Zimmer, in welchem ein

[1]) Die Beschreibung, welche Vitrolles in seinen im Jahre 1884 zu Paris in drei Bänden erschienenen Memoiren (I. 253—310) von seinen mit Wessenberg gemeinschaftlichen Erlebnissen liefert, stimmt in allen wesentlichen Punkten mit der des Letzteren überein, welchem Vitrolles lebhafte Lobeserhebungen spendet.

Frühstück bereit stand, an dem auch Wessenbergs Begleiter theilnehmen durften. „Nie werde ich," sagt dieser hierüber, „die schmackhafte Schöpsenkeule mit weißen Bohnen vergessen, die mir der Held des neunzehnten Jahrhunderts vorsetzen ließ." Das köstliche Gericht war für Napoleon selbst bereitet worden, der es in zuvorkommendster Weise an Wessenberg abtrat.

Gleich nach dem Frühstück, bei welchem Wessenberg durch die drängenden Fragen der ihn umringenden Generale Berthier und Bertrand sowie des Herzogs von Bassano vielfach gestört wurde, führte ihn Caulaincourt zu Napoleon, der ihn mit großer Freundlichkeit empfing.

„Ich finde in Ihnen," so begann er das Gespräch,[1]) „einen alten Bekannten wieder und bedauere lebhaft, was Ihnen zustieß, aber Ihr Unfall verschafft mir das Vergnügen Sie zu sehen und zu sprechen. Es versteht sich von selbst, daß Sie nicht mein Kriegsgefangener sind und die Rückkehr zu Ihrem Kaiser Ihnen jederzeit freisteht. Nie hat Ihr Hof Personen anhalten lassen, welche von mir mit diplomatischem Charakter bekleidet worden waren, während Rußland und Preußen nicht ebenso handelten. Das Verfahren dieser zwei Mächte zwingt mich zu Repressalien. Der Krieg hat einen Charakter der Erbitterung angenommen, welcher nur schreckliche Folgen nach sich ziehen kann. Das französische Volk weiß sehr wohl die österreichischen Truppen von denen seiner übrigen Feinde zu unterscheiden. Ihre Soldaten beschränken sich auf ein bei jeder Kriegführung unvermeidliches Verfahren, während die Russen und die Preußen Schandthaten begehen, für die es keine Bezeichnung gibt." Napoleon erging sich hier in Einzelheiten über die Brutalitäten, welche nach seiner Behauptung die Kosaken an den französischen Frauen verübt hätten. „Glauben Sie mir," fuhr er fort, „die Kosaken haben der Sache der Verbündeten unendlich geschadet, denn erst durch ihre Excesse wurde der Krieg zu einem nationalen gemacht. Die Verzweiflung und der Rachedurst meiner Völker würden noch Millionen in meinen Dienst stellen. Kann Oesterreich die Dinge bis zu diesem Aeußersten kommen lassen wollen? Sagen Sie Ihrem Kaiser von mir, ich sei bereit, Frieden zu schließen. Ich verhehle Ihnen nicht,

[1]) Es wird hier nach einer Aufzeichnung Wessenbergs geschildert, welche den Titel führt: „Résumé de la conversation de l'Empereur Napoléon avec le Baron de Wessenberg au quartier-général à Saint-Dizier le 28. mars 1814.

daß, um zu demselben zu gelangen, meine Lage und insbesondere die meiner Völker mir sehr große Opfer auferlegt; ich bin bereit sie zu bringen. Ich gab Spanien Alles zurück und verzichte auf Deutschland, auf Italien, auf die Schweiz. Den Prinzen von Oranien will ich in Holland anerkennen, obgleich ich in diesem Lande lieber eine neue Republik gesehen hätte. Alles, was Holland auf dem rechten Ufer des Rheins und der Maas besaß, gebe ich ihm zurück. Ich habe verlangt, daß man Frankreich in den Grenzen belasse, in denen ich es bei meiner Thronbesteigung fand. Ich behaupte nicht, daß ich nicht auch gezwungen wäre, auf ungünstigere Bedingungen hin Frieden zu schließen, denn der Sache muß einmal ein Ende gemacht werden. Ich bestand auf Antwerpen, denn ohne diesen Platz wird Frankreich so bald nicht wieder eine Marine besitzen. Ich bin bereit, auf alle Colonien zu verzichten, wenn ich durch dieses Opfer die Mündung der Schelde bei Frankreich erhalten kann. England würde nicht auf der Abtretung von Antwerpen bestehen, wenn es Oesterreich nicht hiebei unterstützte. Ich wäre in Wahrheit stärker, wenn ich auf die Wiederherstellung der Marine Verzicht leisten würde, aber ich muß dabei die wichtigsten Interessen meines Reiches im Auge behalten."

„Was Oesterreich angeht, so sind die Beziehungen Frankreichs zu diesem Staate der Art, daß ich den Friedensschluß getrost in die Hände Ihres Hofes legen könnte. Oesterreich bleibt nichts mehr zu wünschen übrig, denn es wird Alles erhalten, was es in Polen, in Italien, in Deutschland nur immer erlangen will. Sein Uebergewicht wird größer sein als je, welchen Beweggrund besäße es, bis aufs Aeußerste den Krieg fortführen zu wollen? Es nehme sich in Acht, Preußen und Rußland werden den meisten Nutzen aus der Coalition ziehen und es wird vielleicht die Zeit kommen, in welcher Oesterreich meiner bedarf. Kann Metternich vergessen, daß meine Heirat mit einer österreichischen Erzherzogin sein Werk ist? Ihr Kaiser scheint seine Tochter nicht zu lieben; liebte er sie, so könnte er nicht gefühllos für ihre Leiden sein. Ich beging einen argen Fehler, als ich mich mit ihr vermälte. Hätte ich eine russische Prinzessin geheiratet, so befände ich mich nicht auf dem Punkte, auf welchem ich jetzt stehe. Ich wußte wohl, daß die Bande des Blutes nur wenig gelten, wenn die Interessen der Höfe zu einander im Gegensatze stehen, aber ich hätte doch nicht geglaubt, daß die Kaiserin ihrem Vater völlig fremd

werden könnte. Würde er sie, würde er ihr reizendes Kind sehen, so müßte sein Herz sich erweichen. Ich wiederhole es, ich beging einen sehr großen politischen Fehler, als ich mich mit einer österreichischen Erzherzogin verband, aber andererseits vermag ich nicht zu leugnen, daß die Kaiserin eine ganz unvergleichliche Frau ist. Wahrhaftig, Sie kennen ihr Verdienst nicht, aber ich hätte keine bessere zu wählen vermocht. Ich bürge dafür, daß sie es verstehen wird, die Regierung zu führen, besser als dieß die berühmte Anna von Oesterreich that. Sie ist in diesem Augenblicke mein geschickteſter, mein thätigster und mein treuester Minister. Wenn sie sich noch durch zwei Jahre in den Geschäften bewegt, so wird ihr gar nichts mehr fehlen, um ein Reich zu regieren."

„Der Congreß von Chatillon war mehr ein Hinderniß," fuhr Napoleon fort, „als ein Mittel, zum Frieden zu gelangen. Schon seine Zusammensetzung war ein übles Vorzeichen für mich, denn die Mächte wählten hiezu nur meine persönlichen Feinde. Rasumowsky und Humboldt sind unfähig zur Behandlung von Geschäften, Graf Stadion aber, welcher größere Begabung besitzt als sie, ließ nur immer die Anderen machen. Die Höfe sollten ihre Vollmachten an Oesterreich geben und der Friede würde in zwei Stunden fertig sein. England ist nun der Vernünftigste unter den Alliirten und Castlereagh scheint mir ein schätzenswerther Mann."

„Bot ich nicht selbst einen annehmbaren Frieden an und willigte ich nicht in einen Waffenstillstand, wie Sie ihn wünschten? Aber haben Sie mich nicht dabei getäuscht? Man wirft mir Ehrgeiz vor, wohlan denn, welches ist aber der Beweggrund, der die Mächte veranlaßt, über das Ziel hinaus zugehen, von dem sie selbst Anfangs sprachen? Ihre Frankfurter Erklärung hat mir den meisten Schaden gebracht, denn sie hätte mich bald mit dem französischen Volke überworfen. Dennoch entschloß ich mich gleich zur Annahme der in dieser Erklärung ausgesprochenen Grundlagen. Aber was thaten sie, statt diese schönen Versprechungen zu erfüllen? Das Verfahren ihrer Armeen hat das französische Volk enttäuscht, es kann nur Zerstörer in ihnen erblicken. Würde ich die auf unsere Verhandlungen sich beziehenden Schriftstücke vor die Oeffentlichkeit bringen, so würde dieß das Volk gegen sie erbittern. Der Herzog von Vicenza rieth mir, dieß vor einem neuerlichen Schritte bei Ihrem Kaiser zu thun. Der Herzog besitzt alle meine Vollmachten und würde nur zwei

Tage zur Herbeiführung eines Ausgleiches mit Ihrem Hofe brauchen."

„Würden die Mächte den Frieden aufrichtig wünschen, so hätten sie nicht die Bourbonen nach Frankreich kommen lassen. Ich weiß wohl, daß Ihr nicht daran Schuld seid, aber Ihr besitzt nicht die Energie, das zu verhindern, wonach Eure Verbündeten streben. Wenn die Mächte nur gegen mich persönlich Krieg führen wollen, so weiß ich woran ich mich halten soll; ich zähle mein Leben für nichts, täglich steht es auf dem Spiele, aber die Kaiserin wird von den Franzosen geliebt. Ihrer Regentschaft und der des Senates werden sie den Vorzug geben vor einer Regierung der Bourbonen. Sie hat während meiner Abwesenheit in der öffentlichen Meinung sehr viel gewonnen und ich bin der Mann dazu, die Regierung in ihre Hände zu legen."

Hier war es, wo Wessenberg zum ersten Male Miene machte, den langen Monolog Napoleons zu unterbrechen und einem leisen Zweifel an dem Ernste dieses Entschlusses Ausdruck zu geben. „Nein, nein," rief jedoch der Kaiser, „auch der Ehrgeiz nützt sich ab, und ich stehe dem Alter nicht mehr fern, in welchem man ruheliebend wird." Und als Wessenberg bemerkte, in seinem Genie werde er noch immer Hilfsquellen finden, unterbrach er ihn mit den Worten: „Sie sehen was das Genie vermag; noch vor zwei Jahren gehorchte mir die Welt und heute ist sie wider mich. Wollen die Mächte mich demüthigen? Wenn das Unglück zu demüthigen vermag, bin ich es in hinreichendem Maße, in anderer Weise werde ich es jedoch niemals sein. Ich weiß nicht, ob Sie ein Anglomane sind und ob Ihrer Reise in England ein ehrliches Motiv zu Grunde lag, aber Sie sind einsichtig genug um zu begreifen, daß Frankreich als Macht in dem politischen Systeme Europa's fortbestehen muß und daß kein Beweggrund vorliegt, mich aufs Aeußerste zu treiben und mich zu zwingen, ein Freibeuter zu werden."

„Ich habe Ihnen gesagt und ich wiederhole es neuerdings," mit diesen Worten schloß Napoleon sein Gespräch mit Wessenberg, „daß ich bereit bin, mich in sehr große Opfer zu ergeben, um meinen Völkern Frieden zu verschaffen. Ich beschränke mich nur auf die Angelegenheiten Frankreichs und lasse Sie in Deutschland wie in Italien schalten. Ich werde Ihnen die Festungen einräumen, die in den abzutretenden Ländern liegen, Sie aber begehren von mir die

in den Provinzen, welche bei Frankreich bleiben müssen. Das hieße meine Feinde in den Stand setzen, noch mehr zu verlangen und wäre außerdem für mich auch noch eine entehrende Bedingung. Sie haben wohl gelesen, was Polybius über einen ähnlichen Fall sagt."

„Leben Sie wohl," so lauteten Napoleons letzte Worte an Wessenberg, „Ihr Unfall wird ein Glück für mich sein, wenn er den Anlaß dazu darbietet, Ihren Hof über meine Gesinnungen aufzuklären und uns einander zu nähern. Ihr Kaiser kann nicht wünschen, daß ich einen Frieden schließe, dessen Bedingungen ich nicht zu erfüllen vermag."

Die vorstehende Darstellung, von Wessenbergs Hand entworfen, enthält jedoch, so weitläufig sie auch sein mag, noch immer nicht alle Einzelheiten seines langdauernden Zusammenseins mit dem Kaiser der Franzosen und sie wird von Wessenberg durch spätere Aufzeichnungen noch vervollständigt. [1]) Wie mit einem Kriegskundigen, sagt er darin, besprach Napoleon, auf eine große Landkarte hinweisend, die militärischen Operationen. Bitter beklagte er sich über Marmont und mit Schärfe tadelte er es, daß derselbe, statt sich auf Mortier zurückzuziehen und ihre vereinigten Kräfte für die Vertheidigung von Paris aufzusparen, sich von den Verbündeten bei Fère-Champenoise habe schlagen lassen. Ihm selbst bleibe nichts übrig, meinte Napoleon, der durchaus keine Entmuthigung zeigte, aber sich doch auch über sein Schicksal nicht mehr zu täuschen schien, als den Weg nach Fontainebleau einzuschlagen, um dort die ihm noch bleibenden Streitkräfte zusammenzuziehen und Alles vorzubereiten zu dem letzten und entscheidenden Kampfe. Er lud ihn ein, ihn bis zu dem Punkte zu begleiten, von dem aus er am leichtesten das Hauptquartier des Kaisers Franz zu erreichen vermöchte. Hätte er zwei Wagen zu seiner Verfügung, sagte Napoleon zu Wessenberg, so würde er ihm einen derselben anbieten, da er aber nur einen einzigen besitze, so bitte er ihn, sich desselben zu bedienen.

Kaum hatte sich Wessenberg in den gelben, mit vier Pferden bespannten Wagen Napoleons gesetzt, als ihn dieser neuerdings zu sich bitten ließ, denn er wolle während der Zeit, die der Abmarsch

[1]) Von Wessenberg verfaßter und im Jahre 1858 zu Freiburg gedruckter, aber nur zur Vertheilung an seine Freunde bestimmter Commentar zu den Memoiren des Marschalls Marmont.

der Truppen erfordere, das Gespräch mit ihm fortsetzen. Gegen Mittag endlich stieg Napoleon zu Pferde und Wessenberg folgte ihm in dessen Wagen während eines sonnigen Tages auf der Straße gegen Troyes bis Doulevant, wo Nachtquartier gehalten wurde. Alles schien unruhig und aufgeregt, nur Napoleon nicht. General Bertrand, welcher damals bei ihm als Hofmarschall fungirte, lud Wessenberg zum Abendessen ein, bevor sie sich jedoch zu Tisch setzten, öffnete Bertrand die Thüre des Nebengemachs und Wessenberg erblickte Napoleon, auf einer einfachen Matratze liegend, in den tiefsten Schlaf versunken, gleichsam unbekümmert um das, was ihm bevorstand. Es war dieß am Abende des 28. März 1814. Nachts um zwei Uhr kam ein Courier mit der Nachricht, die Capitulation von Paris sei dem Abschlusse nahe. Allsogleich wurde der Befehl zum Aufbruche nach Troyes und nach Fontainebleau ertheilt. Napoleon verabschiedete sich von Wessenberg, dem letzten fremdländischen Diplomaten, mit welchem er vor seiner Abdankung in Berührung kam. Er stellte ihm Pferde zur Verfügung und ließ ihn durch einen Oberst des Generalstabes und einen Trompeter an die österreichischen Vorposten geleiten. Er selbst eilte mit der Post nach Fontainebleau, aber die auf die Capitulation von Paris bezügliche Nachricht schien ihn schwer betroffen zu haben und er bezeigte sich von nun an, wie Wessenberg versichert, fast unempfindlich gegen das, was um ihn her und mit ihm vorging.

Aufs Aeußerste erschöpft in Chatillon an der Seine eingetroffen, schrieb Wessenberg von dort noch am selben Abende in fliegender Hast einige Zeilen an Metternich nach Dijon. Er meldete ihm, daß er am 27. zu Saint-Thiébaud von achthundert Bauern aufgegriffen und vollkommen ausgeplündert worden sei. Er habe jedoch Merveldts Depeschen zu vernichten und dem jungen Palffy das Leben zu retten vermocht, indem er ihn aus den Händen der Bauern befreite. Zuletzt auch noch seines Wagens durch den General Piré beraubt, sei er von demselben zu Napoleon geschickt, von diesem aber mit Zuvorkommenheit überhäuft worden. Er sei im Begriffe, den Inhalt der Unterredung mit ihm zu Papier zu bringen, müsse sich aber noch durch kurze Zeit in Chatillon erholen. Und indem er bittet, ihm in dem Orte, in welchem sich das Hauptquartier befinde, Wohnung zu verschaffen, schließt er sein Schreiben an Metternich mit den folgenden Worten: „Ich bin ohne Diener, ohne Kleider, ja ohne Hemd und

ohne Hut. Erſchrecken Sie alſo nicht, wenn Sie mich in dem Aufzuge eines Räubers bei Ihnen eintreten ſehen." [1])

Schon am folgenden Tage überbrachte Weſſenberg perſönlich dem Fürſten Metternich die ihm in Ausſicht geſtellte ausführliche Darſtellung ſeines Erlebniſſes nach Dijon, und unverzüglich ſandte ſie dieſer an den Staatsrath von Hudeliſt nach Wien. „Heute iſt," ſchrieb er ihm hiezu, „Baron Weſſenberg nach einem tragikomiſchen Abenteuer über das Hauptquartier des franzöſiſchen Kaiſers hier eingetroffen. Derſelbe hatte mit Weſſenberg eine lange Unterredung, in der er ihm über ſeine traurige Lage ſehr freimüthig ſprach. Beim Abſchiednehmen trug er ihm noch auf, nicht zu vergeſſen, uns zu berichten, daß er um jeden Preis Frieden zu machen gezwungen ſei. Vor wenigen Tagen war dieß möglich, heute ſind wir nicht mehr Herren unſerer Handlungen, wie wir es waren. Es läßt ſich leicht denken, welchen Eindruck die Ereigniſſe der letzten Tage auf die anderen alliirten Cabinette machen mußten. Lord Caſtlereaghs Vollmachten ſind erloſchen; er kann nur nach Einholung neuer Vollmachten oder vielmehr neuer Inſtructionen unterhandeln, und wie wenig man in England geneigt ſein wird, ſolche zu ertheilen, erhellt aus der Natur der Dinge. Baſſano ſoll auch ſehr niedrig ſtehen. Er iſt am meiſten an all dem Unglücke ſeines Herren durch lauter niedrige Schmeichelei und Aufhetzerei ſchuld. Wie konnte er nach dem kleinen Siege über einige Abtheilungen der Blücher'ſchen Armee einen Brief wie den ſchreiben, welchen unſer Kaiſer von Napoleon erhielt? Und dieſer Mann iſt nun am niedrigſten!"

Indem er, auf Weſſenberg zurückkommend, bemerkt, daß dieſer allein freigegeben wurde, während der ſchwediſche General Skjöldebrand und einige Andere noch zurückbehalten worden ſeien, fährt Metternich in einer Nachſchrift fort: „Die Weſſenbergiſche Geſchichte dürfte in Wien viel Gerede über die Bauernaufſtände erregen, ſie ſind jedoch keineswegs was man denkt. Sie beſtehen aus drei bis vier Haufen, welche durch die letzten Gerüchte eines ſiegreichen Zuges des franzöſiſchen Kaiſers nach der gänzlichen Vernichtung der Armee des Fürſten Schwarzenberg unter Anführung einiger alter Officiere aufgewiegelt wurden und nun auf Plünderung ausgehen. Wir haben mobile

[1]) Weſſenberg an Metternich. Eigenh. Chatillon ſur Seine, 29. März. Acht Uhr Abends.

Colonnen gegen diese Haufen geschickt, die in den Wäldern liegen. Die Bauern der Ebene stehen überall unseren Leuten bei, weil sie die Bauern des Gebirges mehr als selbst die Kosaken fürchten."[1])

Hierauf beschränken sich im Wesentlichen die Bemerkungen Metternichs über das jüngste Erlebniß Wessenbergs. Dieser fügte seiner Darstellung desselben wenige Tage später noch einige Ergänzungen hiezu, in denen er sagt, daß wie er Napoleon gegenüber fast nur der zuhörende Theil gewesen, auch seine Antworten bloß von Zeit zu Zeit eingestreut wurden und mehr negativer als positiver Art waren. So habe er den Kaiser versichert, dessen Heirat mit einer Erzherzogin sei in Oesterreich immer nur als die kräftigste Bürgschaft für die Aufrechthaltung des Friedens angesehen worden, für diesen aber habe kein Staat so viele Opfer als Oesterreich gebracht. Napoleons Fragen nach den Vorgängen auf dem Congresse von Chatillon und nach den Aussichten der bourbonischen Prinzen auf den französischen Thron habe er mit der Versicherung seiner gänzlichen Unwissenheit hierüber beantworten müssen. [2])

Nach dem, wie er sich überhaupt und insbesondere aus Anlaß seines letzten Zusammentreffens mit dem Grafen von Artois in Nancy über die Bourbonen aussprach, scheint es daß Wessenberg, wie solches denn auch in seiner ganzen Denkungsart lag, nur geringe Sympathien für sie hegte. Es mochte ihn daher auch kaum sehr erfreuen, daß er in Dijon gerade die entgegengesetzte Stimmung als maßgebend vorfand und dort Alles sich von dem Gedanken der Wiederherstellung der bourbonischen Herrschaft in Frankreich erfüllt zeigte. Es blieb ja auch wirklich kaum eine andere Wahl als diese, denn die von Napoleonischer Seite so lebhaft betriebene Einsetzung einer Regentschaft der Kaiserin Marie Louise mußte mit gegründeter Besorgniß erfüllen, daß der eben zur Abdankung gedrängte Kaiser sich früher oder später wieder den Weg zur Macht bahnen und dadurch den Frieden Europa's neuerdings in Gefahr bringen werde.

Die Wiedereinsetzung der Bourbonen bildete denn auch die eigentliche Grundlage der Friedensverhandlungen, an denen sich

[1]) Metternich an Hudelist. Eigenh. Dijon, 30. März 1814.
[2]) Wessenberg an Metternich. Dijon, 3. April 1814.

Wessenberg, wie aus einigen seiner Aufzeichnungen hervorgeht, aber freilich nur als ein Hilfsarbeiter Metternichs gleichfalls eifrig betheiligte. Da jedoch mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen ist, daß nicht die Ansichten Wessenbergs, sondern die des Kaisers selbst und Metternichs es waren, welche hiebei, wenigstens in so weit Oesterreich in Betracht kam, den Ausschlag gaben, so wird hier auf das, was in dieser Richtung in Paris geschah, kaum näher einzugehen sein.

XIV.

Italienische Angelegenheiten.

Was Oesterreich betraf, so bildete die Rückkehr der italienischen und der illyrischen Provinzen, welche es im Verlaufe seiner unglücklichen Feldzüge gegen Napoleon verloren, unter die Herrschaft des Kaiserhauses wohl die wichtigste Folge des am 30. Mai 1814 in Paris abgeschlossenen Friedens. Kaum war derselbe zu Stande gekommen, so ging man auch unverzüglich an die vorbereitenden Schritte, um diesen Uebergang möglichst bald bewerkstelligen zu können. Schon am 2. Juni richtete Metternich aus Paris ein Schreiben an den Feldmarschall Grafen Bellegarde in Mailand, wo bald nach dem Eintreffen der Nachricht von Napoleons Abdankung der bisherige Finanzminister Prina in blutigem Volksaufstande ermordet, der Einzug der österreichischen Truppen aber mit frenetischem Jubel aufgenommen worden war. Nun wurde Bellegarde von dem an Wessenberg ergangenen Auftrage unterrichtet, sich nach Mailand zu begeben und sich mit den dortigen administrativen Einrichtungen, insbesondere aber mit Allem vertraut zu machen, was die lombardischen Finanzen und hauptsächlich den Monte Napoleone betreffe. Bellegarde wurde angewiesen, Wessenberg, der ihm ja ohnehin schon wohlbekannt sei, hiebei hilfreich zur Seite zu stehen.

Bevor jedoch Wessenberg dieser Aufgabe nachkam, hatte er noch eine andere zu erfüllen und zwar die Convention, welche so eben zwischen Metternich und dem Feldmarschall Wrede über die zwischen Oesterreich und Baiern vorzunehmenden Gebietsveränderungen abgeschlossen worden war, nach München zu überbringen. Hier sollte er den Kaiser von Oesterreich abwarten, der auf der Rückreise von

Frankreich nach Wien begriffen war. Denn Franz, welchen der Prinz-Regent „auf den Knieen“ — so lautete dessen Ausdruck gegen Merveldt — darum gebeten, nur wenigstens auf einige Tage gleich dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen nach England zu gehen, hatte sich hiezu nicht zu entschließen vermocht und auch Metternichs eifrige Fürsprache war hierin fruchtlos geblieben. „Der Kaiser,“ schrieb dieser an Hudelist, „hält es außerhalb seiner Grenzen nicht mehr aus“.[1]) Derselbe schlug zwar, nachdem er Paris am 2. Juni verlassen, den ziemlich weiten Umweg über Dijon und Basel ein, aber er hatte dabei doch nur das einzige Ziel einer baldigen Rückkehr nach seinen Staaten vor Augen. Wessenberg hingegen, der erst zwei Tage später als der Kaiser von Paris aufbrach, eilte direct nach München und kam ihm somit daselbst zuvor. Er schrieb ihm von dort am 9. Juni, daß er ihn zu Inningen, zwei Posten vor München erwarten, ihm die mit Baiern abgeschlossene Convention vorlegen und sich die Erlaubniß erbitten werde, ihm das Wichtigste seiner Aufträge persönlich auseinandersetzen zu dürfen.

In Inningen übergab also Wessenberg dem Kaiser nicht nur die Convention mit Baiern, sondern auch Metternichs Bericht über sie. Dieser erklärte darin, daß die Verhandlung mit Wrede eine der beschwerlichsten gewesen sei, die er jemals zu führen gehabt habe. Wie Wessenberg dem Kaiser umständlicher darlegen werde, habe es sich als unmöglich herausgestellt, die Uebergabe des Inn- und des Hausruckviertels in zweckentsprechender Weise einzuleiten. Kufstein, dessen Einräumung bis zur Zustandebringung der definitiven Abmachungen verschoben worden sei, werde nach Wrede's Versicherung der König selbst dem Kaiser herausgeben.[2])

Mit diesem österreichisch-baierischen Vertrage hatte es eine ganz eigene Bewandtniß. Wie Montgelas in seinen Denkwürdigkeiten behauptet,[3]) war nach Verhandlungen, welche von Wrede mit so ungewöhnlicher Leidenschaftlichkeit und mit so viel soldatischer Derbheit geführt wurden, daß Metternich sich hiedurch empfindlich verletzt fühlte, zwischen Beiden am 2. Juni ein Vertrag[4]) unterzeichnet worden,

[1]) Paris, 24. Mai 1814.

[2]) Metternich an den Kaiser. Paris, 3. Juni 1814.

[3]) S. 379.

[4]) Von diesem ersten Vertrage ist im Wiener Staatsarchive keine Spur aufzufinden.

welchen Wrede zu dessen Ratificirung unverzüglich nach München expedirte. Kaum war sie vollzogen, als die Freude, die man in München über den raschen und glücklichen Ausgang dieser Sache empfand, durch die Ankunft Wessenbergs recht peinlich getrübt wurde. Denn dieser überbrachte einen neuen, schon am 3. Juni abgeschlossenen Vertrag, in welchem die Zusicherungen des Wiener Hofes weit weniger bestimmt als zuvor ausgedrückt, ja nahezu auf das Versprechen guter Dienste eingeschränkt waren. Montgelas hält es für möglich, daß Metternich durch die Rathschläge Wessenbergs, der ihn auf das Irrige seines früheren Entschlusses aufmerksam gemacht habe, vermocht worden sei, von dem am 2. Juni unterzeichneten Vertrage zurückzutreten, und daß Wrede sich durch die Betrachtung, es sei besser, etwas als gar nichts zu erhalten, veranlaßt gesehen habe, hierauf einzugehen.

Durch den Tractat vom 3. Juni 1814 kehrten Tirol und Vorarlberg mit Ausnahme des Landgerichtes Weiler an Oesterreich zurück, welchem auch Salzburg mit Ausnahme von Berchtesgaden und Laufen, dann das Inn- und das Hausruckviertel zufallen sollten. Dagegen kamen Würzburg und Aschaffenburg an Baiern, dem gleichzeitig Oesterreichs Beistand zur Erlangung einer Schadloshaltung zugesagt wurde, deren Hauptbestandtheile Mainz mit dem dazu gehörigen Landstrich, die Grafschaft Hanau und die Städte Frankfurt und Wetzlar zu bilden hätten.

Zeigte man sich in München mit dieser Uebereinkunft nicht zufrieden, so war solches, wie es scheint, von Seite des Kaisers noch weniger der Fall. „Der Vertrag mit Baiern ist schlecht," schrieb Franz mit eigener Hand auf Metternichs Bericht, „insbesondere ist mir nicht recht, daß wir Berchtolsgaden nicht bekommen, etwas zu Böhmen Gehöriges, sowie zu Vorarlberg und Tirol hergeben sollen; dieses muß noch redressirt werden bei den allgemeinen Verhandlungen über Deutschland. Indessen, da nichts Anderes, wie Sie sagen, für den Augenblick zu thun war, so ratificire ich ihn und verfüge das hierwegen Erforderliche. Wegen des Fuldaischen finde ich Ihnen zu bemerken, daß ich nicht begreife, wie die Administration desselben uns erlassen werden konnte, auch war das Land vor Kurzem von Preußen nicht besetzt. Uebrigens habe ich bei meiner Durchreise durch Deutschland die Stimmung der Inwohner in wahrer Gährung gegen ihre Herren mit Ausnahme Altbaierns gefunden, so daß es zu Ausbrüchen kommen dürfte, wenn ich meine alten Unterthanen in Schwaben nicht

erhalte und den Reichsfürsten keine Schranken in ihrer Willkür gesetzt werden."

Es gereichte Wessenberg zur Freude, daß er dem Kaiser, welcher die Nacht vom 10. auf den 11. Juni in Nymphenburg zugebracht hatte und am folgenden Tage nach Wien weiter gereist war, dorthin die willkommene Botschaft nachsenden konnte, der König von Baiern habe auch hinsichtlich Kufsteins nachgegeben und werde diese Festung demnächst räumen. Ebenso könne die Besitznahme von Tirol und Vorarlberg schon zwischen dem 24. und 26. Juni ins Werk gesetzt werden.[1])

Von München begab sich Wessenberg in ziemlich langsamen Tagereisen über Innsbruck und den Brenner nach Verona und Mailand. Das Land Tirol gefiel ihm natürlich sehr, aber doch weniger als die Schweiz. „In dieser überblickt man," sagt er hierüber, „ganze Bergketten, große Gebirgsmassen, herrliche Seen und oft sehr weite Fluren. Hier ist das Auge stets nur auf einen engen Raum beschränkt und das Land viel weniger fruchtbar."

Reizvoller als den nördlichen Theil von Tirol, dessen imposante Gebirgszüge freilich ziemlich weit ablagen von der Straße über den Brenner, welche Wessenberg einschlagen mußte, fand er den Süden des Landes, und dieß insbesondere dort, wo derselbe schon einen vorwiegend italienischen Charakter annimmt. In Trient traf er mit dem damals so vielgenannten, als provisorischer Landeschef von Tirol fungirenden Roschmann zusammen, den er einen „sehr verschmitzten Tiroler" nennt. Derselbe habe, fügt Wessenberg hinzu, geraden Weges von Mailand kommend, ihm gar manche Anekdote von dort zum Besten gegeben.

Was Wessenbergs Aufenthalt in dem nördlichen Italien betrifft, so beschränken sich seine Aufzeichnungen hierüber auf eine ziemlich summarische Beschreibung der Städte Verona und Mailand; auf den eigentlichen Gegenstand seiner Mission nach Oberitalien bezieht sich jedoch nur ein einziger Brief, den er am 4. Juli an Metternich schrieb. Als die wichtigsten der jetzt zur Entscheidung gelangenden Fragen bezeichnet er die, ob es wünschenswerth sei, alle unter österreichische Herrschaft kommenden italienischen Provinzen einer und derselben Verwaltung unterzuordnen und welche Grund-

[1]) Wessenberg an den Kaiser. München, 14. Juni 1814.

sätze für dieselbe die maßgebenden sein sollten. Für dringend nothwendig hält er die baldige Beseitigung der provisorischen Regierung, in der er eine Veranlassung zur Ungewißheit und daher auch zur Beunruhigung der Bevölkerung erblickt. Durch diese Maßregel würde dem Feldmarschall Bellegarde ohne Zweifel eine große Erleichterung dargeboten werden, aber freilich sei es nothwendig, daß ihm für den finanziellen Theil der ihm zu übertragenden Geschäfte eine der Aufgabe vollkommen gewachsene Hilfskraft beigegeben werde. Als eine solche nennt Wessenberg den Baron Bernhard Rosetti, welchen er ebenso wegen seiner vielfachen Kenntnisse wie seines einnehmenden Betragens und seiner seltenen Redlichkeit als besonders empfehlenswerth bezeichnet. Auch der Feldmarschall würde mit dieser Wahl ohne Zweifel zufrieden sein.

„Ich kann Sie versichern," mit diesen Worten schließt Wessenberg sein Schreiben an Metternich, „daß die Italiener bei weitem leichter zu behandeln sind, als man dieß im Allgemeinen glaubt. Wenn man Achtung und Rücksicht für sie an den Tag legt, kann man weit mit ihnen kommen. Behandelt man sie als eine achtbare Nation, so wird man Alles aus ihnen machen können, zeigt man ihnen hingegen Mißtrauen oder gar Verachtung, so werden sie uns feindlich gesinnt sein. Die Italiener von heute sind nicht mehr die, welche wir im Jahre 1790 gekannt haben. Insbesondere die Mailänder, die früher als die Böotier Italiens galten, haben einigen Aufschwung genommen und man findet unter ihnen nicht nur unterrichtete und aufgeklärte, sondern auch höchst ehrenwerthe Männer".[1])

Außer diesem Briefe an Metternich besitzen wir von Wessenberg aus der Zeit seines Aufenthaltes in Italien oder wenigstens seiner Sendung dorthin noch einen directen Bericht an den Kaiser über den Zustand der Künste in jenem Lande und die dort lebenden Künstler. Insbesondere sind es Canova und Thorwaldsen unter den Bildhauern, Landi, Camuccini und der zu jener Zeit noch sehr junge Hayez unter den Malern, deren Leistungen er hervorhebt. Von den Deutschen in Italien aber stellt er schon damals Overbeck und Cornelius in die vorderste Reihe.

Auch über den Zustand der Agricultur in Italien sowie über die politische Lage des Landes finden sich Aufzeichnungen Wessenbergs

[1]) Wessenberg an Metternich. Mailand, 4. Juli 1814.

vor und in letzterer Beziehung läßt er der nunmehr beseitigten französischen Herrschaft volle Gerechtigkeit widerfahren. Ja Italien sei, so sagt er, unendlich viel glücklicher als Frankreich gewesen, denn der Sturz des alten Systems sei nicht durch Blutvergießen, durch Bürgerkrieg und vandalische Zerstörungen befleckt worden. „Dort sind," fährt Wessenberg fort, „die Spuren der Revolution nicht durch Ruinen bezeichnet, die Reichen behielten ihre Paläste, die Religion ihre Kirchen, und die einen wie die andern wurden nicht wenig verschönert. Die Sehnsucht nach einer Veränderung wurde nicht aufgewogen durch die Furcht vor den Verlusten, die man erleiden könnte. Nur die Herrschaft des Großherzogs Leopold in Toscana und einige Einrichtungen der unsterblichen Kaiserin Maria Theresia ließen noch wohlthuende Erinnerungen zurück. Aber der Despotismus und die Unwissenheit, welche in Neapel herrschten, die Intoleranz und der Obscurantismus der römischen Regierung, die Schwäche des Turiner Hofes und der jeder Vaterlandsliebe entbehrende Stolz der Venetianer waren nicht geeignet, den Geist des Jahrhunderts in seinem Fortschreiten zu hemmen. Die alten Aristokratien und kleinen Souveränetäten verschwanden bei dem ersten Windstoß und machten größeren Gebietseintheilungen Platz, welche einen Augenblick in den Italienern die Hoffnung erweckten, sich nach zwanzig Jahrhunderten endlich einmal zu einem einzigen nationalen Staate vereinigen zu können. Eine gleichförmige Gesetzgebung kündigte eine glückverheißende Umwälzung an. Man sah, wie eine Regierung, die eben so unerschütterlich in ihrem Willen als rasch in dessen Durchsetzung war, eine Ordnung, eine Polizei, eine Gesetzmäßigkeit einzuführen wußte, welche mit allen alten Gewohnheiten im Widerspruche stand. Nicht daß man jemals aufgehört hätte, die französische Herrschaft als ein fremdes Joch zu verabscheuen, aber man erwartete sich große Dinge von Napoleon, den man als einen Italiener betrachtete. Sein Genie, seine Versprechungen und die Vorliebe, welche er stets für dieses schöne Land zeigte, riefen die glänzendsten Hoffnungen wach. Als König von Italien hätte er ohne den französischen Thron aus diesem von der Natur so sehr begünstigten Lande ein mächtiges und unangreifbares Reich gebildet, eine Heimstätte für die Kunst und die Industrie, den reichsten und den glücklichsten Staat. Aber alle diese herrlichen Aussichten erlitten durch die verhängnißvollen Entwürfe Napoleons als Kaiser und als Eroberer kläglichen Schiffbruch."

Nicht von Wessenberg selbst, wohl aber von einer anderen Feder besitzen wir eine Schilderung der Eindrücke, von denen erfüllt er aus Italien nach Wien kam. Wessenberg habe das Land, heißt es darin, [1]) in dem blühendsten Zustande, die bürgerlichen wie die militärischen Einrichtungen vortrefflich organisirt und insbesondere die Armee in ausgezeichneter Verfassung gefunden. Seines Erachtens verdanke Italien diesen vergleichsweise mit Frankreich so viel glücklicheren Zustand größtentheils nur dem, daß sich Napoleon nicht daselbst aufhielt und daher die dortige, äußerst tüchtige Verwaltung nicht täglich durch seine persönliche Dazwischenkunft gestört wurde. Der urtheilsfähige Theil der Landesbewohner wünsche daher nichts Anderes, als daß die neue Regierung in den Bahnen der früheren verharre. Darum habe man auch mit Bedauern die Verabschiedung der Armee mit angesehen, welche man ja, wenn man sich schon nicht auf sie verlassen zu können glaubte, in die altösterreichischen Provinzen zu verlegen und damit etwaige üble Gesinnungen unschädlich zu machen vermocht hätte.

Freilich sei, fügt der gleiche Berichterstatter, ohne daß wir mit Bestimmtheit wissen, ob er sich auch hiebei auf die Autorität Wessenbergs stützt, hinzu, Italien trotz seines blühenden Zustandes nicht glücklich zu nennen, denn dort werde die politische Unzufriedenheit in jeglicher Weise und auch mit reichen Geldmitteln genährt. „Hier aber," mit diesen Worten schließt das uns vorliegende Schreiben aus Wien, „wird die zukünftige Ernennung des Erzherzogs Karl zum Generalgouverneur des österreichischen Italien mit dem Sitze in Mailand als das einzige Mittel, in die Verwaltung jenes Landes den nöthigen Zusammenhalt zu bringen, lebhaft gewünscht. Und diese Ernennung wird um so wahrscheinlicher geschehen, wenn die Vermälung des Erzherzogs mit der Großfürstin Katharina wirklich zu Stande kommt. Sie selbst wünscht lebhaft diese Heirat und auch hier würde sie auf keine Hindernisse stoßen, aber der Kaiser Alexander zögert noch seine Einwilligung zu geben, und zwar unter dem Vorwande, seine Mutter zu Rathe ziehen zu müssen. Es kann jedoch sein, daß er noch vorerst die Ergebnisse des Wiener Congresses abwarten will."

Für die Richtigkeit dieser Angaben wird schwer irgend eine Bürgschaft übernommen werden können. Nur das ist gewiß,

[1]) Brief des hannoverschen Gesandten Grafen Hardenberg an den Grafen Münster. Wien, 3. August 1814.

daß es weder zur Ernennung des Erzherzogs Karl zum Generalgouverneur des österreichischen Italien noch zu seiner Verheiratung mit der Großfürstin Katharina jemals gekommen ist.

Gerade in den Tagen, in denen Wessenberg, von Mailand nach Wien zurückkehrend, hier eingetroffen war, geschah es, daß der Kaiser auf Antrag des Staatsrathes die Einsetzung einer eigenen Central-Organisirungs-Hofcommission für die neugewonnenen illyrischen und italienischen Provinzen beschloß. Ihre Wirksamkeit sollte sich auch auf Tirol und Vorarlberg sowie auf jene Länder erstrecken, deren Erwerbung für Oesterreich man von den demnächst beginnenden Congreßverhandlungen erhoffte. Zum Präsidenten dieser Hofcommission erwählte der Kaiser von den verschiedenen Candidaten, welche der Staatsrath für diesen Posten ihm vorschlug, den Hofkanzler Grafen Prokop Lazansky. Zu ihrem Vicepräsidenten aber ernannte er in Folge einer von Metternich ausgehenden Anregung statt des ihm in Antrag gebrachten Grafen Joseph Herberstein den Freiherrn von Wessenberg,[1]) dessen Aufgabe zunächst darin bestehen sollte, der Vermittler zwischen der Staatskanzlei und der neu einzusetzenden Hofcommission zu sein. Gleichzeitig wurde Wessenberg auf Metternichs Vorschlag die Würde eines wirklichen geheimen Rathes verliehen.[2])

Mit welcher Vorliebe man sich damals in Wien hinsichtlich aller italienischen Angelegenheiten der Dazwischenkunft Wessenbergs insbesondere dann bediente, wenn hiemit gleichzeitig eine diplomatische Thätigkeit verbunden war, geht auch daraus hervor, daß man ihm schon in den ersten Augusttagen des Jahres 1814 die Prüfung der Forderungen übertrug, welche Elisa Bacciocchi, Napoleons älteste Schwester, an die Regierung ihres bisherigen Fürstenthums Lucca stellte.[3]) Und es spricht für das Ansehen, in welchem Wessenberg auch bei den Gegnern stand, wenn Elisa sich durch seine Wahl vollkommen beruhigt erklärte. Denn sie wisse, daß ihre Sache nunmehr in den Händen einer Persönlichkeit liege, deren unparteiisches Urtheil, edle Denkungsweise und politischer Scharfblick Jedermann bekannt seien.[4])

---

[1]) Kais. Resolution vom 31. Juli auf den Vortrag des Staatsrathes vom 12. Juli.

[2]) Metternichs eigenhändig geschriebener Vortrag an den Kaiser vom 30. Juli.

[3]) Metternich an Wessenberg. Baden, 4. August 1814.

[4]) Lebon (Elisa's Agent) an Wessenberg. Wien, 30. August 1814.

Handelte es sich bei Napoleons Schwester um die Entthronung einer italienischen Fürstin, so stand bei seiner Gemalin, der Kaiserin Marie Louise deren Einsetzung in das ihr nun zugesprochene Besitzthum in entschiedenem Gegensatze hiezu. Auch in dieser Beziehung wurden Wessenbergs specielle Dienste vielfach gebraucht, bei den hierüber stattfindenden Verhandlungen fungirte er förmlich als Agent der Kaiserin,[1]) und seine Leistungen für sie wurden auch von ihr aufs dankbarste anerkannt.

In solcher Weise fast ausschließlich mit den Dingen beschäftigt, die sich auf Italien bezogen, legte Wessenberg am 9. August dem Fürsten Metternich eine demselben schon früher angekündigte Denkschrift über die dortigen Erwerbungen Oesterreichs vor und er sprach sich gleichzeitig über die neu errichtete Hofcommission aus. „Gott gebe," sagt er von dieser, „daß sie nicht zu langsam vorwärts schreite. Graf Lazansky ist der richtige Mann für dieses Geschäft, und ich sehe, daß man dabei meiner nicht bedurft hätte. Was mir nothwendig zu sein scheint, ist, daß man sich vor Allem mit der topographischen Eintheilung des Landes und der Ernennung der Gouverneure beschäftige. Die Organisation kann erst dann wirksam werden, wenn die Statthaltereien ins Leben getreten sind."

Die Erwerbungen des österreichischen Kaiserhauses in Italien seien für dasselbe, sagt Wessenberg weiter in seiner Denkschrift,[2]) militärisch, politisch und finanziell von sehr großer Wichtigkeit. In der Vertheidigungslinie vom Gardasee angefangen längs des Mincio und des unteren Po habe die österreichische Monarchie die ihrem Defensivsystem angemessene Grenze gegen Süden erhalten, und auch in den Provinzen westlich vom Mincio fänden sich noch reichliche Hilfsmittel, um sich deren im Frieden wie im Kriege zu bedienen. Die vorgefundenen Vertheidigungsanstalten seien so befriedigender Art, daß es nur auf deren Erhaltung und nicht auf neue und kostspielige Schöpfungen ankomme. Selbst zur Verstärkung der österreichischen Streitkräfte biete sich in Italien ein herrlicher Stoff dar. Der letzte Feldzug habe bewiesen, daß das Materielle der italienischen Armee vor-

[1]) Considérations sur les nouvelles contestations au sujet des Duchés de Parme, Plaisance . . . soumises aux Souverains réunis au congrès à Vienne par le Baron de Wessenberg en sa qualité d'agent de l'Impératrice Marie Louise.

[2]) Betrachtungen über die Erwerbungen des Hauses Oesterreich in Italien. 9. August 1814.

trefflich und auch das Intellectuelle derselben keineswegs vernachlässigt sei. Napoleon habe gewußt, aus den sonst weichlichen Italienern tüchtige Soldaten zu bilden und es bleibe nur übrig, den guten Geist unter ihnen zu erhalten, was wohl am besten durch ihre Verwendung außerhalb Italiens geschehen könnte. Die Stärke der von den italienischen Provinzen ohne deren zu große Anstrengung zu stellenden Mannschaft veranschlagt Wessenberg auf vierzigtausend Mann.

Die politische Wichtigkeit der neuen Erwerbungen zeige sich, fährt Wessenberg fort, sowohl in dem Einflusse, der aus ihnen für Oesterreich in Italien hervorgehe, als in dem Zuwachse an Kraft und an Hilfsmitteln überhaupt, welchen die Monarchie hiedurch erfahre. Indem er sich in näheren Betrachtungen hierüber ergeht, hebt Wessenberg die Bedeutung hervor, welche für Oesterreich die Gewinnung des Districtes am rechten Ufer des Tessin besäße, der die Simplonstraße in sich schließe. Diese einzige fahrbare Verbindung Italiens mit der Schweiz werde Oesterreich zum Nachtheil gereichen, wenn sie sich in den Händen eines nicht unbedingt verläßlichen Nachbars befinde.

Auch auf die in den rhätischen Alpen gelegenen Thäler von Chiavenna, von Sondrio und Bormio macht Wessenberg aufmerksam, indem sie, obgleich politisch ohne besonderen Werth, doch als Verbindungsglieder zwischen Oesterreich und dessen neuen Besitzungen in Italien nicht ohne Wichtigkeit seien.

Was endlich die finanzielle Seite der ganzen Angelegenheit betreffe, so sei die nun von Oesterreich gemachte Erwerbung wohl die ansehnlichste, die ihm überhaupt hätte zu Theil werden können. Der Reichthum dieser Provinzen beruhe vorzüglich auf einer zahlreichen Bevölkerung und auf dem Landbau, der sichersten und unerschöpflichsten Grundlage des Wohlstandes der Nationen. Hiezu komme noch, daß durch den Besitz Venedigs und Dalmatiens ein erträgnißreicher Handel nach der Levante in Oesterreichs Hände gelange. In solchen Ländern könnten auch die Staatseinkünfte keineswegs gering sein. Hätten sie unter dem Napoleonischen Regiment sich auf mehr als neunzig Millionen Franken belaufen, so könnten nach Beseitigung der lästigsten Auflagen noch immer mehr als siebzig Millionen bleiben, von denen bei einer guten Verwaltung etwa zwölf bis fünfzehn Millionen für den Staatsschatz erspart zu werden vermöchten.

Wessenberg lobt den größtentheils vortrefflichen Zustand, in welchem sich sämmtliche öffentliche Anstalten und Einrichtungen befänden. Bei aller Erfreulichkeit dieses Gemäldes dürfe man jedoch nicht vergessen, daß die Vortheile der neuen Erwerbungen in Italien erst durch eine gute und zweckmäßige Verwaltung sichergestellt werden könnten. Den dortigen provisorischen Behörden fehle es noch an Einheit und an Zusammenhang, allein lang könne und dürfe ein solcher Zustand der Ungewißheit nicht mehr dauern, ohne das Wohl dieser Länder ernstlich zu gefährden.

Die geographische Lage derselben und die Verschiedenheit ihrer Bewohner lasse deren Theilung in zwei große Gruppen mit der Scheidungslinie des Mincio räthlich erscheinen. Möglichste Aehnlichkeit der Verwaltung mit derjenigen der übrigen Erblande wäre allerdings wünschenswerth, aber sie erfordere keineswegs die unbedingte Verwerfung der jetzt bestehenden Einrichtungen. Von einer Repräsentation des Volkes werde vielleicht gar nicht die Rede sein müssen, indem selbst die unter Napoleon nur eine Fiction war, und in keinem Falle brauchte ihr Wirkungskreis weiter als auf die Vertheilung der directen Steuern ausgedehnt zu werden. Indessen würden ein gutes Gesetzbuch und eine väterliche Regierung den angeblichen Verlust ehemaliger Freiheiten leicht vergessen machen, wenn nur einmal das Verhältniß der neu erworbenen Länder zur Gesammtheit der Monarchie festgestellt und die provisorische Verwaltung zu Ende sein werde. „Dann wird auch," sagt Wessenberg hierüber, „die Stimmung des Volkes aufhören, beunruhigend zu sein. Die Unzufriedenen sind nur zu fürchten, so lang ihnen Hoffnung auf eine ihren Wünschen entsprechende Veränderung übrig bleibt. Im Allgemeinen sind die Italiener froh, vom französischen Joche befreit zu sein, zumal die Grundbesitzer, welche doch die Nation eigentlich ausmachen. Von den Städten verliert nur Mailand durch die neue Ordnung der Dinge. Einen Hof und dessen Glanz zu entbehren, ist für den eitlen Italiener schmerzlich. Von den Unzufriedenen unter dem Militär und den Civilbeamten wird wenig zu besorgen sein, wenn in beiden Classen die tauglichsten beibehalten und mit Achtung behandelt, die anderen aber entlassen oder entfernt werden."

„Weit schwieriger wird vielleicht," mit diesen Worten schließt Wessenberg seine Denkschrift, „die Zufriedenstellung der Geistlichkeit sein. Ihre Zahl, zum Theile ihre Immoralität, ihre Unbrauchbarkeit

und ihre Armuth werden gleich lästig sein und mannigfaltige Schwierigkeiten darbieten. Dabei ist zu besorgen, daß die römische Curie, wenn sie nicht von gemäßigteren Grundsätzen ausgeht als bisher, die Arbeit nicht gerade erleichtern wird."

Binnen wenig Tagen kam Wessenberg dem Fürsten Metternich gegenüber auf die in dieser Denkschrift entwickelten Ideen nochmals zurück.[1]) Es gebe, so läßt er sich in dieser neuen Arbeit vernehmen, einen politischen und einen administrativen Gesichtspunkt, von denen aus die Acquisitionen in Italien zu betrachten seien, und in ihrer passenden Combinirung liege die beste Richtschnur für deren künftige Organisation. Der politische Gesichtspunkt fordere, daß der Kaiserhof sich die Italiener geneigt mache, um sich hiedurch das Uebergewicht in Italien zu sichern, der administrative aber verlange die bestmögliche Benutzung der italienischen Provinzen zu Gunsten der Monarchie. Wenn man Italien in seinem gegenwärtigen Zustande betrachte und den Charakter sowie die politische Tendenz seines Volkes erwäge, so überzeuge man sich bald, daß eine völlige Gleichstellung der Verwaltung der italienischen Provinzen mit derjenigen der übrigen Erblande weder dem Interesse des österreichischen Staates noch dem seiner italienischen Länder entspreche. Außerdem würde die Durchführung einer derartigen Gleichstellung lange Zeit brauchen, während der man manche andere Vortheile verlieren und vieles Gute einbüßen würde, das dann für die Zukunft nicht mehr gerettet werden könnte.

Die Hauptabsicht aber müsse darauf gerichtet sein, der Monarchie so bald als möglich den Genuß der wesentlichen Vortheile der neuen Erwerbungen zu verschaffen. Hiezu sei es jedoch dringend nothwendig, die Territorialeintheilung zu bestimmen, die obersten Verwaltungsbehörden einzusetzen und endlich über die Natur und die Auftheilung der Steuern zu entscheiden. In ersterer Beziehung stelle sich die Beibehaltung der französischen Eintheilung in Departements und Cantone aus vielfachen Gründen als räthlich heraus. Und der gewiß zweckmäßigen Scheidung des Landes in zwei Statthalterschaften würde die Einsetzung eines Generalgouvernements, wenn diese in den Planen des Kaisers liegen sollte, nicht hinderlich sein.

[1]) Einige kurze Betrachtungen über die Organisation der italienischen Provinzen. 13. August 1814.

Auch in Bezug auf die Steuern und deren Vertheilung befürwortet Wessenberg mit Wärme die Beibehaltung der bisherigen Einrichtungen. Neues an ihre Stelle zu setzen, würde eine Arbeit mehrerer Jahre und der Erfolg ungemein zweifelhaft sein. Die jetzt beobachtete Art der Einhebung der Steuern sei eine der wohlfeilsten und der Kataster der beste, der überhaupt existire. Er müsse sich also zwar für eine Verminderung der drückenderen Auflagen, aber sonst gegen jede Veränderung erklären.

Von nicht geringerem Interesse als der Inhalt dieser zweiten Denkschrift ist auch der des Schreibens,[1]) mit dem sie Wessenberg dem Fürsten Metternich vorlegte.

Indem er die Nothwendigkeit raschen Handelns betont, hebt er auch die hiebei zu besiegenden Schwierigkeiten hervor. Von dem Feldmarschall Grafen Bellegarde, welcher in Mailand an der Spitze sämmtlicher Behörden stand, sagt er, derselbe leide an der Krankheit, durchaus nicht dort bleiben zu wollen. „Mit einem Kranken aber," so lauten Wessenbergs Worte, „läßt sich nicht streiten und er erregt wahrhaftig mein Mitleid. Vielleicht würde einige Luftveränderung, ein gutes Wort von Ihnen oder irgend ein Versprechen von Seite unseres kaiserlichen Herrn sein Uebel verringern. Es wäre wirklich Schade, ihn ganz zu verlieren."

An die Bitte, Fürst Metternich möge auch seinerseits den Arbeiten der neuen Hofcommission einen möglichst raschen Impuls geben, knüpft Wessenberg die Anregung, ob es nicht an der Zeit wäre, sich noch vor dem Beginne des Congresses mit den finanziellen Maßregeln zu beschäftigen, welche gleich nach dessen Schlusse ins Werk zu setzen wären. „Ich würde mich," sagt er hierüber, „während meines Aufenthaltes in Wien jeder Art von Arbeit unterziehen, deren Sie mich etwa für fähig halten, ohne mich aber dadurch in eine neue Laufbahn eindrängen zu wollen, die mir vielleicht nicht so behagen würde. Ich befinde mich wohl in meiner jetzigen Lage und wünsche mir keine bessere. Sollte jedoch Seine Majestät eine Commission ernennen, um den gegenwärtigen Zustand unserer Finanzen zu prüfen, eine Maßregel, die mir unerläßlich erscheint, so wäre ich, ohne jeglichen Ehrgeiz, bloß aus Liebe zum Kaiser und zum Staate gerne bereit, mit meinem geringen Wissen dabei zu sein. Ja ich erbiete mich, wenn sich hiezu kein Geeigneterer findet, die Berichte zu redigiren, welche diese Commission an den Kaiser über den Krebsschaden, an dem unsere

[1]) Wessenberg an Metternich. Wien, 13. August.

Finanzen leiden, und die Mittel, ihm zu steuern, zu erstatten haben wird."

Wessenberg gab, indem er dieß niederschrieb, einem Gedanken Ausdruck, der schon längere Zeit vorher von einem Anderen in Worte gekleidet worden war. Das unverantwortliche Verfahren, welches die österreichische Finanzverwaltung in Bezug auf die englischen Subsidiengelder beobachtete und das auch Metternich „unter aller Kritik" fand, hatte schon als Wessenberg noch in London weilte, an dem Staatsrathe von Hudelist, Metternichs Vertrauensmann, der während der Abwesenheit des Fürsten an der Spitze der Staatskanzlei stand, einen erbitterten Tadler gefunden. Er könne sich, schrieb er an Metternich, des Wunsches nicht erwehren, daß wenigstens ein „Vice-Finanzminister von Wessenbergs Schlage" vorhanden wäre, um dem Grafen Ugarte sein schweres Amt, dem er in dessen ganzer Ausdehnung nicht gewachsen sei, zu erleichtern. Nicht an ihm liege der Fehler, sondern an denen, die es hiebei belassen.[1])

„Seine Majestät sind bereits vorlängst," antwortete Metternich hierauf unverzüglich und mit eigener Hand, „durch mich bestimmt worden, den Baron Wessenberg als Vicepräsidenten der Hofstelle zu verwenden. Sobald er aus England zurückkehrt, wird diese Anstellung stattfinden. Er muß an die Spitze der Creditcommission. Barbier[2]) kann zu einer anderen Function verwendet werden."

Aber dieses Project, welches, wie man sieht, am meisten den Wünschen entsprach, die Wessenberg selbst für die Bethätigung seiner Fähigkeiten hegte, ging ebensowenig in Erfüllung als es ihm beschieden war, näher an die Aufgabe heranzutreten, die ihm durch seine Ernennung zum Vicepräsidenten der Organisirungscommission für die wiedergewonnenen italienischen und illyrischen Provinzen übertragen worden war. Schon binnen sehr kurzer Zeit wurde er in eine neue und noch viel wichtigere Stellung versetzt, in der er unmittelbaren und thatkräftigen Antheil an den nicht nur für Oesterreich, sondern für ganz Europa so bedeutungsvollen Verhandlungen zu nehmen hatte, zu denen schon im nächsten Monate auf Grundlage der Bestimmungen des in Paris abgeschlossenen Friedens ein allgemeiner Congreß in Wiens Mauern zusammentrat.

[1]) Hudelist an Metternich, 10. December 1813.

[2]) Der damalige Vicepräsident der allgemeinen Hofkammer, Nicolaus von Barbier, ein Belgier von Geburt, später in den Freiherrnstand erhoben.

XV.

Der Wiener Congreß.

Noch auf französischem Boden, und zwar zu Chaumont war am 1. März 1814 zwischen den verbündeten Mächten Oesterreich, Preußen, England und Rußland ein Vertrag zu Stande gekommen, durch welchen sie sich Angesichts der resultatlos verlaufenden Friedensverhandlungen zu Chatillon nicht nur noch enger aneinander schlossen, sondern auch vorläufige Verabredungen für einen Theil desjenigen trafen, was nach völliger Niederwerfung des gemeinsamen Feindes ihrerseits zu geschehen habe. Diese Bestimmungen wurden durch den am 30. Mai 1814 abgeschlossenen ersten Pariser Frieden wesentlich ergänzt. In dessen zwei und dreißigstem Artikel wurde festgesetzt, daß alle Mächte, welche auf der einen oder der anderen Seite an dem so eben beendigten Kriege theilgenommen hatten, binnen zwei Monaten Bevollmächtigte nach Wien senden sollten, um in einem allgemeinen Congresse die bisher schon getroffenen Verfügungen noch zu vervollständigen.

Wie Metternich sich das vorstellte, was nun geschehen sollte, geht aus einem vertraulichen Briefe hervor, den er um diese Zeit an Hudelist schrieb.[1]) Man sieht daraus, daß er vieles ganz anders sich dachte, als es später in der Wirklichkeit kam. „Mit Anfang August," so lauten seine Worte, „wird der Congreß in Wien eröffnet. Da wir uns in der Zwischenzeit, insofern es nicht bereits geschah, mit den deutschen Fürsten einverstehen werden und unsere Ausgleichung unter den Großmächten definitiv in England stattfinden wird, so wird dieser Congreß weniger zum Negociiren als zum Unterfertigen bestimmt sein und sich in der ersten Hinsicht hauptsächlich auf die Erwägung

[1]) Paris, 24. Mai 1814.

einiger durch ganz Europa laufenden gesellschaftlichen Fragen beschränken. Da hier eigentlich nur der Friede mit Frankreich geschlossen wird und in Folge dieses Friedens die Anerkennung der stipulirten Ordnung der Dinge in Europa ohne näheres Detail vorkommt, so sind die anderen Fragen alle für Wien vorzubereiten. Hieher gehören z. B. die Unterthansverhältnisse, welche durch die französische Gesetzgebung gänzlich verrückt wurden, und die Aufstellung liberaler Grundsätze für die Schifffahrt der Flüsse, eine Frage, welche wir hier bereits in Thesi dem Tractat einverleiben und die für uns von der größten Wichtigkeit ist."

„Ich folge," heißt es weiter in diesem Briefe, „dem russischen Kaiser nach England. Dort werden wir hauptsächlich die polnische Sache unter englischer Vermittlung betreiben und bestimmen. Das hiesige Terrain ist keineswegs zu dieser Negociation geeignet, weil es zu sehr unter dem Einflusse aller elenden polnischen Franzosen und französischen Polen steht. Mit England sind wir ganz einig und ich bürge Ihnen für die intimsten Verhältnisse und deren Dauer; der russische Schwindel ist ganz gesunken."

Nachdem er sein lebhaftes Bedauern geäußert, daß es ihm nicht gelungen sei, seinen Kaiser zu bewegen, an der Reise der zwei anderen Monarchen nach England gleichfalls theilzunehmen, fährt Metternich fort: „Mein Stand in England wird hiedurch nicht leichter, aber ich werde dennoch mein Ziel, die Begründung eines festen Systems zwischen Oesterreich, England, Spanien und Preußen erreichen, an welches System ich Baiern als Schutzwehr gegen Frankreich vollkommen anzuschließen mich anheischig mache. Hiedurch wird zum ersten Male meine Lieblingsidee der Herstellung eines auf die Mittelmächte gegründeten Systems, an welches die Seemächte ganz natürlich sich anreihen, hergestellt. Dieses System werde ich, insofern es möglich ist, auf die Pforte ausdehnen, sie sicher aber durch selbes schützen."

Dieß waren im Wesentlichen die Gedanken und die Plane, von denen erfüllt sich Metternich auf die Reise nach England begab. Aber zu dem Vielen, das sich nicht so gestaltete, als er geglaubt hatte, gehörte auch die Einhaltung des Termines, der für die Eröffnung des beabsichtigten Congresses bestimmt worden war. Vor Allem wurde das Zusammentreten desselben für geraume Zeit durch die Nothwendigkeit verzögert, die den Monarchen von Rußland und

von Preußen sich aufdrängte, vor einem längeren Aufenthalte in Wien ihre Staaten zu besuchen, denen sie, insbesondere Kaiser Alexander so lang schon ferngeblieben waren. Erst um die Mitte des September begann das Heranströmen der Diplomaten nach Wien, welchem in der zweiten Hälfte dieses Monates die Ankunft der ansehnlichsten unter den Monarchen folgte. Am 25. September trafen der König von Preußen und der Kaiser von Rußland, die sich in Wolkersdorf zusammengefunden hatten, gleichzeitig in Wien ein. Kaiser Franz ritt ihnen, von den Erzherzogen und der Generalität begleitet, bis zur Donaubrücke am Tabor entgegen. Von ihm geführt und gleich ihm zu Pferde hielten nun die beiden Souveräne ihren feierlichen Einzug in die Stadt und in die Burg, wo sie als Gäste des Kaisers Quartier nahmen.

Der Eindruck, welchen die einziehenden Fürsten auf die Volksmenge hervorbrachten, fiel, wie eine hochgebildete norddeutsche Dame, die Gemalin des damaligen dänischen Bevollmächtigten und späteren preußischen Ministers Grafen Bernstorff hierüber berichtet, ganz anders aus, als vermuthet worden war. „Des Königs Friedrich Wilhelm edle Haltung," so lauten ihre Worte, „sein männlicher Ernst gewannen ihm allgemein den Beifall, den er weder suchte noch wünschte. Alexander dagegen vermochte ihn dem Wiener Publicum weder dießmal noch später abzugewinnen, und auch mir wollte seine gar zu freundliche Miene, sein etwas gesuchtes Grüßen nicht gefallen. Der Preußenkönig schien mir allzu ernst; meines lieben Kaisers Franz ganz natürlich lässige Haltung und seine wohlwollende Freundlichkeit gefielen mir am besten." [1])

Den Monarchen, welche drei von den fünf europäischen Großmächten in Wien repräsentirten, schlossen sich die Könige von Dänemark, von Baiern und von Württemberg an. Aber schon einige Tage bevor dieser Kreis von Souveränen vervollständigt war, am 22. September hatten die Verhandlungen des Congresses noch vor dessen förmlicher Eröffnung mit einer vertraulichen Besprechung begonnen, welche die Minister der auswärtigen Angelegenheiten der vier bis dahin verbündeten Großmächte als deren erste Bevollmächtigte zum Congresse mit einander abhielten. Es waren dieß Metternich für Oesterreich, Castlereagh für England, Nesselrode für Ruß-

[1]) Gräfin Elise von Bernstorff. Berlin, 1896. I. 154.

land, und nur Preußen besaß dabei zwei Vertreter, da dem Fürsten Hardenberg seiner Harthörigkeit wegen Wilhelm von Humboldt beigegeben war.

In Anbetracht des, wie es scheint, ausnahmslos beobachteten Grundsatzes, daß die Leiter der auswärtigen Aemter auch gleichzeitig die ersten Bevollmächtigten der Großmächte sein sollten, war es nicht so sehr ihre Auswahl, als die der zweiten oder eventuell auch noch mehreren Delegirten, welcher von Seite der betreffenden Monarchen ein ganz besonderes Augenmerk zugewendet wurde. Für Oesterreich traf die Wahl des Kaisers Franz den Freiherrn von Wessenberg.

Leider gebricht es vollständig an Anhaltspunkten, um die Ursachen zu ergründen, aus denen sie gerade auf ihn fiel. Denn wie ihm einerseits durch seine bisherige Stellung kaum Anspruch auf sie verliehen wurde, so deutet andererseits Wessenbergs erst vor wenigen Wochen erfolgte Berufung auf den Posten eines Vicepräsidenten der Organisirungscommission für die neu erworbenen illyrischen und italienischen Provinzen darauf hin, daß man in jenem Augenblicke auch nicht von fern daran gedacht hatte, ihm schon binnen so kurzer Zeit eine ganz andere, weit höhere und schwierigere Bestimmung zu geben.

Hält man unter den damaligen österreichischen Staatsmännern nach demjenigen Umschau, der den meisten Anspruch darauf besaß, Metternich als österreichischer Congreßbevollmächtigter an die Seite gestellt zu werden, so wird man wohl auf keinen hiezu Berechtigteren stoßen, als auf dessen Vorgänger in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, den Staats- und Conferenzminister Grafen Philipp Stadion. Schon den größten Theil des Jahres 1813 hindurch war er in einer dienstlichen Stellung gestanden, in der er, obgleich er sich statt wie früher auf dem ersten, nur mehr auf dem zweiten Platze befand, doch, wie man fast sagen kann, die Obliegenheiten eines Ministers des Aeußern mit Metternich theilte. An den Friedensverhandlungen zu Chatillon hatte er als Vertreter Oesterreichs theilgenommen und gleichzeitig mit Metternich den ersten Pariser Frieden unterzeichnet. Er schien also wie im voraus dazu bestimmt, diese gemeinsame Thätigkeit auch während des Congresses fortzusetzen, aber er mag sich wohl selbst gegen einen solchen Gedanken ablehnend verhalten haben, wenigstens liegt ein glaubwürdiges Zeugniß dafür vor, daß Stadion sich damals in einem Zustande äußerster Verstimmung befand. [1])

[1]) Hudelist an Metternich, 11. Juli 1814.

Um zehn Jahre älter und daher auch erfahrener als Metternich, hatte er schon zu einer Zeit wichtige Gesandtschaftsposten bekleidet, als Metternichs diplomatische Laufbahn noch gar nicht begonnen hatte. Darum mochte er es auch als eine empfindliche Zurücksetzung betrachten, daß er neben dem viel jüngeren Collegen auf die Dauer eine zweite und vergleichsweise untergeordnete Rolle zu spielen verurtheilt sein sollte. Er gab daher wohl selbst die Anregung, daß er eine andere und zwar ebenfalls sehr belangreiche Bestimmung erhielt, zu der er von einer Seite schon vor einiger Zeit als der Geeignetste bezeichnet worden war, [1]) während Andere behaupten wollten, daß ihn weder seine bisherige Laufbahn noch spezielle Studien hiezu hinreichend befähigten. [2])

Am 15. September erging auf Grundlage eines von Stadion an den Kaiser schriftlich erstatteten Vortrages und eines hierüber eingeholten Gutachtens Metternichs ein Handbillet an den Oberstthofmeister Fürsten von Trauttmansdorff. Die wirkliche Sachlage hinter vielleicht nicht ganz gegründeten Lobeserhebungen verschleiernd, wurde darin gesagt, durch die Nothwendigkeit, daß in dem gegenwärtigen so wichtigen Augenblicke der oberste Kanzler Graf Ugarte sich gänzlich der inneren Verwaltung widme, sei der Kaiser vermocht worden, denselben der ihm interimistisch anvertrauten und von ihm zu vollster Zufriedenheit geführten Leitung des Finanzwesens zu entheben und sie sammt der Oberaufsicht über die Geschäfte der Hofkammer bis zur Ernennung eines Finanzministers dem Grafen Stadion zu übertragen. [3]) Hiemit war jeder Gedanke, Stadion zum zweiten Bevollmächtigten beim Congresse zu ernennen, wenn er jemals wirklich gehegt worden sein sollte, definitiv fallen gelassen. Und da wir, obgleich hierüber durchaus nicht näher unterrichtet, doch voraussetzen dürfen, daß die jetzt zu treffende Wahl eines zweiten Congreßbevollmächtigten gleichfalls nicht ohne den maßgebenden Einfluß Metternichs geschah, dem die Beseitigung einer immerhin möglichen Nebenbuhlerschaft Stadions kaum ganz unwillkommen sein mochte, so liegen die Ursachen wohl ziemlich deutlich am Tage, aus

[1]) Hudelist an Metternich, 10. September 1813.

[2]) Vergl. hierüber auch das Schreiben Talleyrands an Ludwig XVIII. Wien, 29. September 1814. Mémoires de Talleyrand II. 308.

[3]) Eigenhändig geschriebener Vortrag Metternichs an den Kaiser vom 15. September 1814. Resolution vom gleichen Tage.

denen er sie gerade auf Wessenberg gelenkt haben wird. Denn ganz abgesehen von dem Umstande, daß unter denen, welche die hervorragenderen Stellen im österreichischen diplomatischen Corps inne hatten, sich kaum ein Anderer hiezu befähigterer hätte auffinden lassen, mochte Metternich aus zwei für ihn entscheidenden Gründen Wessenberg bevorzugen. Einerseits wußte er, daß er an ihm einen kenntnißreichen und rastlosen Mitarbeiter besitzen werde, der sich willig das so anstrengende und ermüdende Detail der Geschäfte würde aufladen lassen. Und andererseits hatte er wohl von Niemand weniger als von Wessenberg einen Eingriff in seinen eigenen Wirkungskreis und einen Versuch zu besorgen, den Glanz der Rolle, die er während des Congresses zu spielen sich berufen fühlte, auch nur im Entferntesten zu trüben.

In der ersten vorläufigen Besprechung der Hauptbevollmächtigten der vier verbündeten Mächte hob man zunächst hervor, daß nach dem ersten geheimen Artikel des Pariser Friedens von diesen Staaten allein die Verfügung über die von Frankreich abgetretenen Gebiete und die Verwirklichung eines wahrhaften und dauernden Gleichgewichtes in Europa auf den von ihnen hiefür festgestellten Grundlagen vorzunehmen sei. In Anbetracht der Unmöglichkeit aber, daß bei der übergroßen Anzahl der Congreßdelegirten ein Alle befriedigender Vereinbarungsvorschlag zur Durchführung gelange, stelle sich die Befolgung eines Geschäftsganges als räthlich heraus, nach welchem zunächst die zu verhandelnden Gegenstände in zwei Classen getheilt werden sollten. Die erste würde die Angelegenheiten von allgemein europäischem Interesse, die Beziehungen der Mächte unter einander, die Gebietsvertheilung, endlich die Verfügungen über die Länder in sich begreifen, welche von den verbündeten Mächten provisorisch besetzt gehalten und verwaltet würden. Zu der zweiten Classe aber hätte Alles zu gehören, was sich auf den zu errichtenden deutschen Bundesvertrag beziehe. Das Comité für die allgemeinen europäischen Angelegenheiten wäre außer von den vier verbündeten Mächten auch noch von Frankreich und Spanien zu beschicken, das für die deutschen Angelegenheiten aber aus den Vertretern Oesterreichs, Preußens, Baierns, Württembergs und Hannovers zu bilden. Dem Gedankengange folgend, der dem ersten geheimen Artikel des Pariser Friedens zu Grunde liegt, würden die vier Mächte einen Plan über die Gebietsvertheilungen ausarbeiten und ihn sowohl Frankreich als

Spanien mittheilen, worauf von allen sechs Mächten eine Einladung an die übrigen Staaten zur Bekanntgebung ihrer Ansichten erfolgen solle. Nach dem Eintreffen des französischen Congreßbevollmächtigten würde dieses Project für die Geschäftsbesorgung ihm und dem Vertreter Spaniens zugestellt und erst dann im Verein mit ihnen der fernere Vorgang geregelt werden. [1])

Hiedurch wurde ausgesprochen, daß die vier Mächte allein über die Vertheilung der verfügbaren Provinzen entscheiden, Frankreich und Spanien aber nur nachträglich dazu berufen sein sollten, ihre Meinung zu äußern und etwaige Einwendungen zu erheben, über welche dann mit ihnen weitere Erörterung zu pflegen wäre. Um sich von dieser Richtschnur des zu beobachtenden Verfahrens nicht zu entfernen, hätten die Bevollmächtigten der vier Mächte erst nach Erzielung einer vollständigen Einigung zwischen ihnen über die Gebietsvertheilungen in Polen, in Deutschland und in Italien mit den Delegirten der beiden Staaten in Verhandlung zu treten. Um die zur Herbeiführung jenes Einverständnisses erforderliche Zeit zu gewinnen, wäre daran festzuhalten, daß vorerst mit den Bevollmächtigten Frankreichs und Spaniens nur über die Angelegenheiten zu conferiren sein würde, in denen ihre Regierungen ein entscheidendes Wort mitzusprechen hätten.[2])

Was sich auch von dem Standpunkte der vier verbündeten Mächte, welche in dem so eben zu Ende gegangenen Kampfe die Sieger über Napoleon gewesen waren, dafür mochte anführen lassen, daß sie Frankreich in den auf dem Congresse zu schlichtenden europäischen Angelegenheiten nicht eine gleich entscheidende Stimme wie die ihrigen einräumen wollten, so begreift es sich doch andererseits leicht, daß Talleyrand als Congreßbevollmächtigter Ludwigs XVIII. hiegegen lebhafte Einsprache erhob. Schon in der ersten Conferenz, zu der er gleichzeitig mit dem Vertreter Spaniens, Don Gomez Labrador eingeladen worden war, geschah dieß. Mit Schärfe tadelte er den häufigen Gebrauch des Wortes „verbündete Mächte," welches allerdings während der Kriegführung seine Berechtigung gehabt habe, jetzt aber nach dem Friedensschlusse eine solche nicht mehr besitze. Noch entschiedener lauteten seine Einwendungen gegen die Herabdrückung Frankreichs unter die Stellung, welche die vier Mächte für

[1]) Protocole arrêté et paraphé le 22 septembre 1814.

[2]) Protocole séparé de la conférence du 22. septembre.

sich selbst zu behaupten sich anschickten. Und da auch von Seite eines der portugiesischen Congreßgesandten, des Grafen Palmella eine Vorstellung gegen die Fernhaltung Portugals von den Verhandlungen eingegangen war, so erhob Talleyrand schriftlich die Forderung, daß alle Mächte, welche den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, als berechtigt anerkannt würden, die Commission zu bilden, die zur Vorbereitung der auf dem Congresse zu entscheidenden Fragen berufen sein würde.[1])

So ungünstig war der Eindruck dieser Note Talleyrands auf die Bevollmächtigten der vier Mächte für ihn selbst und für den Standpunkt, den er vertrat, daß sie einstimmig beschlossen, sie gar nicht schriftlich zu beantworten, sondern ihn mündlich zu ihrer Zurücknahme aufzufordern und bei ihrer früheren Vereinbarung über den einzuhaltenden Geschäftsgang zu beharren. Gleichwohl gaben sie hinsichtlich eines wichtigen Punktes nach, indem sie erklärten, auch die Bevollmächtigten von Schweden und Portugal, somit diejenigen sämmtlicher Unterzeichner des Pariser Friedens für die Gegenstände, welche bisher dem Ausschusse der sechs Staaten vorbehalten waren, in den Congreß berufen zu wollen, somit die Zahl der darin vertretenen Mächte von sechs auf acht zu erhöhen.[2])

Da Talleyrand sich nicht dazu bereit finden ließ, seine Note förmlich zurückzuziehen, nahmen die mündlichen Erörterungen über deren Inhalt geraume Zeit in Anspruch und blieben gleichwohl resultatlos. Aber andererseits steigerte sich auch der Wunsch, zu einer Verständigung mit Frankreich über den formellen Geschäftsgang zu gelangen, denn täglich zeigte es sich deutlicher, daß die Erwartungen, welche Metternich zur Zeit des Abschlusses des Pariser Friedens gehegt, durchaus nicht in Erfüllung gegangen und die sogenannten Verbündeten das, was sie während des Krieges gewesen, nicht auch jetzt noch während der darauf folgenden Verhandlungen waren, in denen gar bald tief eingreifende Meinungsverschiedenheiten trennend zwischen sie traten. Schließlich einigte man sich zu einer von Gentz entworfenen Erklärung, in der die förmliche Eröffnung des Congresses auf den 1. November festgesetzt und die Erwartung ausgesprochen wurde, die Zwischenzeit werde zu den erforderlichen Vorbereitungen

[1]) Talleyrand an Metternich. Wien, 1. October.

[2]) Conférence du 2. octobre 1814 entre les Ministres d'Autriche, de Prusse, de Russie et d'Angleterre.

benutzt werden, um seiner Zeit die zu pflegenden Verhandlungen sowie die zu treffenden Entscheidungen wesentlich zu erleichtern.[1])

Nicht ohne lebhaften Wortstreit war man zu diesem Ergebnisse gelangt. Denn als Talleyrand behauptete, er könne nur unter der Bedingung seinen eigenen Declarationsentwurf fallen lassen und den von Gentz herrührenden annehmen, wenn darin die ausdrückliche Bemerkung aufgenommen werde, daß das Resultat der Congreßberathungen den Grundsätzen des Völkerrechtes zu entsprechen habe, da brach, wie wenigstens er selbst sagt, ein heftiger Sturm los. Hardenberg sei aufgesprungen, so erzählt er, habe fast drohend die Fäuste auf den Tisch gestemmt und in dem schreienden Tone, wie er Harthörigen so häufig eigen ist, die abgebrochenen Worte herausgestoßen: „Nein, mein Herr, das öffentliche Recht, das ist unnütz. Warum brauchen wir zu sagen, daß wir nach dem öffentlichen Rechte handeln werden; das versteht sich ja von selbst." Und als Talleyrand erwiederte, wenn sich dieß von selbst verstehe, dann könne man um so eher es aussprechen, habe Humboldt gleichfalls schreiend herausgepoltert: „Was hat das öffentliche Recht hier zu thun?" worauf Talleyrand entgegnete: „Es hat gemacht, daß Sie hier sind." Gentz habe sonach den Fürsten Metternich darauf aufmerksam gemacht, daß man sich nicht weigern könne, in einem Actenstücke wie dem, über welches jetzt verhandelt werde, vom öffentlichen Rechte zu sprechen. Darauf sei endlich dem Vorschlage Talleyrands allseitig, aber mit der Modification beigestimmt worden, daß die von den preußischen Bevollmächtigten beanständeten Worte an einer anderen Stelle, als Talleyrand sie gewollt, Aufnahme fanden.[2])

Ueberhaupt war Talleyrand mit seinen Anträgen glücklich. In einer zwanglosen Besprechung, welche am Abende des 30. October, somit zwei Tage vor der förmlichen Eröffnung des Congresses zwischen den Vertretern der acht Mächte stattfand, und an der wir zum ersten Male Wessenberg theilnehmen sehen, wurde in Folge einer von Talleyrand ausgehenden Anregung beschlossen, ein Comité von drei Mitgliedern einzusetzen, welches den Auftrag erhielt, die Vollmachten sämmtlicher Congreßgesandten zu prüfen. Das Los, durch das sie hiezu bestimmt werden sollten, traf die Vertreter von Rußland, England

[1]) Declaration vom 8. October.

[2]) Talleyrand an Ludwig XVIII. Wien, 9. October S. 335—347.

und Preußen. Hierauf trat Talleyrand mit zwei neuen Anträgen hervor, welche gleichfalls angenommen wurden. Der erste verlangte, daß die Festsetzung des Ranges zwischen den Mächten erst der letzte Gegenstand der Verhandlungen des Congresses sei und daß bis dahin völlige Gleichheit zwischen ihren Vertretern obwalte. Und der zweite bezweckte die Wahl des Fürsten Metternich als des Ministers der Macht, bei welcher der Congreß zu Gast war, zu dessen Präsidenten.

Am folgenden Tage fand wieder eine Sitzung statt, der nun schon nicht weniger als sechzehn Delegirte der acht Mächte, somit bis auf den Franzosen Noailles und drei der vier Repräsentanten Rußlands, Rasumowsky, Stackelberg und Kapodistrias, die Uebrigen insgesammt beiwohnten. Gewiß war dieß eine durch die amtliche wie durch die gesellschaftliche Stellung ihrer Theilnehmer imponirende Versammlung. Prüft man sie jedoch im Hinblick auf den ihren Mitgliedern innewohnenden geistigen und sittlichen Werth, so wird man mit Bedauern gewahr, daß obgleich gar Manche von ihnen neben tüchtigen Kenntnissen auch ungewöhnliche Gewandtheit in der Behandlung der Geschäfte besitzen mochten, sich in ihrer Reihe, so glänzend sie auch war, doch kein Einziger befand, den man mit Recht als einen wirklich großen Charakter zu bezeichnen vermöchte. Denn wenn von dem, welchem man noch am ehesten die einen solchen ausmachenden Eigenschaften zusprechen wollte, von Wilhelm von Humboldt auch nur ein geringer Theil dessen wahr ist, was ein allerdings nicht überall zuverlässiger Gewährsmann, der baierische Minister Montgelas über ihn erzählt,[1]) so wird man bedauernd zugeben müssen, daß so unbestreitbar auch seine seltene Bedeutung als Gelehrter, als Forscher und zum Theile auch als Staatsmann war, er doch nicht auch als Mensch auf einer sehr hohen Stufe stand.

Ebenso tragen die sonstigen Aufzeichnungen des Grafen Montgelas, obgleich sie großentheils nur schon Bekanntes bestätigen, doch das Ihrige dazu bei, das Gesammturtheil über die am Congresse als eigentliche Bevollmächtigte theilnehmenden Staatsmänner als kein sehr günstiges erscheinen zu lassen. Sie wetteifern hierin mit dem, was ein anderer Berichterstatter, der hochachtbare mecklenburgische Gesandte Leopold von Plessen als das Ergebniß seiner Wahr-

[1]) Denkwürdigkeiten des baierischen Staatsministers Grafen Montgelas. Stuttgart, 1887. S. 400.

nehmungen mittheilt. Zunächst von den Repräsentanten Englands redend, hebt er die starke Selbstüberschätzung hervor, mit der Lord Castlereagh auftrat. In grellem Contraste sei sie zu seiner großen Unkenntniß der gewöhnlichsten Thatsachen und insbesondere alles dessen gestanden, was sich auf die politischen Verhältnisse Deutschlands bezog. Hiebei sei er schwankend und unbeständig in seiner Auffassung der Dinge, so wie ganz entgegengesetzten, oft recht oberflächlichen Einflüssen zugänglich gewesen. Aber mehr noch als er habe sein Bruder, Lord Stewart, neben ihm einer der Bevollmächtigten Englands, sich durch gespreiztes, anmaßendes Wesen auffällig gemacht. „Durch excentrische Tracht und gesuchte Originalität," heißt es von ihm in der auf Plessens Berichte gebauten Darstellung weiter, „wurde er eine der lächerlichsten Figuren des Congresses. Und als er einmal im Foyer des Opernhauses wegen einer in der guten Gesellschaft nicht üblichen Galanterie von einer „schlagfertigen" Comtesse hörbar abgefertigt, ein anderes Mal von einem Fiakerkutscher, mit dem er in Streit gerathen, mit dem Peitschenstiel übel zugerichtet wurde, war alle Welt über diese drastische Abwehr britischen Dünkels entzückt." [1]

Wie vortheilhaft unterschieden sich doch von diesen allzu derben Engländern durch ihre feinen, gewinnenden Umgangsformen die glatten und gewandten Franzosen! Aber wie tief standen sie wieder unter Jenen in Bezug auf ihren Charakter, und am tiefsten der, welcher an Scharfblick und an Schlauheit wohl alle anderen Bevollmächtigten recht weit überragte. Nur noch an seinem nächsten Collegen, dem Herzoge von Dalberg fand Talleyrand einen seiner würdigen Genossen. Von einer in Deutschland hoch angesehenen Familie stammend und zuerst in österreichischem, dann in badischem Dienste stehend, hatte sich Dalberg hierauf der Sache Napoleons mit einem Eifer angeschlossen, der ihm von Seite des Kaisers der Franzosen reiche Begünstigung brachte, während er ihm von der seiner Landsleute nicht geringere Mißachtung zuzog. Eine neue Rechtfertigung fand diese in dem Benehmen Dalbergs gegen Napoleon, indem er noch vor dessen wirklichem Sturze von ihm abfiel und Ludwig XVIII. sich zuwandte, als dessen zweiter Congreßbevollmächtigter er nun an Talleyrands Seite in Wien erschien. Da sogar Montgelas dieses

[1] L. von Hirschfeld. Von einem deutschen Fürstenhofe. II. Aus dem Leben des mecklenburgischen Ministers Leopold von Plessen. S. 66.

Verfahren Dalbergs brandmarkt und sich dadurch ein Anrecht auf Beachtung seines Urtheils erwirbt, wird wohl auch das, welches er über den ihm schon aus der Zeit seiner Beglaubigung in München wohlbekannten Wessenberg fällt, eine solche verdienen.

„Baron Wessenberg," so lautet die auf ihn sich beziehende Stelle,[1]) „welchen Fürst Metternich für die Arbeiten des Congresses sich beigesellt hatte, besaß kaum eine der glänzenden Gaben des Ministers, dagegen manche, die demselben abgingen. Er war ein wohlunterrichteter, scharf beobachtender Mann, streng in Grundsätzen und Sitten, einfach und mitunter selbst wenig zuvorkommend im Umgang, von unerschütterlicher Festigkeit, welche seine Feinde Eigensinn nannten; durch seine in Anbetracht der ihm gegenüberstehenden Persönlichkeiten allzu rücksichtslose Entschiedenheit stieß er fast alle diejenigen ab, welche ihm wohlwollten, und verfehlte die Laufbahn im inneren Staatsdienst, für die er besonders begabt erschien. In seiner Jugend war er mit den meisten Sendungen betraut worden, bei denen es sich um Beobachtungen und Entdeckungen handelte; während des Congresses lag ihm die Besorgung aller Aufsätze und überhaupt aller ins Einzelne gehenden Ausarbeitungen ab, welche Oesterreich betrafen."

Man sieht also daß Wessenberg, wenn er auch eine weit weniger glänzende Außenseite als Metternich und so manches andere Mitglied des Congresses besitzen mochte, es doch in Bezug auf das, worin der eigentliche Werth des Menschen besteht, auf Arbeitsamkeit und Pflichtgefühl, auf Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit, auf Ueberzeugungstreue und Sittenreinheit nicht nur mit den meisten seiner Collegen aufnehmen konnte, sondern sie vielleicht Alle übertraf.

Wessenbergs Name kommt nun als der eines ständigen Theilnehmers an den Berathungen in den über sie aufgenommenen Protokollen ununterbrochen vor. Dieselben wären jedoch für den, der eine Geschichte des Wiener Congresses schreibt, zu welchen sich freilich die vorliegende, lediglich Wessenberg und seinen Lebenslauf im Auge behaltende Darstellung durchaus nicht erweitern soll, nur ein ganz unzulänglicher Behelf. Denn schon lang vor der förmlichen Eröffnung des Congresses war die wichtigste Frage, um deren Lösung wenigstens vor der Hand Alles sich drehte, in Verhandlungen zur Sprache ge-

[1]) S. 395.

kommen, welche von den Vertretern der hiebei zunächst betheiligten Mächte, ja sogar von den Monarchen selbst, von denen insbesondere Kaiser Alexander lebhaft in sie eingriff, eifrigst gepflogen wurden. Sie betraf das von Rußland und Preußen im engsten Einvernehmen gestellte Begehren, den König von Sachsen zur Strafe für sein beharrliches Festhalten an dem Bündnisse mit Napoleon seines gesammten, sowohl des ihm angestammten als des ihm durch den Kaiser der Franzosen zugewendeten Länderbesitzes zu entkleiden. Die kursächsischen Lande wurden für Preußen, das Großherzogthum Warschau aber für Rußland gefordert.

Schwer ist es, auf eine Erörterung dieses Gegenstandes einzugehen, ohne den Vorwurf der Voreingenommenheit auf sich zu laden, wie denn auch wirklich fast alle Darstellungen, die wir von jenen Vorgängen besitzen, in hohem Grade parteiisch genannt werden müssen. Aber die Besorgniß, einer gleichen Verurtheilung zu verfallen, soll doch nicht davon abhalten, das hier offen zu sagen, was als das Ergebniß leidenschaftsloser Erwägung erscheint. Da läßt es sich denn keinen Augenblick verkennen, daß vom rein egoistischen Standpunkte der hiebei betheiligten Mächte aus betrachtet, die Begehren Rußlands und Preußens, wenn auch nicht gerechtfertigt, so doch wenigstens erklärlich erschienen, während andere Continentalstaaten, vor Allem aber Oesterreich durch geradezu zwingende Rücksichten auf ihr eigenes Wohl dazu genöthigt waren, sich ihrer Verwirklichung zu widersetzen.

Was zunächst Rußland anging, so begreift sich dessen Bestrebung nach Vergrößerungen in Polen schon dadurch, daß es ihm allzeit darum zu thun war, sich nicht auf den Osten Europa's beschränkt zu sehen, sondern dem Centrum und dem Westen des Continents zu nähern und dadurch nicht allein für seine Macht eine gewaltige Zunahme, sondern auch für seine eines ausgiebigen Wachsthums so dringend bedürftige Cultur die nöthige Förderung zu finden. Aber freilich waren es nicht so sehr diese gewiß beachtenswerthen Beweggründe, als die den Kaiser Alexander von jeher beherrschende Furcht vor den Gefahren, welche Rußland von Polen aus bedrohten, die ihn hiezu vermochten. Nachdem er ihnen früher durch Polens völlige Unterjochung begegnen zu können gehofft hatte, trug er sich jetzt mit dem noch ganz unfertigen Plane einer unter russischem Scepter vorzunehmenden Wiederherstellung des Königreiches Polen. Hiezu aber war ihm die Erwerbung des Großherzogthums Warschau ganz

unerläßlich. Ohne sich irgendwie klar darüber geworden zu sein, was er mit diesem Besitzthum anfangen wolle, bestand er doch hartnäckig auf seiner Forderung, und Jeder, der ihrer Gewährung nicht beipflichten wollte, zog sich sein leidenschaftliches Mißfallen zu und wurde feindselig von ihm behandelt.

Schon geraume Zeit vor der wirklichen Eröffnung des Congresses wurde Wessenberg den Berathungen beigezogen, welche über diesen für Oesterreich so wichtigen Gegenstand im Schoße der kaiserlichen Regierung gepflogen wurden, und bereits am 8. October entwickelt er seiner Gewohnheit nach dem Fürsten Metternich seine Ansichten hierüber in einer eigenen Denkschrift. [1]) Vorerst an Algarotti's geistvolles Wort erinnernd, daß wenn St. Petersburg das Fenster gewesen sei, durch welches Rußland erst Europa gewahr wurde, Polen die Brücke bilde, über die es zu dessen Beherrschung gelangen wolle, hebt Wessenberg zunächst die ungeheure Bedeutung hervor, welche Rußland durch den letzten von ihm so glücklich geführten Krieg gewonnen habe. Nicht nur seiner Armee sei hiedurch eine früher nicht gekannte Ausbildung zu Theil geworden; es habe, was noch von weit größerer Wichtigkeit, erst selbst den unermeßlichen Umfang seiner eigenen Hilfsquellen kennen gelernt.

Die Ursachen des überraschenden Aufschwunges der Macht Rußlands näher erörternd, erblickt Wessenberg die wichtigste derselben in der ersten Theilung Polens, die er die Wurzel all des Unheils nennt, das seither über Europa gekommen sei und welches gleichmäßig denen zur Last gelegt werden müsse, die es herbeigeführt, wie denjenigen, welche es nicht zu verhindern gewußt haben. Am schuldigsten sei hiebei Frankreich gewesen, denn wenn es Oesterreich bei seinem anfänglichen Widerstreben gegen die Theilung Polens nachdrücklich unterstützt hätte, so wäre dieselbe niemals zu Stande gekommen und dem Vorwärtsschreiten Rußlands ein wirksamer Hemmschuh angelegt worden. Nach Frankreich aber müsse zunächst König Friedrich von Preußen angeklagt werden, der sich trotz seinem sonstigen Scharfsinne durch die Lockspeise einer leicht zu bewerkstelligenden Erwerbung ködern ließ. Darüber habe er den von ihm selbst ausgesprochenen Grundsatz vergessen, daß nur eine enge Vereinigung Oester-

[1]) Sie führt den Titel: Sur les projets d'agrandissement de la Russie en Pologne.

reichs und Preußens im Stande sei, einen wirksamen Damm gegen die von Rußland her drohende Ueberfluthung Europa's zu errichten.

Wenn man sich jedoch alle die Ursachen ins Gedächtniß zurückrufen wolle, welche Polen aus der Reihe der europäischen Staaten verschwinden machten, so dürfe man nicht vergessen, daß dieses republikanische Königreich in seinem eigenen Schoße den Keim der Auflösung trug. Polens Fall habe den traurigen Anblick des Unglückes dargeboten, welches über ein Land ebensosehr durch den Uebermuth der Großen wie durch die Sclaverei des Volkes gebracht werden könne. Durch ihn sei dargethan worden, wie wenig eine Verfassung ohne gute Gesetze und eine Regierung ohne ein wahrhaft monarchisches Haupt im Stande seien, den Gewaltthaten und den Intriguen einer fremden Macht zu widerstehen. Polen hätte in der Zeit vor seiner Theilung nur mehr durch einen absolut regierenden Monarchen gerettet werden können.

Heut zu Tage würde, fährt Wessenberg fort, eine Wiederherstellung Polens so großen Schwierigkeiten begegnen, daß es nicht einmal wünschenswerth sei, sich ernstlich damit zu beschäftigen. Rußland, Oesterreich und Preußen zum Aufgeben ihrer polnischen Gebietstheile zu bringen, wäre, obgleich kaum ausführbar, doch vielleicht noch eher zu erreichen, als den Polen einen König, eine gute Verfassung, eine Gewährleistung für die Zukunft, eine unabhängige Existenz zu verleihen; man könne dieß als eine Unmöglichkeit ansehen. Die Wiedervereinigung der früheren polnischen Provinzen zu einem einzigen Reiche würde der Aufthürmung eines Trümmerhaufens gleichen und an die Ruinen von Pästum und von Pompeji, somit an jene Städte erinnern, die man nicht wieder errichten könne, ohne sie neu zu erbauen. Wo sei die Macht, welche sich mit dieser Aufgabe zu belasten vermöchte, und wenn sich eine solche fände, was wäre das Schicksal dieser neuen Auflage des älteren Polens? Niemals würde es etwas anderes als eine Provinz sein, vielleicht mit dem Titel eines Königreiches geschmückt, aber allzeit zum Tribute an seinen sogenannten Wiederhersteller verpflichtet. Noch vor kurzem habe die russische Regierung selbst die größten Besorgnisse vor einer Wiederaufrichtung Polens gehegt. Sie betrachtete die Schaffung des Großherzogthums Warschau als den Anfang hiezu und befürchtete deren Folgen. Jetzt scheine sie ihre Politik vollständig geändert zu haben, aber der Kaiser von Rußland werde durch das Zurschau-

tragen philantropischer Grundsätze Niemand täuschen und die Ausdehnung der russischen Macht auf das linke Ufer der Weichsel könne nur einen feindseligen Zweck haben. Am allerwenigsten vermöchten dieß die europäischen Mächte zu verkennen. Wenn sie wirklich, wie sie Angesichts der Welt es verkündeten, auf eine gerechte Machtvertheilung einen dauernden Frieden zu gründen beabsichtigten, dann müßten sie über das Princip sich einigen, daß jede der Großmächte im Besitze der ihr unerläßlichen Vertheidigungspunkte bleiben müsse und keine von ihnen Erwerbungen machen dürfe, durch welche die Sicherheit und die Unabhängigkeit ihrer Nachbarn gefährdet erscheine. Wer dem sich nicht füge, trete in offenen Gegensatz zu dem einmal angenommenen Friedenssystem, und dieß wäre auch bei Rußland der Fall, wenn es auf der Grundlage des Eroberungsrechtes Erwerbungen auf polnischem Gebiete durchsetzen wollte. Der Wiener Congreß aber würde die Politik der dort vertretenen Regierungen im häßlichsten Lichte erscheinen lassen, wenn die Interessen einer einzelnen Macht über diejenigen der Allgemeinheit zu triumphiren vermöchten.

„Dem Kaiser von Rußland," fährt Wessenberg fort, „bleibt noch eine schöne Rolle zu spielen übrig. Wenn er seine Vergrößerungsabsichten auf das linke Ufer der Weichsel beschränkt, ohne von Oesterreich oder von Preußen Plätze zu verlangen, welche in seinen Händen zu Angriffspunkten gegen diese Mächte würden, so kann er seinem Reiche eine Bevölkerungszahl von hundertfünfzig bis hundertsechzigtausend Seelen hinzufügen und Europa würde ihm noch immer sein Benehmen als das eines gemäßigten und uneigennützigen Fürsten anrechnen. Will er die polnische Frage im rechten Lichte betrachten, so soll er sich einen Augenblick in die Stellung zurückversetzen, die er nach den Schlachten von Lützen und von Bautzen einnahm. Kann er vergessen, daß er ohne das Bündniß mit Oesterreich niemals an eine über den Niemen hinausreichende Vergrößerung zu denken vermocht hätte? Und sollte es ihm entgehen, daß, wenn er eine Eroberungspolitik verfolgt, Europa nichts übrig bleiben werde, als sich früher oder später wider ihn zu verbünden?"

So peinlich es für Oesterreich auch sein müsse, den besseren Theil seines ehemaligen polnischen Länderbesitzes nicht wieder zu erhalten, so sei es doch zu diesem Opfer bereit, wenn es hiedurch seine Verständigung mit Rußland und Preußen zu erleichtern vermöge.

Aber es müsse auf der Wiedererlangung der Districte bestehen, die es im Jahre 1809 abgetreten habe, und zwar des von Zamosc sowie des von Krakau mit einem entsprechenden Gebiete, denn diese zwei Punkte seien die einzigen nördlich der Karpathen, von denen aus Oesterreich sich gegen einen von Norden her kommenden Feind vertheidigen könnte. Wäre Rußland im Besitze dieser zwei Plätze und der Weichsel, so würde es Oesterreich von der schlesischen bis zur moldauischen Grenze bedrohen; ja der Besitz von Krakau würde es ihm schon vom ersten Augenblicke des Friedensbruches an möglich machen, bis in das Herz der Monarchie vorwärts zu dringen. An dieser verwundbarsten Stelle seiner Grenzlinie angegriffen, würde sich Oesterreich aus Mangel an directen und sicheren Verbindungen alsbald gezwungen sehen, Ostgalizien zu räumen.

Von der anderen Seite würde Preußen, wenn es die Weichsel von Thorn bis Warschau einbüßen sollte, beim ersten Kanonenschusse auf die Oder zurückgeworfen werden und dadurch in Gefahr gerathen, Ostpreußen zu verlieren. Das Bedenklichste an der ganzen Sache bestehe jedoch darin, daß Preußen, einmal zum Aufgeben seiner Projecte im Norden Europa's gezwungen, darnach trachten werde, sich auf Oesterreichs Kosten schadlos zu halten und zu diesem Zwecke mit Rußland gemeinsame Sache zu machen.

Wessenberg fügt seiner Denkschrift noch einen Plan für den österreichisch-russischen Grenzzug hinzu, auf welchen man sich seines Erachtens einlassen könnte. Doch wird auf die Einzelnheiten dieses Projectes hier ebensowenig wie auf die Details der ganzen so überaus verwickelten Angelegenheit einzugehen und es hinreichend sein, wenn wir Wessenbergs Ansichten über sie und seinen Antheil an den hierüber stattfindenden Verhandlungen einiger Maßen beleuchten.

Da finden wir denn, wie der rastlos thätige Mann schon am 27. October ein neues Project vorlegt, von dem er mit der Hoffnung sich schmeichelt, Lord Castlereagh werde ihm seine Billigung nicht versagen, denn sonst würde er wohl Gefahr laufen, von Seite der englischen Nation mit Vorwürfen überhäuft zu werden.[1]) Und schon einige Tage später, am 31. October sehen wir Wessenberg als Protokollführer in einer Sitzung, welcher außer ihm die Minister Metternich und Stadion, der Feldmarschall Fürst Karl Schwarzen-

[1]) Wessenberg an Metternich, 27. October 1814.

berg und der Feldzeugmeister Freiherr von Duka beiwohnten, welch Letzterer sich bekanntlich des Vertrauens des Kaisers Franz in ganz besonderem Maße erfreute.

Als Ergebniß dieser Sitzung wird von Wessenberg verzeichnet, daß die Verhandlung mit Rußland über dessen Forderungen in Polen nicht unmittelbar durch das Cabinet des Kaisers, sondern durch Castlereaghs Vermittlung zu führen und dieser zu drei successiven Vorschlägen an Rußland zu ermächtigen sei. Der erste begreife die Wiederherstellung des alten Königreiches Polen in sich, wie es vor der Theilung im Jahre 1772 bestand und wobei für die angrenzenden Mächte lediglich eine ihren Interessen entsprechende Grenzberichtigung auszubedingen wäre. Der zweite bezwecke gleichfalls die Wiedererrichtung Polens in völliger Unabhängigkeit, jedoch nur im Rahmen der Grenzen, die ihm 1791 gezogen wurden. Der dritte, für den Fall gemachte Vorschlag, daß der Kaiser von Rußland die zwei ersten verwerfen sollte, laufe endlich auf eine Theilung des Großherzogthums Warschau nach dem Maßstabe hinaus, daß Rußland die auf dem rechten Ufer der Weichsel gelegenen Gebiete, jedoch nur mit dem Vorbehalte der vollkommen freien Schifffahrt auf diesem Strome erhalte. Auf dem linken Ufer der Weichsel bekäme es nur Warschau und dessen Umgebung, wogegen die Stadt Thorn mit ihrem Gebiete an Preußen abzutreten wäre.

Diesen dritten Antrag sehe man als den letzten an, der vor der Hand zu stellen wäre. Sollten jedoch alle drei Vorschläge von Seite Rußlands abgelehnt werden, so wäre Castlereagh zu ermächtigen, dessen Gegenanträge anzuhören und sie an das österreichische Ministerium weiter zu befördern.

Wer sich nur irgendwie näher mit diesen Verhandlungen beschäftigt, wird sich bald davon überzeugen, daß sie aufs innigste mit denen verquickt waren, welche gleichzeitig über das Begehren Preußens gepflogen wurden, sämmtliche bisher kursächsische Stammlande für sich zu erhalten. Und gerade deshalb unterstützte ja Preußen die Forderungen Rußlands so nachdrücklich, weil es als Gegenleistung hiefür dessen Beistand für die Verwirklichung seiner eigenen Wünsche gewann, welche denn auch, das läßt sich nicht verkennen, in ganz Preußen und von den besten Männern daselbst einmüthig gehegt wurden. Es war dieß eben die Frucht der gewaltigen Einwirkung der Fridericianischen Traditionen auf die politischen Anschauungen in jenem Lande.

Preußen von einem kleinen zu einem großen Staate gemacht zu haben, galt natürlicher Weise und mit Recht schon zu jener Zeit, wie es noch heut zu Tage der Fall ist, in den Augen seiner Bewohner als ein unsterbliches Verdienst. Und durch die stolze und wohlberechtigte Freude über all die kühne Entschlossenheit, das kriegerische Talent, die Ausdauer und den Scharfsinn, mit denen dieses erhabene Ziel durch König Friedrich erreicht wurde, wird die Frage der Berechtigung zu dem hiebei beobachteten Verfahren selbst bei denen, welche die überall und in jedem Verhältnisse sich unerschütterlich gleichbleibenden Vorschriften des Rechtes in ihrem Privatleben als unverbrüchliche Richtschnur ihres Handelns erkennen, ganz in den Hintergrund gedrängt. So geschah es denn auch damals. Unbekümmert um das angestammte Recht eines seit Jahrhunderten erbgesessenen Fürstenhauses mit gieriger Hand nach den größtmöglichen Vortheilen für Preußen zu langen, von diesem Streben waren sie Alle, König Friedrich Wilhelm wie seine Minister, und das um so leidenschaftlicher beseelt, als sie sich darin eins wußten mit ihrem Volke. Niemand setzte da auch nur den geringsten Zweifel in das vermeintliche Recht des Eroberers, also das des Stärkeren über den Schwächeren, vor welchem jedes andere, wenn auch noch so begründete in das Nichts zurücksinken müsse. Und Niemand ließ da irgend eine Meinungsverschiedenheit über die Frage zu, weßhalb denn nur gerade für Preußen und für dieses allein ein Eroberungsrecht auf Sachsen erwachsen sein sollte, während ja doch dieses Land auch von den übrigen Verbündeten, Oesterreich nicht ausgeschlossen, miterobert worden war.

So wie das Begehren Rußlands nach dem Großherzogthum Warschau, so wurde jetzt auch die Forderung Preußens nach Einverleibung der sächsischen Länder von Wessenberg in einer eingehenden Denkschrift [1]) nach allen Richtungen hin beleuchtet. Die Frage des Eroberungsrechtes und des etwaigen Verschuldens des Königs von Sachsen dürfe, so meint er, bei ihrer Beurtheilung wenigstens von österreichischer Seite gar nicht ins Spiel kommen. Man habe nur zu prüfen, ob das Verschwinden Sachsens aus der europäischen Staatenrepublik und noch mehr als wesentlicher Bestandtheil des deutschen Föderativsystems nicht dem Zustande widerspreche, den die verbündeten Mächte in Europa begründen zu wollen erklärt hätten, und ob ins-

[1]) Mit dem Titel: La question Saxonne.

besondere Oesterreich sich solches gefallen lassen könne. Ihm scheine, daß Oesterreichs militärische und politische Stellung durch eine Einverleibung Sachsens in Preußen wesentlich verändert werden würde. Indem man das einzige Zwischenglied zwischen diesen zwei Mächten verschwinden lasse und ihre Berührungspunkte auf einer langen und sehr ungleichen Grenzlinie vermehre, würde man einen baldigen Anlaß zu verhängnißvoller Feindschaft geben und von vorneherein das Allianzsystem zerstören, auf welches die zukünftige Ruhe Europa's gebaut werden sollte.

Theils durch das stete Streben nach neuen Erwerbungen, welches die preußische Regierung überhaupt beseele, theils durch die unbefriedigende Gestaltung ihrer Landesgrenzen dazu gedrängt, werde sie die Durchführung ihres Lieblingsplanes, der in der Ausdehnung dieser Grenzen bis an den Main und die Eger bestehe, nicht lang mehr hinausschieben. Dadurch würde aber Deutschland in zwei ganz abgesonderte Theile getrennt werden, von denen der beträchtlichere, der nördliche, ausschließlich dem Einflusse Preußens anheimfallen müßte. Das deutsche Föderativsystem aber wäre binnen kurzem zur Chimäre geworden.

Außerdem müsse man den Plan einer Vernichtung des Königreiches Sachsen in seinem Zusammenhange mit Rußlands Eroberungsprojecten betrachten. Man sage zwar, daß ein verstärktes und an der Elbe concentrirtes Preußen besser als das jetzige zum Grenzwall gegen den Strom werden könne, der vom Norden her den Westen und den Süden Europa's bedrohe. Wer jedoch so rede, der sehe nicht, um wie viel größer diese Gefahr werde, wenn der vermeintliche Grenzwall vom Niemen bis an die Elbe zurückgerückt würde.

Am meisten aber sei zu fürchten, daß Preußen, wenn es sich in seinen Gebietstheilen jenseits der Weichsel bedroht sähe, nur mehr daran dächte, sich nach einer anderen Seite hin zu verstärken und zu diesem Ende mit Rußland ins Einvernehmen zu treten. Endlich würde der König von Preußen, einmal im Besitze Sachsens, noch weit weniger als jetzt geneigt sein, gemeinsam mit Oesterreich gegen Rußland zu handeln, und es wären dann auch wirklich nicht die gleichen Beweggründe hiezu für ihn vorhanden.

„So ist die Aussicht gestaltet," sagt Wessenberg hierüber, „welche die Vernichtung Sachsens uns eröffnet, ein Ereigniß, das nicht dazu gemacht scheint, in den Rahmen der in diesem Augenblicke unter-

nommenen allgemeinen Pacification zu passen. Man kann hierüber das Urtheil des Königs von Preußen selbst anrufen, der viel zu gerecht ist, um nicht all das Gehässige einer um einen solchen Preis erlangten Vergrößerung zu fühlen, und viel zu scharfsinnig, um sich nicht Rechenschaft von all den Verlegenheiten zu geben, in welche ihn das Beharren auf einer Erwerbung bringen müßte, die niemals die Sanction Europa's erhalten könnte."

„Ebenso erstaunlich als bedauerlich ist es jedoch, daß jetzt die Verhandlungen Rußlands, Preußens und Englands darauf abzielen, aus dem perfiden Sophisma, die Eroberung des Herzogthums Warschau durch Rußland gestalte die Einverleibung Sachsens in Preußen zu einem nothwendigen Uebel, einen giltigen Beweisgrund zu machen. Befände man sich thatsächlich in der Lage, sich eine solche Politik gefallen lassen zu müssen, so bliebe nichts übrig als sich darein zu finden, baldigst in jene traurige Epoche zurückgeworfen zu werden, in welcher das Streben nach Verwirklichung der eigenen Gelüste allen Respect vor den Grundsätzen des Rechtes zu nichte gemacht hatte, eine Epoche, die man so eben erst um den Preis sehr großer Opfer beendigt zu haben glaubte."

Wessenberg verbreitet sich nun über die Ursachen, welche nach seiner Meinung für England maßgebend sein sollten, für den Fortbestand Sachsens Partei zu nehmen und nicht wider denselben. Allerdings könne die Gewalt der Umstände jeden Staat und jeden Monarchen in die Lage versetzen, Opfer bringen zu müssen, aber wenn es um die völlige Vernichtung eines aus ihnen sich handle, seien Alle dabei interessirt, sich dem zu widersetzen. Er endigt seine Denkschrift mit der Vorlegung eines Planes, aus dem hervorgehen sollte, daß die Einverleibung Sachsens keineswegs eine nothwendige Bedingung der Neugestaltung Preußens bilde. „Ja sogar dessen Vergrößerung," sagt Wessenberg am Schlusse seiner Arbeit, „wird ohne Gefährdung der politischen Existenz eines Staates Platz greifen können, der durch sein Unglück das Recht auf seine künftige Unabhängigkeit nicht verlor."

Dieser Gedanke wird denn von Wessenberg auch noch in einer anderen von ihm verfaßten Denkschrift verfochten.[1]) Den Satz stellt er an ihre Spitze, nicht allein in Folge der bestehenden Verträge,

[1]) Réconstruction de la Prusse. Von Wessenbergs Hand.

sondern auch in Gemäßheit der Interessen Preußens müsse dessen Neugestaltung in dem ganzen Umfange erfolgen, der durch die Umstände nur immer zulässig gemacht würde. Zu diesem Ende arbeitet er selbst einen Plan aus, durch dessen Verwirklichung Districte mit einer Gesammtbevölkerung von mehr als sechsmalhunderttausend Menschen von Sachsen abgelöst und mit Preußen vereinigt werden sollten; dadurch allein schon gewinne Preußen weit mehr als seine Einbußen betrügen, ohne daß dadurch Sachsens politische Existenz vollständig vernichtet zu werden brauchte. Und indem er nicht nur diese, sondern auch die übrigen, Preußen zu Gute kommenden Gebietsveränderungen des Näheren aufzählt, kommt Wessenberg zu dem Schlusse, daß sich in solcher Weise ohne allzu große Schwierigkeiten ein Ergebniß würde erreichen lassen, welches die Erwartungen noch überträfe, die man von dem Congresse hege.

XVI.

Verlauf der Verhandlungen.

Gerade so unermüdlich wie in Ausarbeitungen über die mannigfachsten und wichtigsten Fragen, mit denen der Congreß sich zu beschäftigen hatte, war Wessenberg auch als Theilnehmer an den zahlreichen Sitzungen, die ununterbrochen stattfanden. Dieselben können füglich in mehrere von einander ganz verschiedene Kategorien getheilt werden, und eben so ungleich wie sie waren auch ihre Aufgaben und ihre Zahl. Während die einen, bei denen die Vertreter der acht eigentlich den Congreß bildenden Mächte anwesend waren, nur selten abgehalten wurden, geschah dieß unendlich viel häufiger mit denen, an welchen nur die Delegirten der fünf Großmächte theilnahmen. Aber gerade die Berathungen über die allerwichtigsten Fragen, wie über die der Erwerbungen Rußlands auf polnischem Gebiete und der Reconstruction Preußens durch die Einverleibung des ganzen Königreiches Sachsen fanden wenigstens Anfangs nicht in diesem, sondern in einem noch kleineren Kreise statt, der aus den Vertretern der vier früher verbündeten Mächte bestand und dem bloß Metternich und Wessenberg für Oesterreich, Hardenberg und Humboldt für Preußen, Rasumowsky und Kapodistrias für Rußland, endlich Castlereagh für England angehörten.

An diese Zusammenkünfte reihten die Sitzungen der mit speciellen Aufgaben betrauten Ausschüsse sich an. Als einen solchen müssen wir vor Allem den betrachten, welcher am Ende des Jahres 1814 auf Castlereaghs Antrag unter dem Namen der statistischen Commission niedergesetzt wurde. Er erhielt die Bestimmung, die erforderlichen Daten über die Bevölkerungszahl der Länder und Gebietstheile zu liefern, welche entweder schon zur Verfügung des Con-

gresses standen oder zu ihr im Laufe der Verhandlungen gelangen konnten. Für England und Hannover wurden Clancarty und Münster, für Frankreich Dalberg, für Oesterreich Wessenberg und der Hofrath in der Staatskanzlei, Nicolaus Wacken, welch Letzterer als zweiter Protokollführer des Congresses neben Friedrich Gentz eine vielbemerkte und vielbelobte Thätigkeit entwickelte, in diese Commission entsendet. Für Preußen wohnten ihr der geheime Rath von Jordan und der Staatsrath Hoffmann bei; den zwei Letzteren wurde einstweilen auch die Vertretung Rußlands anvertraut, bis der in russischen Diensten stehende Elsässer Anstett sie übernahm.

Gleich in der ersten, am 24. December stattfindenden Sitzung verhandelte man über die Länder und Gebiete, auf welche die Arbeiten der statistischen Commission sich ausdehnen sollten, sowie über die fachmännischen Autoritäten, deren Werke hiebei als Grundlage zu dienen hätten. Obgleich man sich über beide Punkte ziemlich rasch zu einigen vermochte, so ging es doch bei den Berathungen dieser Commission nicht immer so friedlich zu, als man nach dem Charakter der ihr übertragenen Aufgaben hätte annehmen sollen. Schon in der ersten Sitzung, in welcher auch das frühere Königreich Westphalen unter den Ländern aufgezählt worden war, auf die sich die Arbeiten der statistischen Commission ausdehnen sollten, wurde dessen Erwähnung mit dem Zusatze begleitet, daß hiedurch dem Principe kein Eintrag geschehen dürfe, demzufolge Länder, welche von ihrem legitimen Souverän nicht abgetreten worden seien, auch nicht als eroberte anzusehen wären. Alle, selbst die preußischen Vertreter stimmten, und zwar diese auch für Rußland bei. Um so größer war daher das Erstaunen, als in der dritten Sitzung Jordan und Hoffmann auf ausdrücklichen Befehl ihrer Regierung die Erklärung zu Protokoll gaben, daß der erwähnte Beschluß nicht in den Wirkungskreis der Commission gehöre. Sie sei nur eingesetzt worden, um die statistischen Daten festzustellen, welche sich auf die dem Kaiser Napoleon und seinen Verbündeten abgenommenen Gebiete bezögen, ohne daß sie sich in Erörterungen über deren künftiges Schicksal einlassen dürfe.

Dagegen erhob nun Graf Münster, auf dessen Antrag ursprünglich jener Zusatz aufgenommen worden war, lebhafte Einsprache. Die Behauptung, meinte er, daß die statistische Commission nicht dazu berufen sei, über die künftige Bestimmung der verfügbaren Länder einen Ausspruch zu thun, könne kein Mitglied derselben verhindern,

XVI.

Verlauf der Verhandlungen.

Gerade so unermüdlich wie in Ausarbeitungen über die mannigfachsten und wichtigsten Fragen, mit denen der Congreß sich zu beschäftigen hatte, war Wessenberg auch als Theilnehmer an den zahlreichen Sitzungen, die ununterbrochen stattfanden. Dieselben können füglich in mehrere von einander ganz verschiedene Kategorien getheilt werden, und eben so ungleich wie sie waren auch ihre Aufgaben und ihre Zahl. Während die einen, bei denen die Vertreter der acht eigentlich den Congreß bildenden Mächte anwesend waren, nur selten abgehalten wurden, geschah dieß unendlich viel häufiger mit denen, an welchen nur die Delegirten der fünf Großmächte theilnahmen. Aber gerade die Berathungen über die allerwichtigsten Fragen, wie über die der Erwerbungen Rußlands auf polnischem Gebiete und der Reconstruction Preußens durch die Einverleibung des ganzen Königreiches Sachsen fanden wenigstens Anfangs nicht in diesem, sondern in einem noch kleineren Kreise statt, der aus den Vertretern der vier früher verbündeten Mächte bestand und dem bloß Metternich und Wessenberg für Oesterreich, Hardenberg und Humboldt für Preußen, Rasumowsky und Kapodistrias für Rußland, endlich Castlereagh für England angehörten.

An diese Zusammenkünfte reihten die Sitzungen der mit speciellen Aufgaben betrauten Ausschüsse sich an. Als einen solchen müssen wir vor Allem den betrachten, welcher am Ende des Jahres 1814 auf Castlereaghs Antrag unter dem Namen der statistischen Commission niedergesetzt wurde. Er erhielt die Bestimmung, die erforderlichen Daten über die Bevölkerungszahl der Länder und Gebietstheile zu liefern, welche entweder schon zur Verfügung des Con-

Preußen nach seinem Besitzstande von 1805 zu entschädigen, so müsse überall auf diesen früheren Zeitpunkt zurückgegriffen werden, denn die Bevölkerungszahl habe sich seither beträchtlich verändert.

Indem Wessenberg schon an und für sich die Richtigkeit dieses Grundsatzes bestritt, meinte er, und wohl mit Recht, daß dessen Anwendung ein für Oesterreich weit günstigeres Resultat als für Preußen herbeiführen müßte. Denn Oesterreich habe in den letzten zwanzig Jahren um fünfzehn Jahre länger Kriege als Preußen geführt und immer auf zwei Seiten Armeen aufstellen müssen. Ferner wandte Wessenberg gegen die Hoffmannschen Tabellen ein, Preußen wolle die ihm zugesprochenen mediatisirten Gebiete zwar annehmen, aber sie nicht in seine Entschädigungsmasse einrechnen lassen. Und schließlich kam er neuerdings auf die Forderung Preußens zu sprechen, einen inneren Zusammenhang zwischen seinen verschiedenen Gebietstheilen hergestellt zu sehen. Indem er sich in eine weitläufige Erörterung dieser Frage einläßt, [1]) verfällt er eigentlich wieder in das, was von preußischer Seite dem Grafen Münster gegenüber nicht ganz mit Unrecht als eine Ueberschreitung der Competenz der statistischen Commission erklärt worden war.

Trotz diesen hie und da auftauchenden Meinungsverschiedenheiten kam es doch, wie es scheint, im Laufe der sechs Sitzungen, welche die statistische Commission bis zum 19. Januar abhielt, niemals zu einem offenen Zerwürfniß, und insbesondere wurde den mühevollen Arbeiten Hoffmanns allseitig die verdiente Anerkennung gezollt.

Eine ganz andere Art der Thätigkeit als der statistischen Commission war derjenigen zugewiesen, welche vom Congresse für die schweizerischen Angelegenheiten niedergesetzt worden war. Neben Wessenberg finden wir dort Humboldt für Preußen, Stewart und den zu jener Zeit zum ersten Male in den Vordergrund tretenden, erst sechsundzwanzigjährigen Stratford Canning, der später als Viscount Stratford de Redcliffe in der Türkei eine so tiefe Furchen ziehende Wirksamkeit entwickelte, für England, endlich den Freiherrn von Stein und Kapodistrias für Rußland. Von der vierten Sitzung angefangen, die am 30. November stattfand, wohnte auch Dalberg für Frankreich den Berathungen bei. Bei ihnen handelte es sich be-

[1]) Denkschrift: Bemerkungen über die Hoffmannschen Tabellen, von Wessenberg herrührend und zum Theile von seiner Hand.

kannter Maßen vorzugsweise um den Anspruch des Cantons Bern auf Wiederherstellung seiner früheren Herrschaft über die Cantone Waadt und Aargau, oder wenn sich dieselbe, wie vorherzusehen, nicht werde verwirklichen lassen, um Entschädigung für deren Verlust. Gleich in der ersten Sitzung gab Wessenberg seine Meinung dahin ab, daß diese Cantone der einmal erlangten Selbstständigkeit nicht wieder beraubt werden könnten. Allerdings verdiene auch der Anspruch Berns auf Schadloshaltung Beachtung. Am besten werde sie durch Berücksichtigung des Vorschlages erfolgen, einen Theil des als erobertes Land zu betrachtenden Bisthums Basel hiezu zu verwenden.[1]) Da auch Preußen, England und Rußland hiemit in der Hauptsache einverstanden waren, so wurde der endgiltige Beschluß in diesem Sinne gefaßt.

Schwieriger war es, sich in einer Frage zu einigen, welche den Grenzzug der Schweiz nach Außen hin, und zwar gegen Oesterreich anging. Schon in der Sitzung vom 10. December, der siebenten, welche in dieser Commission überhaupt stattfand, war von Wessenberg eine schriftliche Erklärung eingebracht worden, in welcher gesagt wurde, daß der Kaiser von Oesterreich weit davon entfernt sei, auf Kosten der Schweiz Rechte auf Gebietstheile geltend machen zu wollen, welche ehemals zu den nun in seinen Besitz übergegangenen italienischen Ländern gehörten. Er werde daher auch der Wiedereinsetzung der Schweiz in ihre früheren Grenzen nicht entgegen sein, wenn man darin eine Bürgschaft für ihre Ruhe, ihre Unabhängigkeit und ihre Neutralität erblicke. Er sei vielmehr weiter als irgend eine andere Macht gegangen, indem er das Frickthal opferte, um hiedurch die auf die Schweiz bezüglichen Gebietsausgleichungen zu erleichtern.

Was jedoch das Valtelin angehe, so verdienten die eigenthümliche Lage dieses Landstriches, die Armuth seiner Bewohner, der tief eingewurzelte Nationalhaß zwischen ihnen und ihren ehemaligen Mitbürgern, den Graubündnern, ihre flehentlichen Bitten, nicht mehr in die früheren Verbindungen mit ihnen zurückkehren zu müssen, endlich die Gebietsveränderungen, welche mit der Schweiz seit der Lostrennung des Valtelins von ihr vor sich gegangen seien, die ernsteste Beachtung sowohl der Mächte als der Eidgenossenschaft selbst. Der

[1]) Opinion du Plénipotentiaire d'Autriche. Beilage zum Protokolle vom 19. November.

Kaiser fühle sich als Herzog von Mailand, und zwar als Garant des Vertrages von 1639 nur dazu verpflichtet, eine etwaige Zurückstellung des Valtelins an die Schweiz an die Bedingung zu knüpfen, daß dessen Bewohner in Zukunft die gleichen Rechte, die gleiche Freiheit und die gleiche Unabhängigkeit genießen sollten wie die der übrigen Cantone. [1])

Auf Grundlage dieser österreichischen Erklärung wurde nun in der Conferenz der Beschluß gefaßt, zwar das Valtelin, Chiavenna und Bormio mit der Schweiz zu vereinigen, jedoch über die näheren Modalitäten, unter denen dies geschehen solle, die Delegirten der Graubündner sowie diejenigen des Valtelins zu hören. Die Letzteren erneuerten ihre inständigen Bitten, mit der österreichischen Lombardie vereinigt zu werden, die Graubündner aber stellten das, was in dieser Sache geschehen solle, den Vertretern der Schweiz anheim. In deren Namen ergriff nun der Erste derselben, Hanns von Reinhard das Wort. Er sagte den Stimmführern der Valteliner, Graf Diego Guicciardi und Girolamo Stampa auf den Kopf zu, daß trotz der von ihnen vorgebrachten Bitte den Bewohnern dieses Landstriches doch dessen Einverleibung in die Schweiz erwünscht wäre. Die letztere aber betrachte sie als ungemein wichtig für ihre Interessen, und wenn die Graubündner nur wenig Neigung hiefür bezeigten, so sei die Ursache hievon nur in ihrer Furcht vor Verstärkung des Einflusses der Katholiken auf ihre Religionsangelegenheiten sowie vor einer Verringerung ihrer Ansprüche auf Entschädigung gelegen. Als Auskunftsmittel schlug Reinhard vor, den bestehenden drei Bünden einen vierten, zwar abgesonderten, aber doch nicht ganz unabhängigen hinzuzufügen, der zwar seine eigene Verwaltung und Gerichtsbarkeit besitze, aber an der allgemeinen Vertretung des Cantons sich in billiger Weise betheilige. [2])

Diesem Standpunkte entsprachen denn auch die Anträge, welche die Commission für die schweizerischen Angelegenheiten mit Wessenbergs Zustimmung in den Generalbericht [3]) aufnahm, den sie dem Congreß unterbreitete. Ihnen zufolge sollten das Valtelin, Chiavenna und Bormio mit der Schweiz und zwar als Bestandtheil des Cantons

[1]) Wessenbergs Erklärung. Undatirt. Beilage des Protokolls der 7. Sitzung vom 10. December.

[2]) Protokoll der 9. Sitzung vom 13. December.

[3]) Derselbe ist abgedruckt bei Klüber, V. 269—300.

Graubünden vereinigt werden. Gleich diesem Canton sollten sie jedoch einen eigenen Delegirten zur Tagsatzung absenden dürfen. Da es aber dort für jeden Canton nur einen einzigen Abgeordneten gebe, so habe der Vertreter Graubündens drei Jahre hindurch, derjenige der neu hinzukommenden Thäler aber jedes vierte Jahr die Stimme für Graubünden zu führen.

Diesem Generalberichte gegenüber trat jedoch Metternich in der Conferenz der acht Mächte, welche am 9. Februar stattfand, mit einem Entwurfe auf, der den Vorschlag in sich begriff, die drei Thäler nicht wieder zu Graubünden zu schlagen, sondern einen eigenen Canton aus ihnen zu bilden. Einigen Mitgliedern der Conferenz erschienen die von Metternich aufs Tapet gebrachten Aenderungen wichtig genug, um den Antrag zu stellen, sie der schweizerischen Commission zu einer neuerlichen Prüfung zu überweisen. Nachdem dieß geschehen war, legte Wessenberg im Auftrage seiner Regierung ein Project vor, in welchem die Wiedervereinigung der drei Thäler mit Graubünden gar nicht erwähnt, somit stillschweigend deren Belassung bei der Lombardie in Antrag gebracht wurde. Und am 13. März fügte er noch als Gegenleistung den Vorschlag einer Abtretung der mitten in Graubünden beim Eingang in die Via-Mala gelegenen, ehemals österreichischen Herrschaft Rhäzüns an diesen Canton hinzu. Obgleich das Einkommen, welches Oesterreich früher aus ihr gezogen, ein verschwindend geringes war, konnte doch ihre Erwerbung wegen verschiedener mit ihrem Besitze verbundener Rechte eine für Graubünden nicht vollkommen werthlose genannt werden.

Der in Gemäßheit dieses Antrages abgeänderte Entwurf wurde in der Conferenz der acht Mächte vom 19. März, von der eidgenössischen Tagsatzung aber am 27. Mai genehmigt und dadurch eine feste Grundlage gewonnen für die zukünftige politische Existenz der Schweiz.

Auch in dem Comité, welches die auf Sardinien bezüglichen Angelegenheiten näher zu erörtern beauftragt war, wurde Oesterreich durch Wessenberg vertreten. Seine Aufgabe in demselben zerfiel in zwei von einander verschiedene Theile. Der erste bezog sich auf die diesem Lande zugedachte Vergrößerung durch das Gebiet der ehemaligen genuesischen Republik. Es war dieß einer der wenigen Punkte, hinsichtlich dessen sich die zur Entscheidung berufenen Großmächte ziemlich einmüthig zeigten. Für Oesterreich konnte zwar ein

ansehnliches Anwachsen der Macht Sardiniens nicht gerade willkommen sein, aber einerseits wurde dieser Staat auch durch ein solches noch immer nicht mächtig genug, um für sich allein Oesterreich Anlaß zu wirklich gegründeten Besorgnissen zu geben. Und andererseits durfte man sich in Wien nicht verhehlen, daß der Fortbestand Genua's als einer unabhängigen Republik auch in Venedig die Sehnsucht nach einer gleichen politischen Stellung wieder wachrufen könnte. Die eifrigen Bemühungen des einer der vornehmsten genuesischen Familien entstammenden Marchese Brignole, seiner Vaterstadt ihre ehemalige Unabhängigkeit wieder zu verschaffen, blieben daher bei Oesterreich sowohl als bei den übrigen Congreßmächten ohne Erfolg.

Ein gleiches Schicksal war der Bestrebung Wessenbergs beschieden, für Oesterreich den Landstrich westlich vom Ticino und vom Lago maggiore zu erhalten, durch welchen die vom Simplon herabkommende Straße nicht auf sardinischem, sondern auf österreichischem Gebiete nach Italien gelangt wäre. Wie er es schon vor seiner Berufung in den Congreß gethan, so entwickelte Wessenberg auch jetzt wieder die für dieses Project in die Wagschale fallenden Gründe in ausführlicher Weise. Nachdem er im Interesse der Bewohner der Lombardie die Wiederherstellung sämmtlicher Bestimmungen des im Jahre 1751 zwischen Oesterreich und Sardinien abgeschlossenen Vertrages als nothwendig dargelegt, kommt er auf den neu festzustellenden Grenzzug zu sprechen und hebt hervor, daß der im Pariser Friedensvertrage angenommene für Oesterreich keinen Vertheidigungspunkt wider einen gegen den Mincio gerichteten feindlichen Angriff darbiete. Außerdem würde hiedurch die Lombardie ihres wichtigsten Verkehrsmittels mit der Schweiz, der Straße über den Simplon beraubt. Von dem Augenblicke angefangen, in welchem diese in eine fremde Hand übergienge, würde sie den österreichischen Ländern in Italien nur zum Schaden gereichen. Denn ein Gegner, der sich im Besitze der von der Simplonstraße durchschnittenen Defileen befinde, könne jederzeit ungehindert herabsteigen in die lombardische Ebene. Außerdem sei diese Straße der einzige Verkehrsweg für den Handel mit der Schweiz, und man dürfe noch hinzufügen, daß sie auf Kosten der Mailänder gebaut worden sei. [1])

[1]) Points de négociation entre les Cours de Vienne et de Turin. Von Wessenberg mit einem Schreiben vom 23. November 1814 dem Fürsten Metternich übersendet.

Wessenberg geht aber noch viel weiter in seinen Begehren. Um Oesterreich an dieser seiner Südwestseite sicherzustellen, hält er eine Grenzlinie für wünschenswerth, welche sich von den Penninischen Alpen bis zum Monte Rosa und dann die ganze Sesia entlang von dem Ursprunge dieses Flusses bis zu dessen Mündung in den Po erstrecke. Hierauf sollte sie dem Laufe dieses Stromes bis Valenza folgen und endlich bei Alessandria den Tanaro erreichen, um längs dieses Flusses wieder an den Po zurückzugelangen. Das sei, so meinte Wessenberg, die einzige militärische Linie jenseits des Mincio. Wäre sie aber durchaus nicht zu bekommen, so würde es doch von sehr großer Wichtigkeit sein, wenigstens den nördlichen Theil des Departements der Agogna und das Besatzungsrecht in Alessandria für Oesterreich zu erwerben.

Man sieht wohl daß dort, wo es um die Interessen seines Vaterlandes sich handelte, auch Wessenberg nicht gerade bescheiden war in seinen Begehren. Seine Rechtfertigung hiefür oder wenigstens seine Entschuldigung liegt jedoch in der Betrachtung, daß wenn Sardinien, ohne daß es zur Befreiung Europa's vom Joche Napoleons irgend etwas hinzugethan, eine so ansehnliche Vergrößerung wie die durch das ganze ehemals genuesische Gebiet erhielte, auch Oesterreich nicht ohne allen Antheil an diesem Gewinn bleiben sollte. Aber Wessenberg verfiel wohl bei diesem Verlangen selbst in den Fehler, den er bei Anderen so oft mit Anwendung des Sprichwortes rügte: „Wer zu viel verlangt, erhält nichts."

Wenn der Hauptgrund für die beträchtliche Verstärkung Sardiniens in dem Bestreben der Mächte zu finden ist, es zu einem widerstandsfähigen Bollwerk gegen Frankreich in dessen Südosten werden zu lassen, so sollte aus den gleichen Motiven ein solches auch aus dem mit Belgien vereinigten Holland im Norden Frankreichs gemacht werden. Gleichsam von selbst fiel diese neugeschaffene Krone dem Prinzen Wilhelm von Oranien zu, dem vor Allem seine Abstammung hierauf das erste Anrecht verlieh. Außerdem hatte der Prinz, ein Schwager des Königs von Preußen, zu den eifrigsten und standhaftesten Widersachern Napoleons gehört, sowohl in preußischem als in österreichischem Dienste gegen ihn gefochten und darüber alle seine Besitzungen verloren. Ihn hiefür zu belohnen, darin schienen nun alle früher verbündeten Mächte wetteifern zu wollen. Wessenberg aber nahm an den hierauf bezüglichen Ver-

handlungen einen so lebhaften Antheil, daß Metternich dieß noch nach anderthalb Jahrzehnten ausdrücklich hervorhob und auch der neue König von Holland ihm durch eine Reihe von Jahren dankbar ergeben blieb, bis endlich der Lauf der Ereignisse hierin eine Aenderung herbeiführte.

Auch an dem Zustandekommen der Vereinbarungen, welche die Schifffahrt auf den mehrere Staaten berührenden, insbesondere deutschen Flüssen betrafen, hatte Wessenberg als Mitglied der hierauf bezüglichen Specialcommission wesentlichen, aber doch viel geringeren Antheil als Andere, insbesondere als Wilhelm von Humboldt. Bei weitem die wichtigste Aufgabe jedoch, deren Erfüllung ihm während der Dauer des Wiener Congresses oblag, erstand ihm aus seiner Theilnahme an den Verhandlungen über die Gestalt, welche dem gemeinsamen Bande zu geben war, das künftighin die verschiedenen Staaten Deutschlands zu einem Ganzen vereinigen sollte. Aus den Vertretern Oesterreichs und Preußens, neben denen für Baiern Fürst Wrede, für Hannover die Grafen Münster und Hardenberg, für Württemberg endlich der Staatsminister Freiherr von Linden Sitz und Stimme besaßen, wurde der hiezu berufene Ausschuß gebildet, der berühmte Lehrer des Völkerrechtes aber, Georg Friedrich von Martens, führte das Protokoll.

Zu der am 14. October stattfindenden ersten Sitzung brachte Wessenberg einen von ihm selbst ausgearbeiteten Entwurf einer Erklärung mit, durch welche den in dem Ausschusse nicht vertretenen deutschen Regierungen dessen Zusammensetzung sowie die ihm gestellte Aufgabe kundgegeben werden sollte. Die letztere lag nach Wessenbergs Ausdruck in der Feststellung der Modalitäten, unter denen der sechste Artikel des Pariser Friedensvertrages, der die Vereinigung der Staaten Deutschlands in ein Föderativsystem aussprach, verwirklicht werden sollte. Bei diesem Werke seien, war in der von Wessenberg entworfenen Erklärung gesagt, die fünf deutschen Regierungen der Zustimmung ihrer Mitstände schon im Voraus gewiß, weil sich dieselben ja schon größtentheils durch bindende Tractate den Einrichtungen gefügt hätten, „welche durch die zur Erhaltung der deutschen Freiheit definitiv festzusetzende Ordnung der Dinge erfordert werden würden.“[1])

[1]) Wessenbergs Entwurf einer Declaration des Comité's an die übrigen deutschen Mitstände. Beilage des Protokolles vom 14. October.

Es ist aus dem Protokolle der betreffenden Sitzung nicht zu ersehen, weßhalb während derselben die von Wessenberg entworfene Erklärung nicht zur Berathung kam, ja sogar, wie es scheint, gar nicht vorgelegt wurde. Wohl aber finden wir, daß man Martens mit der Ausarbeitung einer solchen betraute. Aber auch über ihr schien kein günstiger Stern zu walten, denn auf Metternichs Antrag wurde in der nächsten Sitzung [1]) von der Ausfertigung einer derartigen Erklärung überhaupt Abstand genommen und beschlossen, sich darauf zu beschränken, gegebenen Falles eine ihr angemessene Sprache gegen die Vertreter der übrigen deutschen Staaten zu führen.

Bei weitem wichtiger war jedoch der gemeinsame Vorschlag, der in derselben Sitzung von den Bevollmächtigten Oesterreichs und Preußens für die Gestaltung des zukünftigen Bundesverhältnisses eingebracht wurde. In diesem einmüthigen Vorgehen der deutschen Großmächte lag die Bedeutung ihres Schrittes, während die Anträge, die sie befürworteten, wohl schon von vorneherein zu gegründeten Bedenken Anlaß geben mußten.

Ehe auf sie hier näher eingegangen werden kann, wird darauf hinzuweisen sein, daß die Vorgänge, welche sich auf die Neuordnung Deutschlands bezogen, vor nicht gar langer Zeit von einem seither leider Verstorbenen zum Gegenstande einer Darstellung gemacht wurden, [2]) welche hinsichtlich der stylistischen Meisterschaft, mit der sie entworfen ist, eben so hoch steht als sie vom Standpunkte der historischen Wahrheit aus ein entschiedenes Verdammungsurtheil verdient. Alles was von preußischer Seite geschah, wird dort als vortrefflich, als auf den edelsten, uneigennützigsten Beweggründen beruhend geschildert, und wo dieß durchaus nicht mehr angeht, wenigstens so viel als nur immer möglich entschuldigt. Was aber Oesterreich und Hannover thaten, von Baiern und Württemberg gar nicht zu reden, wird schon von vorneherein hämisch beurtheilt, in den Staub gezerrt und in solcher Weise in ein vollkommen falsches Licht gestellt.

Bewundernswerth ist ohne Zweifel das schriftstellerische Talent, welches aufgewendet wurde, um das wohl nur durch viel zu weit getriebene Voreingenommenheit irregeleitete eigene Urtheil auf weite Kreise zu übertragen. Aber so tief der hiedurch bewirkte Eindruck

[1]) Am 16. October.

[2]) Heinrich von Treitschke. Deutsche Geschichte. Band I.

immerhin sein mag, so wird doch der Hoffnung nicht ganz zu entsagen sein, daß auch in dieser Beziehung die Wahrheit endlich sich Bahn brechen und es dahin bringen wird, das übertriebene Lob wie den ungerechtfertigten Tadel zurückzuführen auf das ihr entsprechende Maß. Wer allein von diesem Streben nach Wahrheit sich leiten läßt, wird sich bald überzeugen, daß die Triebfeder der deutschen Regierungen, die österreichische und die preußische mit inbegriffen, bei allen so ziemlich die gleiche, die eines freilich ziemlich weit getriebenen Egoismus war. Die Interessen des eigenen Staates waren es, welche für sie Alle fast ausschließlich im Vordergrunde standen. Was aber Deutschland als Gesammtbegriff, was die deutsche Nationalität und insbesondere jene Einheit des Vaterlandes anging, welche späterhin den Zielpunkt so edler und so berechtigter Bestrebungen bildete, so wurde dieß damals von ihnen wohl ausnahmslos erst in die zweite Linie gestellt, ja von den ehemaligen Rheinbundstaaten gar nicht beachtet.

Wie die Höfe selbst, so verhielten sich natürlicher Weise auch ihre Diplomaten. Auf preußischer Seite war wohl nur deshalb ein etwas größerer Eifer für die reindeutschen Interessen als auf der Oesterreichs und Hannovers bemerkbar, weil mit ihnen dasjenige Preußens zusammenfiel, welchem dereinst den ersten Platz, ja die Oberherrschaft in Deutschland zu verschaffen, schon zu jener Zeit das nicht immer eingestandene, aber doch allmälig deutlicher hervortretende Endziel der preußischen Bestrebungen wurde. Und daß hievon die Haltung anderer deutschen Höfe, insbesondere derjenigen von München und von Stuttgart recht unvortheilhaft abstach, läßt sich in gar keiner Weise bestreiten. Aber um auch gegen sie nicht ungerecht zu werden, wird man nicht außer Acht lassen dürfen, daß sie nicht Deutschland, sondern der Parteinahme für Napoleon und der Belohnung für sie ein Emporkommen verdankten, welches ihnen unter den früheren deutschen Verhältnissen wohl niemals zu Theil geworden wäre. Daß dadurch in jenen Ländern, und schon gar bei ihren Regierungen das deutsche Vaterlandsgefühl nicht gerade gestärkt werden konnte, war gewiß lebhaft zu bedauern, aber doch auch wieder leicht zu erklären.

Jedoch auch Persönlichkeiten, deren echt deutsche Gesinnung von vorneherein keinen Augenblick bezweifelt werden konnte, unter ihnen in vorderster Reihe der Freiherr von Stein, traten mit Projecten

hervor, deren Undurchführbarkeit auf der Hand lag und durch die nichts Anderes als die unendliche Schwierigkeit der Aufgabe dargethan wurde, deren Lösung sie anstrebten. Es genügt auf den Plan hinzuweisen, über den sich schon im Juli 1814 Stein mit Hardenberg geeinigt hatte. Ihm zufolge sollte Oesterreich in den deutschen Bund nur mit seinem Länderbesitze westlich vom Inn, somit ohne das Erzherzogthum und ohne die Steiermark, etwa nur mit dem zwanzigsten Theile seines Umfanges eintreten. Daß die österreichischen Staatsmänner hiegegen energische Einsprache erheben würden, war unschwer vorherzusehen, und jedenfalls weniger zu verwundern, als wie Hardenberg einem Projecte zustimmen konnte, demzufolge auch Preußen nur mit seinem Gebiete westlich von der Elbe dem Bunde angehören sollte. Die Leitung desselben dachte man von vorneherein dualistisch zu gestalten, indem man Oesterreich den Vorsitz, Preußen aber die Geschäftsführung übertrug. Außerdem sollte zur Handhabung der Executive ein Rath der Kreisobersten eingesetzt werden, von denen Oesterreich und Preußen je drei, die übrigen Bundesmitglieder aber zusammen fünf ernennen würden. Und mit diesem in so verkümmerter Gestalt geschaffenen Bundesstaate sollten die zwei deutschen Großmächte völkerrechtliche Bündnisse abschließen, zu denen man auch noch die Schweiz und die Niederlande einladen wollte.[1])

Einige Aehnlichkeit mit diesem Entwurfe bot derjenige dar, welchen Metternich im Einverständnisse mit Hardenberg in der Ausschußsitzung vom 16. October vortrug. Aus zwölf Punkten bestand er; sein Hauptvorzug lag darin, daß von der ursprünglich projectirten Selbstverstümmlung Deutschlands Umgang genommen und der Beitritt Oesterreichs und Preußens zum Bunde mit ihren deutschen Ländern überhaupt in Vorschlag gebracht wurde. Hiegegen war wieder die von Stein proponirte Kreiseintheilung beibehalten und ein Rath der Kreisobersten beantragt, in welchem Oesterreich und Preußen mit je zwei, Baiern, Hannover und Württemberg mit je einer Stimme vertreten sein sollten. Dieser Rath der Kreisobersten hätte ununterbrochen in einer und derselben Stadt versammelt zu bleiben und seine Entscheidungen mit Mehrheit der Stimmen zu treffen. Ausschließlich zugewiesen waren ihm die Leitung und die ausübende Gewalt des Bundes, seine Vertretung nach Außen hin in den Fällen, in denen

[1]) Geschichte der deutschen Verfassungsfrage von Wilhelm Adolf Schmidt, herausgegeben von Alfred Stern. Stuttgart 1890. S. 159—172.

er als Ganzes erscheinen müsse, endlich die Entscheidung über Krieg und über Frieden.

Neben dem Rathe der Kreisobersten sollte auch ein solcher der Fürsten und der freien Städte eingesetzt werden. Virilstimmen wären darin den Vertretern solcher regierenden Häuser zuzugestehen, denen durch das Alter ihrer fürstlichen Würde, den Glanz ihres Geschlechtes und die Anzahl ihrer Unterthanen hierauf Ansprüche erwüchsen. Von neufürstlichen Geschlechtern dürften sich nur solche darunter befinden, deren Gebiet eine Anzahl von mehr als hunderttausend Seelen beherberge. Auch die übrigen fürstlichen Häuser so wie die freien Städte würden, und zwar mit Curiatstimmen in dieser Corporation vertreten sein. Sie würde sich gemeinschaftlich mit dem Rathe der Kreisobersten hauptsächlich mit allgemeinen, die innere Wohlfahrt betreffenden Gegenständen zu beschäftigen haben und nur einmal im Jahre tagen. In beiden Rathsversammlungen habe Oesterreich das Directorium auszuüben, worunter man jedoch nur eine bloß formelle Leitung der Verhandlungen verstehe.

Der Wirkungskreis der Kreisobersten sollte dagegen in der Aufrechthaltung des Bundesvertrages und der Bundesbeschlüsse, in der Leitung der Kreisversammlungen, in der höchsten Aufsicht über das Kriegswesen des Kreises und endlich darin bestehen, mit ihren Gerichten die letzte Instanz für diejenigen Kreisstände zu bilden, welche nach dem Bundesvertrage nicht selbst eine solche besäßen. Um zu verhindern, daß nicht ein einzelner Bundesstaat die äußere Sicherheit Deutschlands in Gefahr bringe, habe jeder deutsche Fürst, der keine Länder außerhalb Deutschlands besitze, sich zu verpflichten, weder Kriege für sich mit auswärtigen Mächten zu führen noch Antheil an solchen zu nehmen. Ohne Vorbehalt der Zustimmung des Bundes dürfe er keine hierauf abzielenden Allianzen schließen oder Subsidienverträge eingehen. Endlich hätten sie Alle sich des Rechtes der Bekriegung unter einander zu begeben und sich bei ihren Streitigkeiten der bundesgerichtlichen Entscheidung zu unterwerfen.

In den beiden letzten Paragraphen wurde auch der bis dahin ganz unbeachtet gebliebenen Unterthanen gedacht. Der zu errichtende Bundesvertrag, hieß es in Bezug auf sie, habe eine ständische Verfassung in jedem einzelnen Bundesstaate und ein Minimum der ständischen Rechte als nothwendig zu erklären. Und zum Schlusse wurde auch noch gesagt, daß jeder Deutsche gewisse Rechte, wie das der Aus-

wanderung unter bestimmten Beschränkungen, oder das in den Dienst eines anderen deutschen Staates als seines Heimatlandes zu treten, für sich in Anspruch nehmen dürfe.[1])

Auch in der vorläufigen Erörterung, die sich über diese Vorschläge entspann, gingen die Vertreter Oesterreichs und Preußens einmüthig Hand in Hand. Besonders dabei hervorzuheben ist nur Metternichs Bemerkung, daß der Vorschlag, Oesterreich das Präsidium zu übertragen, zuerst von Preußen gemacht und von österreichischer Seite nur unter der ausdrücklichen Bedingung angenommen worden sei, daß er sich einzig und allein auf den formellen Geschäftsgang beschränke, somit der sonstigen Gleichberechtigung sämmtlicher Mitglieder hiedurch kein Eintrag geschehe.

Hatten Wrede für Baiern, und Linden, dem sich auf ausdrückliches Begehren seines Königs nun auch der Staatsminister Graf Wintzingerode zugesellte, für Württemberg in particularistischem und absolutistischem Sinne Einwendungen gegen die eingebrachten Vorschläge erhoben, so wurden ihre Ausführungen schon in dieser, noch mehr aber in den folgenden Sitzungen von den Bevollmächtigten der drei übrigen Staaten lebhaft bekämpft, und die Behauptung ist unwahr, daß diejenigen Oesterreichs und Hannovers hierin hinter denen Preußens zurückgeblieben seien. So war es Münster, der sich voll Eifer gegen Wintzingerode's Mittheilung erhob, er sei von seinem Könige dahin instruirt, sich auf gar nichts einzulassen, was dessen Souveränetätsrechten im Inneren seines Landes auch nur die geringste Beschränkung auferlegen könnte. Münster verstärkte seine mündliche auch noch durch eine schriftliche Erklärung, die er dem Sitzungsprotokolle vom 22. October beilegen ließ.

Hatte hinsichtlich dieses Punktes sogar Wrede gegen seine württembergischen Collegen gestimmt, so trug er ihnen doch in Bezug auf einen anderen wieder die Fahne des Particularismus voran. Heftig vertrat er das bisherige Recht seines Königs, mit auswärtigen Staaten Bündnisse zu schließen, und er brachte es wirklich dahin, daß man ihn aufforderte, eine Fassung des betreffenden Artikels zu versuchen, über welche man sich vielleicht zu einigen vermöchte.

Auch in Bezug auf einen, die Stimmenzahl im Rathe der Kreisobersten betreffenden Einspruch Wrede's ließen die Vertreter

[1]) Erste Propositionspunkte, mit Correcturen von Wessenbergs Hand. Beilage zum Sitzungsprotokolle vom 16. October.

Oesterreichs und Preußens sich nachgiebig finden. Zwar gingen sie nicht darauf ein, daß entweder Oesterreich und Preußen nur eine oder gleich ihnen auch Baiern zwei Stimmen einzuräumen wären, aber sie ließen sich doch zu dem Zugeständnisse herbei, daß in all den Fällen, in denen die drei übrigen Kreisobersten einstimmig einer anderen Meinung als die Vertreter der zwei deutschen Großmächte sein würden, jene drei Stimmen hinreichen sollten, um einen Majoritätsbeschluß zu vereiteln. In einem derartigen Falle könnten ja, so meinten sie, um eine Mehrheit zu erzielen und zu verhindern, daß irgend eine Angelegenheit wegen Gleichheit der Stimmen unausgetragen bliebe, Baden und Hessen dem Rathe der Kreisobersten beigezogen werden. [1])

Die wiederholt ausgesprochene Behauptung, Fürst Metternich sei damals grundsätzlich auf Schwächung der zu vereinbarenden Bundesverfassung ausgegangen, wird von einem der gewissenhaftesten Geschichtsforscher der neuesten Zeit als nicht der Wahrheit entsprechend erklärt.[2]) Daß gerade Metternich es war, der in jenen Tagen den Sonderbestrebungen Baierns und Württembergs vielleicht noch nachdrücklicher als selbst die preußischen Bevollmächtigten entgegentrat, zeigte sich, um nur einen einzigen Fall zu erwähnen, in der Sitzung vom 26. October in deutlichster Weise. Mit der ihm eigenen Unverfrorenheit hatte Wrede erklärt, daß Baiern zwar, weil solches allgemein gewünscht werde, dem beabsichtigten Bunde beitreten wolle, daß dieß jedoch nicht in Anbetracht seines speciellen Interesses geschehe. Denn es vermöchte den Vortheil, den es hieraus ziehen könne, ebensogut durch Bündnißverträge mit einzelnen Mächten zu erreichen.

Mit Nachdruck wurde ihm hierauf von Metternich erwiedert, daß Baiern den ungeheuren Gewinn in Anschlag zu bringen habe, der auch ihm aus der Befestigung der Ruhe in Deutschland erwachse. Aber auf diese Ruhe wäre nur dann zu hoffen, „wenn Deutschland als ein einiger, energischer Staat gegen alle auswärtigen Mächte auftreten könne.“ [3])

In den folgenden Sitzungen der deutschen Conferenz wurde die Berathung über den von Oesterreich und Preußen eingebrachten Entwurf eifrigst fortgesetzt. Lebhaft betheiligte sich auch Wessenberg

[1]) Sitzungsprotokoll vom 24. October.

[2]) Wilh. Ad. Schmidt. S. 233.

[3]) Sitzungsprotokoll vom 26. October.

an der stattfindenden Erörterung, und sehr häufig brachte er umsichtig entworfene Abänderungsvorschläge ein,[1] welche denn auch wenigstens im Allgemeinen nicht der Zustimmung entbehrten. Aber freilich wurde ihnen dieselbe von Seite Baierns und Württembergs weit seltener als von den drei anderen Staaten zu Theil. Fest hielten dieselben zusammen, und Wrede's Bestreben, das nach seinem eigenen Geständnisse von allem Anfange an darauf gerichtet war, Zwietracht zwischen Oesterreich und Preußen zu säen,[2] blieb wenigstens hinsichtlich dessen, was sich auf die zukünftige Gestaltung Deutschlands bezog, so ziemlich erfolglos. Um so inniger schloß er nach wie vor an die Vertreter Württembergs sich an, von denen nun Wintzingerode viel häufiger und leidenschaftlicher als Linden das Wort führte. Mit besonderer Heftigkeit entbrannte der Streit in dem Augenblicke, in welchem man begann, von der Zusammensetzung des zweiten, des Fürstenrathes, und von den Befugnissen zu reden, die man ihm beilegen wollte. Schließlich erklärten die württembergischen Bevollmächtigten, sie seien angewiesen, ihre Meinung hierüber erst dann auszusprechen, wenn der hiefür in Aussicht gestellte umfassende Vorschlag vorliegen würde. Nun wurde diese Sitzung, die dreizehnte und letzte der ersten deutschen Conferenz, bis auf Weiteres geschlossen; von einer förmlichen Austrittserklärung der Württemberger aus dem Rathe der Fünf, wodurch „vor den Augen des spottenden Europa's die deutsche Pentarchie zu Grunde gegangen sein soll",[3] ist wenigstens in dem betreffenden Sitzungsprotokolle[4] mit keinem Worte die Rede.

Kamen nun auch die Berathungen des für die deutschen Angelegenheiten tagenden Ausschusses für einige Zeit zum Stillstande, so läßt sich doch nicht auch ein Gleiches von den Bemühungen behaupten, in dieser Sache zu irgend einem Ergebnisse zu kommen. Allerdings waren die Zielpunkte, denen hiebei zugestrebt wurde, von einander äußerst verschieden. Die von Seite Baierns und Württembergs im Ausschusse errungenen Lorbeern ließen auch Baden nicht schlafen. An dem Tage, an welchem die Conferenz ihre letzte Sitzung abhielt,

[1] Vergl. Schmidt, S. 238.

[2] Wrede an Montgelas. Wien, 24. December 1814. Bei Heilmann. Fürst Wrede, S. 409.

[3] Treitschke, I. 685. Die gänzliche Grundlosigkeit dieser Behauptung wird auch von W. A. Schmidt, S. 286—293 überzeugend dargethan.

[4] Vom 16. November.

reichte Baden eine Verwahrung ein, durch welche es seinem Großherzog alle Rechte einer unbeschränkten Souveränetät vorzubehalten erklärte. Und in auffallendem Gegensatze hiezu stand eine Collectivnote, welche am gleichen Tage von mehr als zwanzig der kleineren Fürsten und den deutschen Städten eingebracht wurde. Darin baten sie Oesterreich und Preußen, allen deutschen Staaten einen neuen, auf gleichen Rechten und einer vollständigen Repräsentation aller Bundesglieder beruhenden Verfassungsplan vorzulegen; ein deutscher Kaiser müsse an die Spitze des Bundes gestellt werden. Während also die Einen, die Mittelgroßen, sich auf ihre vermeintlichen Rechte steiften und Miene machten, die Stellung unabhängiger Mächte beizubehalten, welche zu spielen ihnen niemals weniger als unter dem Drucke ihres Zwingherrn Napoleon erlaubt gewesen war, zeigten die Anderen, die Kleinen, sich zu ziemlich weitgehender Unterwerfung unter das zukünftige Reichsoberhaupt bereit. Aber weder den Einen noch den Anderen wurde die Erfüllung ihrer Wünsche zu Theil.

Was zunächst das so heiß begehrte Wiederaufleben der deutschen Kaiserwürde betraf, so lag der entscheidende Beweggrund für Oesterreich, nicht hierauf einzugehen, ohne Zweifel in der tiefeingewurzelten Ueberzeugung, daß von Seite Preußens niemals eine wirkliche Unterordnung unter ein derartiges Reichsoberhaupt zu gewärtigen sei. Besitze man aber weder die Macht noch den Willen, Preußen gewaltsam zu einer solchen Unterordnung zu zwingen, so müsse die Kaiserwürde neuerdings zu jenem Schattenbilde werden, das sie seit den Tagen Franz des Ersten, des Gemals der Kaiserin Maria Theresia, bis herab auf dessen Enkel gewesen sei. Daß der Letztere kein Verlangen darnach trug, wieder in eine Stellung zu treten, bei welcher das reale Machtverhältniß in grellstem Gegensatze zu dem äußeren Scheine stand, lag auf der Hand und kann ihm bei ruhiger Erwägung durchaus nicht zum Vorwurfe gemacht werden. Seine ernste, nüchterne Anschauung der Dinge ließ ihn keinen Augenblick verkennen, daß die Rolle, die man ihm zudachte, das nominelle Oberhaupt eines Staatengebildes zu sein, dessen nächstmächtigster Bestandtheil von jeglicher Unterordnung unter dasselbe himmelweit entfernt war, weder eine seiner würdige noch Deutschland irgendwie frommende sein könnte. Auch daß einige seiner Rathgeber, zu denen wohl auch Wessenberg gehörte, vor Allen aber die, welche aus kleineren deutschen Staaten stammten, zur Wiederannahme der Kaiserwürde

riethen, brachte hierin ebensowenig eine Aenderung hervor, als dieß die Denkschriften über diesen Gegenstand vermochten, von denen die bedeutendste sogar von einem der Bevollmächtigten Rußlands, dem Grafen Kapodistrias, aber freilich unter dem maßgebenden Einflusse Steins verfaßt worden war.

Ueberhaupt war damals die Periode der Denkschriften über Deutschlands künftige Gestaltung und der Entwürfe für sie. Nicht weniger als zwei der letzteren arbeitete jetzt Wilhelm von Humboldt aus, den einen mit Beibehaltung der bisher beobachteten Kreisverfassung und den anderen ohne sie, denn zu lebhaft war im Laufe der Erörterungen der Widerspruch gegen diese Art der Neueinrichtung Deutschlands laut geworden, als daß er nicht Beachtung verdient hätte. Auch Wessenberg trat mit einem derartigen Entwurfe hervor, aber wir wissen nicht, ob er bei dessen Ausarbeitnng seinen eigenen Eingebungen, oder was wahrscheinlicher ist, denen Metternichs folgte. Auch soll nicht geleugnet werden, daß derselbe wo möglich noch weniger als die von Humboldt herrührenden Projecte den Wünschen entsprach, welche schon damals von einer freilich nicht übergroßen Anzahl feuriger, meistens den kleineren deutschen Staaten angehöriger Patrioten gewiß nicht mit Unrecht gehegt wurden und die erst in den folgenden Jahrzehnten mit stets zunehmendem Nachdrucke sich Geltung verschafften.

XVII.

Der preußisch-sächsische Streit.

Der nun eintretende Stillstand in den Verhandlungen, welche sich auf die zukünftige Gestaltung Deutschlands bezogen, wurde zum Theile wenigstens auch durch die Ungewißheit verursacht, die über das Schicksal des Königreiches Sachsen noch immerfort herrschte. Während in den bisher zur Erörterung gelangten Entwürfen von diesem Lande mit keinem Worte gesprochen wurde und es fast den Anschein gewann, als ob man dasselbe gar nicht mehr als existirend betrachte, barg doch gerade diese Frage einen tiefklaffenden Zwiespalt zwischen Oesterreich und Preußen in sich. Indem letzteres hartnäckig auf seiner Forderung, ganz Sachsen für sich zu erhalten, bestand, war man sich am Wiener Hofe der schweren Schädigung recht gut bewußt, die aus der Vernichtung Sachsens als Staat für Oesterreich hervorgehen mußte. Der Kaiser selbst hegte wohl niemals einen Zweifel hierüber und seine Bevollmächtigten thaten daher nur ihre Pflicht, wenn sie den so weit greifenden Entwürfen Preußens widerstanden. Aber freilich schien die Entschiedenheit, mit der sie dieß thaten, bei dem Einen und zwar dem Einflußreichsten aus ihnen nach und nach etwas zu erlahmen.

Wie eifrig Wessenberg sich seinerseits abmühte, die österreichische Politik zu standhafter Bekämpfung der Pläne Preußens auf das ganze Königreich Sachsen zu drängen, ist bereits erwähnt worden. Einen unermüdlichen Mitkämpfer fand er in diesen Bestrebungen an Gentz, der ausdrücklich Wessenberg für seinen treuen Verbündeten in einer Sache erklärt, die täglich aussichtsloser werde.[1] Und daß Gentz sie als solche bezeichnen mußte, daran war wohl hauptsächlich

[1] Gentz. Tagebücher. S. 325.

die schwankende Haltung schuld, in welche Metternich hinsichtlich dieses Punktes allmälig gerathen war.

Mit Worten, wie sie einschmeichelnder kaum mehr gedacht werden konnten, hatte Hardenberg den österreichischen Minister für die Erfüllung der Wünsche Preußens zu gewinnen gesucht. Er versicherte ihn der steten Bereitwilligkeit des Königs, mit Oesterreich und England in engstem Einvernehmen zu handeln, um Rußland dahin zu bringen, sich von den Grundsätzen der Allianz nicht zu entfernen und denselben die Absichten anzupassen, die es hinsichtlich Polens verfolge. Aber freilich befinde sich Preußen in Bezug auf seine eigene Lage in so großer Unwissenheit, daß es die erste seiner Pflichten, an sich selbst zu denken, nicht aus den Augen verlieren dürfe.

Die Forderungen Preußens näher entwickelnd, bezeichnet sie Hardenberg als gemäßigt und den Verträgen entsprechend. Nicht nur das allgemeine Interesse, auch dasjenige Oesterreichs verlange, daß Preußen stark sei. Alle übrigen Staaten hätten im Vergleiche zu ihrem Zustande im Jahre 1805 seither beträchtliche Vergrößerungen erlangt, und nur Preußen, welches bei weitem die meisten Anstrengungen für die gemeinsame Sache gemacht, wolle man solche mißgönnen. „Sie können mich unmöglich tadeln, theurer Fürst," schreibt Hardenberg hierüber, „wenn ich Sie inständig bitte, sich, nachdem Sie die Ermächtigung Ihres kaiserlichen Herrn hiezu eingeholt, deutlich und bestimmt über die Fragen zu erklären, welche zwischen uns auszutragen sein werden."

Zu diesen Fragen sich wendend, stellt Hardenberg deren drei auf und kleidet sie in folgende Worte:

„1. Stimmt Oesterreich der Vereinigung ganz Sachsens mit Preußen zu?

2. Wird man dem Könige von Sachsen, der jede andere Entschädigung ausschlägt, oder seiner Familie dennoch eine solche anbieten? Und wenn, würde man nicht in Italien, und zwar in den drei Legationen, sei es ganz oder nur zum Theile, die hiezu geeigneteste finden?

3. Entsagen Sie dem Gedanken, Mainz an Baiern zu geben, für welches mein Plan sehr vortheilhafte Bedingungen enthält? Preußen kann diesen Platz, das stärkste Bollwerk für den Norden Deutschlands, unmöglich im Stich lassen."

Sobald er von Metternich im Namen des Kaisers die Versicherung erhalten haben werde, daß Preußen hinsichtlich dieser drei Punkte auf die nachdrückliche Unterstützung Oesterreichs zählen dürfe, sei er bereit, erklärte nun Hardenberg, hinsichtlich der polnischen Angelegenheiten in ein inniges Einverständniß mit dem Wiener Hofe zu treten. Und schließlich begehrte er noch dessen Zustimmung, daß die bisher von Rußland geleitete Verwaltung Sachsens von nun an in Preußens Hände gelegt werde. [1])

Fast zwei Wochen vergingen, ohne daß Hardenberg auf dieses Schreiben, in so drängendem Tone es auch gehalten sein mochte, von Seite Metternichs eine Antwort erhielt. Es war eben der Gegenstand tiefgehender Meinungsverschiedenheit und lebhaften Widerstreites zwischen den österreichischen Staatsmännern selbst. In welch hohem Maße dieß der Fall war, geht aus den Worten hervor, mit denen Gentz dem Fürsten Metternich die Uebersetzung einer hierauf bezüglichen Denkschrift Castlereaghs zusandte. „Ich habe diese Note," so lauten sie, „mit einem Gefühl von Scham übersetzt. Es ist schwer zu begreifen, wie Männer, die eine Reputation zu verlieren haben, solchen Armseligkeiten ihren Namen leihen können."

„Noch immer kann ich mich nicht entschließen, zu glauben, daß eine Sache, die auf diese Weise vertheidigt wird, wirklich durchgehen könnte, und ich weiß nicht, welche geheime Ahnung mir sagt, sie wird nicht durchgehen. Die Stimme der Welt im weitesten Sinne des Wortes ist dagegen; Bundesgenossen ohne Zahl würden aus der Erde hervorwachsen, wenn wir das Signal zur allgemeinen Protestation gäben, und die englischen Minister selbst würden die Rolle, die sie hier gespielt haben, zeitig und schmerzlich genug bereuen. Ist es indessen einmal beschlossen, daß dieses verderbliche Unternehmen in Erfüllung gehen soll, so würde ich wenigstens die Zumuthung, auch noch dessen Rechtlichkeit anzuerkennen, niemals aufkommen lassen." Er würde in diesem Falle, fährt Gentz fort, die zu ertheilende Antwort auf die Anerkennung der Nothwendigkeit gründen, daß zwischen Oesterreich und Preußen das innigste Einvernehmen bestehe. Dasselbe würde aber durch einen Widerspruch Oesterreichs gegen die Erwerbung Sachsens durch Preußen gefährdet, und da nicht nur Preußen allein, sondern auch England sie wolle, so bleibe Oesterreich

[1]) Hardenberg an Metternich. Eigenh. geschriebener Brief vom 9. October.

nichts übrig, als dem höheren Zwecke der Einigung mit Preußen und England das von ihm verlangte und ihm so unendlich schmerzliche Opfer zu bringen. [1])

Noch immer ohne Antwort gelassen, kam endlich am 21. October Hardenberg in noch drängenderem Tone auf diese Angelegenheit zurück, und fast flehentlich bat er den Fürsten Metternich um die versprochene, aber bisher fruchtlos erwartete Erklärung.[2]) „Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit," schrieb er ihm, „aber jeder fernere Aufschub scheint mir allzuschädlich zu sein, um noch länger stillschweigen zu können."

Nun vermochte auch Metternich nicht mehr zu zögern und am 22. October erließ er an Hardenberg und an Castlereagh zwar nicht ganz gleichlautende, aber doch in gleichem Sinne abgefaßte Noten. Die Absichten Preußens auf ganz Sachsen verursachten, war in der an Hardenberg gesagt, dem Kaiser von Oesterreich wahrhaften Kummer. Mit Schmerz sehe er, wie eine der ältesten Dynastien Europa's mit dem Verluste ihres von ihren Vorfahren ererbten Besitzes bedroht sei. Oesterreichs Interesse verlange aus mannigfachen Gründen die Forterhaltung Sachsens, und enge Familienbande beständen zwischen dem Kaiser und dem sächsischen Königshause. Lebhafter Widerspruch von Seite anderer Mächte wäre vorherzusehen und eine gänzliche Einverleibung Sachsens berge für Preußen den Keim tiefgehenden Mißtrauens, für Oesterreich aber den heftiger Anklagen von Seite der Staaten Deutschlands in sich, bei denen diese Maßregel einer allgemeinen Mißbilligung begegne.

So wichtig aber auch diese Erwägungen für den Kaiser von Oesterreich seien, so würde er doch schließlich, wenn in Anbetracht der Zustimmung Englands und Rußlands die Vereinigung Sachsens mit Preußen ganz unvermeidlich geworden sein sollte, auch seinerseits nicht länger widerstreben. Jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung könne er solches thun, daß diese Frage im Zusammenhange mit den übrigen auf die Territorialeintheilung Deutschlands bezüglichen Punkten geschlichtet werde und man bei der Festsetzung des Grenzzuges sowie der Regulirung des Handels- und Schifffahrtsverkehres die erforderliche Rücksicht auf die österreichischen Verhältnisse nehme.

[1]) Gentz an Metternich. 13. Oct.

[2]) Hardenberg an Metternich. Wien, 21. October. De grâce, envoyez-moi la réponse que vous avez eu la bonté de me promettre.

Die erste dieser beiden Bedingungen wurde noch dahin erläutert, daß sowenig dem Kaiser eine Theilung Deutschlands in einen Norden und einen Süden als Grundlage des künftigen Bundesverhältnisses erwünscht, so sehr ihm vielmehr die Aufrechthaltung vollständiger Einheit für dasselbe und die gänzliche Gleichstellung des politischen Einflusses Oesterreichs und Preußens willkommen wäre, darum doch seines Erachtens die beiderseitigen Vertheidigungssysteme nicht durcheinander geworfen werden dürften; wenn man dieß zuließe, würde man sie beide vernichten. Der Kaiser erachte daher die Mainlinie, Mainz mit inbegriffen, als eben so wichtig für die Vertheidigung Süddeutschlands wie für die Sicherheit seiner eigenen Monarchie, und er müsse somit darauf bestehen, daß dieser Platz dem Süden verbleibe.[1])

Die hauptsächlichste der Bedingungen, an welche von österreichischer Seite die Zustimmung zur Einverleibung ganz Sachsens in Preußen geknüpft wurde, mochte wohl eine bittere Pille für die jenes Ziel mit so leidenschaftlichem Eifer verfolgenden preußischen Staatsmänner sein. Aber sie wurde doch dadurch wieder etwas versüßt, daß Oesterreich zu dem Uebergange der Verwaltung Sachsens an Preußen seine Einwilligung ertheilte.

Es versteht sich von selbst, daß Metternich seine Erklärungen nur mit ausdrücklicher Ermächtigung des Kaisers Franz abgeben konnte, aber es scheint doch, daß dieser nur mit äußerstem Widerstreben solches zuließ. In den Kreisen der Congreßmitglieder war die Meinung verbreitet, Metternich habe Sachsen zwar fallen gelassen, aber der Kaiser sträube sich noch dagegen.[2]) Und daß Franz sich auch hinsichtlich Polens nicht zu unbedingter Nachgiebigkeit zu verstehen gedenke, dafür gab er bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit einen unverkennbaren Beweis. Am Frühmorgen des 24. October verließ er Wien, um nach Ofen zu gehen, dort den Kaiser von Rußland und den König von Preußen zu empfangen, welche am gleichen Tage, jedoch zu späteren Stunden dahin abreisten. Während dieses längeren Zusammenseins mit den beiden Monarchen[3]) muß Franz dem Kaiser von Rußland in so unverblümter Weise seine Meinung über dessen habgieriges Auftreten und seine ernste Mißbilligung desselben aus-

[1]) Metternich an Hardenberg, 22. October.

[2]) Talleyrand an Ludwig XVIII. Wien, 19. October S. 376.

[3]) Kaiser Franz kehrte am 30. October nach Wien zurück, wo die zwei anderen Monarchen am 31. eintrafen.

gesprochen haben, daß dieß eine gewaltige Wirkung auf Alexander hervorbrachte. Wenigstens finden wir, daß Metternich schon am 2. November dem Kaiser für die „Kraftäußerung zu Ofen" dankte und die Ueberzeugung aussprach, daß man sich nun einer Entwicklung der polnischen Angelegenheiten nähere, die man bis jetzt nicht vorhersehen konnte und welche man wohl auch ohne energisches Auftreten nicht hätte erwarten dürfen.[1]) Der Kaiser aber entgegnete, er hoffe mit Gottes Hilfe und mit Festigkeit die Sachen noch zu einem guten Ende gebracht zu sehen.[2])

In Folge der Aussichtslosigkeit des Planes, den König von Sachsen mit den drei Legationen als einer annehmbaren Entschädigung abzufinden, verfiel man von preußischer Seite auf den Vorschlag, ihm Münster und Paderborn mit 350.000 Einwohnern zu überlassen. Er würde den Titel eines Königs fortführen dürfen, seine Nachfolger aber sollten den eines Großherzogs erhalten. Diese würden sich noch immer in einer günstigeren Lage als die übrigen Herzoge des Hauses Sachsen befinden.

Jedoch weder dieses noch andere Auskunftsmittel, deren die preußischen Staatsmänner in erstaunlicher Fruchtbarkeit noch mehrere aufs Tapet brachten, vermochten zu dem von ihnen so lebhaft gewünschten Ziele zu führen. Die Bedrängniß, in der sie zwischen ihrer heißen Begier, ganz Sachsen für Preußen zu erwerben, und der täglich geringer werdenden Wahrscheinlichkeit sich befanden, daß ihr Genüge geschehen werde, ist wohl am deutlichsten aus einer neuerlichen, in beweglichstem Tone abgefaßten Vorstellung ersichtlich, welche Hardenberg in den ersten Tagen des December an Metternich richtete. „Trachten Sie darnach, theurer Fürst," sagt er darin, „Mittel zu finden, dem Zustande der Dinge ein Ende zu machen, in dem wir uns unglücklicher Weise befinden. Retten Sie Preußen aus der Lage, in die es gerathen ist. Unmöglich kann es aus diesem schrecklichen Kriege, in welchem es so viel edle Anstrengungen gemacht, allein in einem Zustande der Schande und der Schwäche heraustreten und Alle, Alle sich vergrößern, sich abrunden sehen, ja deren Fortbestand zum großen Theile durch seine eigenen Kräfte sichern. Nicht mit einem Schatten von Recht kann man verlangen, daß es allein zur

[1]) Metternich an den Kaiser, 2. November.

[2]) Der Kaiser an Metternich, 3. November.

Genugthuung Anderer so schmerzliche Opfer bringe, eher muß es Alles von Neuem aufs Spiel setzen. Ihr erlauchter Monarch, theurer Fürst, ist die Geradheit, die Aufrichtigkeit, die Rechtschaffenheit selbst. An ihn appellire ich. Legen Sie ihm diese Betrachtungen sowie das vor, was ich Ihnen gestern gab, und antworten Sie mir bald."

„Fleuch, Zwietracht, fleuch von unserem Gaue, weiche!
Es horste auf derselben Rieseneiche
Der Doppeladler und der schwarze Aar!
Es sei fortan im ganzen deutschen Reiche
Ein Wort, Ein Sinn, beschirmt von jenem Paar,
Und wo der deutschen Sprache Laute tönen,
Erblühe nur Ein Reich des Kräft'gen und des Schönen!"

„Ich habe mich nicht enthalten können, dieses, was ich von ungefähr gefunden, hieher zu setzen. Möchte es das Motto unserer deutschen Verfassung, und für das Wohl von ganz Europa, Oesterreichs und Preußens werden."[1])

So eindringlich diese Worte auch lauten und so wohlgemeint sie sein mochten, so entbehrten sie doch des kräftigsten Ueberredungsmittels, der inneren Wahrheit. Niemand dachte auch nur von fern daran, die heroischen Anstrengungen, welche Preußen nicht nur für seine eigene Sache, sondern auch für die ganz Europa's gemacht, irgendwie verkleinern, es des reichlich verdienten Lohnes hiefür berauben, es allein leer ausgehen lassen zu wollen bei der Vertheilung des in diesem Kampfe errungenen und verfügbar gewordenen Gutes. Aber so harmonisch die von Hardenberg angeführten Verse auch klangen, so konnten sie doch gerade für ein österreichisches Ohr unmöglich bestrickend sein. Denn allzu oft hatte es aus preußischem Munde das Wort vernommen, nur im Gegensatze zu Oesterreich sei Preußen groß geworden, als daß an den in jenen Versen gepriesenen vollständigen Umschwung und schon gar an dessen nachhaltige Dauer hätte geglaubt werden können. Am allerwenigsten war dieß bei dem der Fall, an welchen Hardenberg in dieser Sache ausdrücklich appelliren zu sollen glaubte, dem Kaiser Franz. Immer stärker hatte in ihm die Ueberzeugung sich festgesetzt, daß so wenig man auch Preußen

[1]) Hardenberg an Metternich. Ganz mit eigener Hand. Undatirt, aber von Metternich mit dem Vermerk versehen, daß er dieses Schreiben am 5. December erhielt.

eine ausgiebige Gebietserwerbung und mit ihr einen glänzenden Lohn für seine ganz außerordentlichen Leistungen vorenthalten könne und dürfe, derselbe doch nicht gerade in der Einverleibung ganz Sachsens bestehen müsse. Wie Talleyrand in jenen Tagen an seinen König berichtet, erklärte Fürst Metternich dem Kaiser Alexander, niemals werde der Kaiser von Oesterreich seine Zustimmung geben, daß Sachsen von Preußen vollständig verschlungen werde. Um sich dessen zu vergewissern, habe Alexander noch am selben Abende mit Franz gesprochen und ihm gesagt, die Souveräne seien verpflichtet, den Wünschen ihrer Völker zu folgen. Das sächsische Volk aber widerstrebe vor Allem einer Theilung seines Landes, und es wolle lieber ganz zu Preußen gehören als seine Heimat zerstückelt sehen. Schlicht und trocken, wie es schon so seine Art war, antwortete hierauf Kaiser Franz: „Ich verstehe nichts von dieser Lehre. Nach meiner Meinung kann ein Fürst, wenn er dieß will, einen Theil seines Landes abtreten, aber nie kann er solches mit seinem ganzen Lande und seinem ganzen Volke thun. Dankt er ab, so geht sein Recht auf seine gesetzlichen Erben über, aber nie kann er sie dessen berauben und sogar ganz Europa vermag dieß nicht zu thun.“ Das sei, erwiederte Alexander, nicht im Einklange mit den aufgeklärten Ansichten des Jahrhunderts, worauf Franz entgegnete: „Meine Meinung ist es aber doch und es sollte auch die aller Souveräne, somit auch die Ihrige sein. Ich werde niemals von ihr abgehen.“

Die ganze Schwierigkeit der damaligen Lage spiegelt sich in diesem Zwiegespräche der beiden Kaiser und in den schmucklosen Worten des Einen von ihnen wieder. Ihm wollte es nicht zu Sinn, daß die rührende Treue, mit welcher das gesammte sächsische Volk in Bitten sich erschöpfte, unter seinem angestammten Königshause zu einem Ganzen vereinigt bleiben zu dürfen, in spitzfindiger Weise dazu mißbraucht werden sollte, glauben zu machen, es ziehe einen Wechsel der Dynastie einer Gebietstheilung vor. Gewiß war ihm das Eine wie das Andere verhaßt, und wenn später der Ingrimm über die ihm gleichwohl aufgenöthigte Trennung sogar blutige Conflicte herbeiführte, so wäre die berechtigte Erbitterung über das seinem Geburtslande sowie seinem Königshause von preußischer Seite zugedachte Schicksal im Falle seiner vollständigen Verwirklichung wohl noch weit heftiger und nachhaltiger gewesen. So konnte denn auch Alexander sich dem Eindrucke der Worte des Kaisers Franz nicht

völlig entziehen und er lobte es an ihm, daß man aus seinen Aeußerungen stets sicher abnehmen könne, woran man mit ihm sei.[1])

Schien in diesem Ausspruche des Kaisers von Rußland eine leise Andeutung zu liegen, daß er schließlich für die Forderungen Preußens doch nicht ganz unerschütterlich einstehen werde, so beharrten die Bevollmächtigten dieses letzteren Staates nur um so hartnäckiger auf ihnen. Dieß ging aus ihrer Antwort auf ein Schreiben Metternichs vom 10. December hervor, in dem dieser sich bemüht hatte, in freundschaftlichem Tone darzuthun, daß dem Anspruche Preußens, in den Zustand zurückversetzt zu werden, in welchem es sich bis zum Jahre 1805 befunden habe, recht gut auch ohne die Erwerbung des ganzen Königreiches Sachsen und zwar durch die Zuerkennung eines eine Bevölkerung von mehr als viermalhunderttausend Einwohnern enthaltenden Theiles dieses Landes willfahrt werden könne. Schon am folgenden Tage, nachdem er diese Zuschrift erhalten, brach Hardenberg in einem neuerlichen Briefe an Metternich in Klagen über deren Inhalt aus. Derselbe stehe, so behauptete er, in grellem Widerspruche mit den Hoffnungen, die er gehegt, mit den Zusagen, die ihm gemacht worden seien, ja sogar mit den Freundschaftsversicherungen, in denen sich der Kaiser von Oesterreich dem Könige von Preußen gegenüber gefalle. Er müsse daher, um eine Gegenerklärung abgeben zu können, die speciellen Befehle seines königlichen Herrn sich erbitten. Aber schon jetzt erscheine es ihm als Pflicht, den Irrthümern entgegen zu treten, welche in den von Metternichs Seite mitgetheilten statistischen Tabellen sich fänden. Mit deren Widerlegung habe er den Staatsrath Hoffmann betraut, und er bitte ihm Jemand zu bezeichnen, der mit demselben hierüber Besprechungen pflege.[2])

Umgehend antwortete Metternich, daß er Wessenberg hiezu bestimmt habe und es ohne Zweifel nicht schwer fallen werde, eine Einigung zwischen ihm und Hoffmann zu erzielen. In einem zweiten Briefe vom gleichen Tage aber kam er auf einen für Hardenberg recht empfindlichen Gegenstand zu sprechen. Er erinnerte ihn an ihr beiderseitiges Gelöbniß, den vertraulichen Briefwechsel zwischen ihnen vor Jedermann geheimhalten zu wollen. Nun behaupte der Kaiser

[1]) Talleyrand an Ludwig XVIII. Wien, 7. December 1814. Mémoires de Talleyrand. II. 508—514.

[2]) Hardenberg an Metternich, 11. December.

Alexander, Metternichs Schreiben an Hardenberg vom 10. December bereits gelesen zu haben. Er glaube dieß nicht, erklärte jetzt Metternich, aber es sei ihm unendlich viel daran gelegen, die Wahrheit zu erfahren, um deren offene Mittheilung er nunmehr bitte. [1])

Eine schriftliche Antwort Hardenbergs auf diese Aufforderung Metternichs liegt nicht vor, er scheint vielmehr im Wege mündlicher Botschaft das immerhin beschämende Geständniß des geschehenen Wortbruches abgelegt zu haben. Wie ungemein wichtig die ganze Sache dem Fürsten Metternich erschien, geht wohl daraus am besten hervor, daß er schon am 12. December um zwei Uhr Morgens dem Kaiser Franz hierüber berichtete. „Der Staatskanzler Hardenberg," so sagt er, „hat wirklich mein gestriges Schreiben an ihn dem russischen Kaiser mitgetheilt. Ich habe die ganze Correspondenz durchgesehen und diesen Fall mit Lord Castlereagh in Ueberlegung genommen. Es tritt nun der in seiner Art einzige Fall ein, daß für uns durch Mittheilung unserer ganzen Correspondenz nur Gewinn und durch die der Schreiben des Staatskanzlers ein solcher Nachtheil für ihn entsteht, daß wir dieselben, ohne ihm persönlich den Hals zu brechen, wirklich nicht herausgeben können."

Nachdem er dieß durch Anführung einer besonders bezeichnenden Stelle aus einem der Briefe Hardenbergs einleuchtend dargethan, kommt Metternich auf die nach seiner Anschauung obwaltende Nothwendigkeit zurück, die Sache mit äußerster Schonung für Hardenberg zu behandeln. Denn bei einem etwaigen Sturze des preußischen Staatskanzlers würde Oesterreich nichts gewinnen und derselbe nur schlechter ersetzt werden. [2])

Darf man der Versicherung eines sonst verläßlichen Gewährsmannes, des mecklenburgischen Gesandten Leopold von Plessen vertrauen, so hätte genau zu der Zeit, in welcher Metternich von dem immerhin denkbaren Sturze Hardenbergs spricht, sein eigener nicht in den Bereich der Unmöglichkeiten gehört. „Es war selbst einen Augenblick im Werk," berichtet Plessen am 19. December nach Hause, „den Fürsten Metternich von seinem Posten zu entfernen und dem

[1]) Zwei Briefe Metternichs an Hardenberg vom 11. December. Alexander hatte seinem Schwager, dem Erzherzog Joseph erzählt, daß ihm Metternichs Note mitgetheilt worden sei.

[2]) Eigenh. Schreiben Metternichs an den Kaiser Franz, 12. December Zwei Uhr Morgens.

Feldmarschall Schwarzenberg seine Stelle, unter ihm aber die Direction der Geschäfte dem Baron Wessenberg zu geben. Doch steht Fürst Metternich jetzt wieder in völligem Credit." [1])

Gerieth Metternichs Stellung damals wirklich vorübergehend ins Schwanken, so kann die Ursache davon wohl nur in der Gereiztheit des Kaisers Alexander gegen ihn und in dem Wunsche des Kaisers Franz zu suchen sein, das leidliche Verhältniß zu diesem nicht in Trümmer gehen zu lassen. Insbesondere war der Erzherzog Joseph eifrig bemüht, zwischen seinem Bruder und seinem Schwager befriedigende Beziehungen aufrecht zu erhalten. Und an denen zwischen Metternich und Hardenberg scheint auch durch jenen verdrießlichen Zwischenfall nichts geändert worden zu sein. Das unwiderleglichste Zeugniß hiefür wird in einem neuerlichen Schreiben erblickt werden, mit welchem Hardenberg dem Fürsten Metternich eine an Lord Castlereagh gerichtete Denkschrift mittheilt. [2]) In ihr wird zwar der Gedanke einer Einverleibung des ganzen Königreiches Sachsen in Preußen aufrecht erhalten, gleichzeitig aber das Angebot einer Entschädigung für Friedrich August wesentlich erhöht. Am linken Rheinufer sollte sie gefunden werden und nicht nur etwa siebenmalhunderttausend Einwohner, sondern auch eine schön gelegene Stadt in sich begreifen, welche dem dorthin versetzten Könige als annehmliche Residenz dienen könnte. „Gestatten Sie," schrieb Hardenberg hierüber vertraulich an Metternich, „daß ich Sie noch einmal im Namen der Freundschaft, die uns so ganz besonders verbindet, beschwöre, unsere Vorschläge für die Versetzung des Königs von Sachsen nach dem linken Rheinufer wohl zu erwägen. Ihm einen Theil Sachsens zu belassen, ist ebenso unvereinbar mit dem allgemeinen Interesse wie mit dem Preußens und mit dem Wunsche der sächsischen Nation. Auch kann es gewiß nichts Ungünstigeres für den König selbst und seine Familie geben. Was mir aber von der allergrößten Wichtigkeit zu sein scheint, ist, daß dadurch jenes System zerstört würde, das wir Beide immer im Auge gehabt haben, an welchem zu arbeiten wir niemals aufhörten und das Sie immer für das passendste hielten, die innigste Verbindung zwischen unseren beiderseitigen Höfen. Will man

[1]) Hirschfeld. Von einem deutschen Fürstenhofe. II. S. 81. Vergl. hierüber auch die geheime Depesche des Grafen Münster an den Prinz-Regenten vom 17. December. S. 201.

[2]) Vom 16. December.

ihm eine feste Grundlage geben, so darf man keinen Gegenstand der Eifersucht, keinen Heerd für Cabalen und Intriguen schaffen, wodurch nur Unzufriedenheit und Mißtrauen und am Ende noch Zwiespalt zwischen uns gesäet werden könnten."

In diesem Sinne lautete denn auch die officielle Erklärung, welche Hardenberg im Namen seiner Regierung am 29. December an Metternich erließ und in der das Begehren nach Einverleibung ganz Sachsens in Preußen in dringendster und nicht gerade rücksichtsvoller Weise erneuert wurde. In einer Sitzung, zu der außer Hardenberg und Humboldt auch die Vertreter Englands und Rußlands eingeladen wurden, um nach langer Unterbrechung die Verhandlungen zur Ausgleichung der obschwebenden Streitfragen neuerdings aufzunehmen, legte Metternich die Denkschrift Hardenbergs vor; auch Wessenberg nahm an diesen Berathungen Theil. Aber durch die preußische Erklärung wurde die gegenseitige Spannung nur noch gesteigert. Unter diesen gefahrdrohenden Umständen fiel ein von Talleyrand, der zu diesen Sitzungen nicht berufen worden und darüber äußerst erbittert war, geschickt hingeworfenes Wort auf einen fruchtbaren Boden. Schon seit einiger Zeit hatte Castlereagh, zunächst durch Weisungen aus seiner Heimat hiezu vermocht, seinen früheren Standpunkt gewechselt und war aus einem lebhaften Parteigänger der Einverleibung Sachsens in Preußen ein ebenso eifriger Gegner dieses Projectes geworden. So weit ging er jetzt darin, daß er auf Talleyrands Anregung hin rasch einen Vertrag entwarf, durch welchen England, Frankreich und Oesterreich sich eng an einander schlossen und sich für den Fall, daß eine dieser Mächte einen feindlichen Angriff zu erdulden haben sollte, eine gegenseitige Hilfeleistung von hundertfünfzigtausend Mann zusagten. England behielt sich statt dieser Truppenstellung eine ihr angemessene Subsidienzahlung vor. Und in einem geheimen Artikel wurde verabredet, die Könige von Baiern und Hannover, so wie den souveränen Fürsten der Niederlande zum Beitritte einzuladen. Aber nicht nur diese letztere Bestimmung, der ganze Tractat wurde sorgfältigst geheimgehalten, und weder auf russischer noch auf preußischer Seite ahnte man etwas von seiner Existenz, als die Vertreter dieser Mächte fortfuhren, mit denen Oesterreichs und Englands darüber zu verhandeln, wie man vielleicht doch noch zu einer friedlichen Lösung der obschwebenden Streitfragen zu gelangen vermöge.

Allerdings war die Aussicht hierauf durch die in der ersten Sitzung geschehene Vorlegung der preußischen Denkschrift gar sehr verringert worden. Kaum hatte Hardenberg sie verlesen, so ergriff auch schon Metternich das Wort. In der ihm bereits damals eigenen lehrhaften Weise führte er den Unterschied aus, der nach seiner Ueberzeugung für Oesterreich in Bezug auf die Fragen, in denen bloß sein eigenes Interesse, und solchen bestehe, in welchen dasjenige ganz Europa's in Betracht komme. Zu den ersteren rechne er die polnische, zu den letzteren die sächsische Frage. Könne jene durch den Beitritt Oesterreichs zu den auf das Großherzogthum Warschau bezüglichen Abmachungen als ausgeglichen angesehen werden, so vermöge man von dieser nicht ein gleiches zu sagen. Selbst die Einwilligung Oesterreichs in die Forderung Preußens würde eine Angelegenheit, zu deren Schlichtung die Zustimmung sämmtlicher Großmächte nothwendig sei, noch immer keiner befriedigenden Lösung zuführen können.[1])

Den in Metternichs Ausführungen versteckt liegenden Antrag, daß zu den über diesen Gegenstand stattfindenden Sitzungen der Bevollmächtigten der vier Mächte auch noch der Vertreter Frankreichs beigezogen werde, nahm Castlereagh in der folgenden Sitzung ohne fernere Umschweife auf. Allerdings könne man vielleicht, so meinte er, Frankreich das Recht bestreiten, an der Aufrichtung der Grundlagen mitzuwirken, auf denen das in Europa wieder einzuführende System des politischen Gleichgewichtes aufzubauen sei. Um jedoch dieses System eben so sehr zu einem wahrhaften als zu einem dauernden werden zu lassen, wie es durch den Wortlaut des Pariser Vertrages und durch die gesunde Vernunft gleichmäßig gefordert werde, sei es für die Verbündeten wichtig, daß Frankreich, indem es die Gebietsvertheilung anerkenne, dieß auch aus freiem Willen und in gutem Einvernehmen mit ihnen thue. Sei man somit zur Zulassung des französischen Bevollmächtigten auch nicht eigentlich verpflichtet, so müsse dieselbe doch als ein Gebot politischer Klugheit erscheinen. Metternich erklärte sie gleichfalls für nützlich und sprach sich für sie aus, während die Vertreter Rußlands und Preußens diese Nützlichkeit wohl ebenfalls anerkannten, sich jedoch aus Mangel an Instructionen zu keiner bestimmten Aeußerung verstanden.

---

[1]) Sitzungsprotokoll vom 29. December sammt der hiezu gehörigen Discussion verbale.

Lebhafter wurde der Streit, als Castlereagh in seinen Erörterungen fortfuhr und die Behauptung aufstellte, daß es wünschenswerth sei, zu den zu fassenden Beschlüssen die Zustimmung des Königs von Sachsen zu erlangen; man möge sich daher in Verbindung mit ihm setzen und ihn zu diesem Ende veranlassen, sich in die Nähe Wiens zu begeben. Metternich erklärte sich gleichfalls dafür, ja er fügte hinzu, er glaube nicht, daß sein Kaiser eine Abmachung gutheißen werde, welcher der König von Sachsen widerstrebe. Das aber war Hardenberg zu viel und er meinte, wenn man diese Einwilligung als eine unerläßliche ansehen wolle, so möge man lieber die Conferenzen vollständig abbrechen, denn niemals werde sein König es zulassen, daß die Zustimmung des Königs von Sachsen zu den sein Land betreffenden Verfügungen eine unerläßliche Vorbedingung derselben bilde. Nun legte sich Castlereagh neuerdings ins Mittel. Der Beitritt Sachsens wäre, so erklärte er, allerdings willkommen, aber derjenige Frankreichs von noch weit größerer Bedeutung. Hiemit gab sich denn auch Metternich schließlich zufrieden.[1])

Die nächste, am 3. Januar 1815, also an dem Tage stattfindende Sitzung, an welchem Castlereagh und Metternich mit Talleyrand die geheime Defensivallianz unterschrieben, war lediglich der friedlichen Erörterung der auf die polnischen Gebietsveränderungen bezüglichen Artikel gewidmet, hinsichtlich deren Oesterreich eine ungemein weitgehende Nachgiebigkeit zeigte und dadurch eine ziemlich vollständige Beilegung dieser so überaus wichtigen Streitsache herbeiführte. Am 7. Januar aber kam Castlereagh auf seinen Antrag zurück, den ersten Bevollmächtigten Frankreichs den Berathungen beizuziehen, in denen über die Neugestaltung Preußens und das Schicksal Sachsens entschieden werden sollte. Und da von keiner Seite hiegegen eine ernstliche Einwendung laut wurde, so finden wir in der Sitzung vom 12. Januar Talleyrand zum ersten Male wieder als Theilnehmer an der Conferenz. Aber sein Eintritt in dieselbe, über welchen so viel gestritten worden war, vollzog sich schweigend und ohne daß dessen im Protokolle irgend eine Erwähnung geschah. Das bedeutendste Ereigniß dieses Tages bestand darin, daß Hardenberg einen bis in die Einzelnheiten ausgearbeiteten Plan für die Reconstruction

[1]) Sitzungsprotokoll vom 30. December sammt der hiezu gehörigen Discussion verbale.

Preußens zur Vorlage brachte. Der in demselben für Preußen berechnete Mehrgewinn von 700.000 Seelen sei, behauptete er, im Vergleiche zu der Vergrößerung, welche Rußland, Oesterreich, Holland, Hannover, Baiern und anderen deutschen Ländern, deren Zustand im Jahre 1805 ins Auge gefaßt, zu Theil werde, keineswegs als zu hoch veranschlagt anzusehen. Die übrigen Bevollmächtigten begnügten sich damit, sich die Prüfung dieses Projectes vorzubehalten, die statistische Commission aber wurde mit Aufträgen überhäuft, die sich auf Feststellung der verschiedenen, hiebei in Betracht kommenden Gebietstheile bezogen.[1])

Hatte nun auch Hardenberg in dieser Sitzung das Begehren der Einverleibung des ganzen Königreiches Sachsen in Preußen wiederholt, so geschah dieß wohl nur in der Absicht, sich nicht vor der Hand nachgiebig zu erweisen. Denn endlich war auch in den preußischen Staatsmännern eine Ahnung davon aufgetaucht, daß sie in ihrem Drange nach Vergrößerung ihres Landes bisher allzu viel und allzu Ungerechtfertigtes verlangt hätten. Wollten sie nicht die Verantwortung auf sich laden, daß der Congreß unverrichteter Dinge sich auflöse, ja vielleicht sogar diese Trennung durch den Ausbruch eines Krieges zwischen Mächten bezeichnet werde, deren Delegirte gerade zur Herbeiführung eines möglichst langdauernden Friedens zusammengetreten waren, so mußten sie, so unendlich schwer sie dieß auch ankam, die allzu straff angespannten Saiten allmälig wieder etwas lockern.

Darum hatte Metternich schon leichteres Spiel, als er, und zwar in der Sitzung vom 28. Januar, das österreichische Gegenproject vortrug und in demselben die Unbilligkeit hervorhob, welche darin liege, daß für beide Staaten, für Oesterreich wie für Preußen die Neugestaltung auf der Grundlage des Besitzstandes von 1805 erfolgen solle. Denn während damals die Gebietsausdehnung Preußens die größte gewesen sei, die es jemals besessen, habe Oesterreich durch die vorhergehenden unglücklichen Kriege bereits die empfindlichsten Einbußen erlitten. Und man darf sich in der That nur an die Friedensschlüsse von Campoformio und von Luneville erinnern, um sich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen.

---

[2]) Protokoll der Sitzung vom 12. Januar 1815.

Auch durch die Versöhnlichkeit des Tones, in dem sie abgefaßt ist, unterscheidet sich diese österreichische Denkschrift [1]) von derjenigen Preußens vom 29. December in vortheilhafter Weise. Ohne irgend eine verletzende Spitze gegen Preußen zu kehren, entwickelt sie die Gründe, welche es Oesterreich unmöglich machten, in die Vereinigung ganz Sachsens mit Preußen und in die von dorther vorgeschlagene Versetzung des Königs Friedrich August nach den ihm völlig fremden Rheinlanden zu willigen. Und schließlich geht die österreichische Denkschrift, um Preußen nur ja zufrieden zu stellen, so weit, ihm Aussicht auf eine Erwerbung sächsischen Gebietes mit einer Bevölkerung von fast achtmalhunderttausend Einwohnern zu eröffnen.

Da die Tabelle, welche dieses Zugeständniß enthält, von Wessenbergs Hand geschrieben ist, so wird man für ihn wohl auch den Löwenantheil an den angestellten Berechnungen, ja vielleicht an der ganzen Denkschrift in Anspruch nehmen dürfen.

Die am 8. Februar stattfindende Sitzung, in welcher Hardenberg die preußische Antwort auf dieselbe verlegte, war schon darum merkwürdig, weil in ihr zum ersten Male an Castlereaghs Seite der Herzog von Wellington erschien. Er war nach Wien gekommen, um hier mit all dem Nimbus, mit dem ihn seine auf spanischem Boden erfochtenen Siege umgaben, statt des durch die bevorstehenden Verhandlungen des Parlaments nach London zurückgerufenen ersten Staatssecretärs England zu vertreten. In Hardenbergs Erklärung aber war das frühere Begehren nach Einverleibung des ganzen Königreiches Sachsen in Preußen fallen gelassen. Darum konnte nun auch Metternich erwiedern, er zweifle nicht daran, daß der Kaiser von Oesterreich Preußens jetzigen Vorschlägen seine Zustimmung nicht vorenthalten werde. Da nunmehr die hauptsächlichsten Hindernisse einer schließlichen Verständigung aus dem Wege geräumt waren, wurde für die Redaction der einzelnen Artikel eine Commission eingesetzt, welche schon zwei Tage später das erste Ergebniß ihrer Arbeiten vorlegte, über das nun in drei rasch aufeinander folgenden Sitzungen [2]) zwar vielfach gestritten, aber schließlich doch allzeit wieder eine Einigung erzielt wurde.

Als sich am 6. März die Conferenz neuerdings versammelte, theilte ihr Metternich mit, daß der König von Sachsen in Preßburg

[1]) Vom 28. Januar 1815.

[2]) Sitzungsprotokolle vom 10., 12. und 13. Februar.

eingetroffen und nun der geeignete Zeitpunkt gekommen sei, um bei ihm die erforderlichen Schritte zu thun, seine Einwilligung in die hinsichtlich Sachsens verabredeten Verfügungen zu erwirken. Man verständigte sich dahin, den Fürsten Metternich mit dieser Mission zu betrauen, aber schon am nächsten Tage mußte derselbe erklären, sein Kaiser wünsche, daß an der Sendung nach Preßburg außer seinem eigenen auch noch die Bevollmächtigten anderer Staaten theilnähmen. Wellington und Talleyrand fanden sich hiezu bereit, und die drei Delegirten begaben sich nun unverzüglich nach Preßburg, dort ihren Auftrag zu vollziehen, doch war ihre Mission nur von geringem Erfolg. „Wir haben," schrieb Metternich am 9. März aus Preßburg an den Kaiser, „den König von Sachsen äußerst hart in seiner Ansicht der Dinge gefunden. Er hat gestern durch drei Stunden mit uns drei Abgeordneten vereint und getrennt gestritten. Wir haben die Fragen sehr kategorisch für oder gegen seine augenblickliche Annahme gestellt und ihm nicht die geringste Hoffnung gegeben, daß sich über die quaestio an eine Negociation gestatten lasse. Das Resultat unseres gestrigen Tages war, daß er erklärte, sich die Sache überlegen zu müssen."

Aber auch die ferneren Unterredungen sowohl mit dem Könige als mit seinem Minister, dem Grafen Einsiedel führten nicht weiter als zu einer ausweichenden Antwort, welche den Delegirten ertheilt und von ihnen nach Wien gebracht wurde. Einstimmig erkannten die Bevollmächtigten aller fünf Mächte dieselbe als ganz ungenügend, und indem sie das Verfahren des Königs aufs schärfste verurtheilten, einigten sie sich dahin, daß nunmehr im Sinne der früher gefaßten Beschlüsse verfahren werde. Ungehindert könne Preußen von den ihm zugesprochenen sächsischen Landestheilen definitiven Besitz ergreifen, das dem Könige Friedrich August vorbehaltene Gebiet aber werde ihm erst, nachdem er den auf diese Angelegenheit sich beziehenden Beschlüssen des Congresses zugestimmt, eingeräumt werden.[1])

Von diesen Vorgängen in Wien und in Preßburg wurde jedoch die allgemeine Aufmerksamkeit durch ein Ereigniß von unermeßlicher Tragweite abgelenkt, welches in jenen Tagen fern von dem Sitze des Congresses sich zutrug.

[1]) Sitzungsprotokoll vom 12. März.

XVIII.

Schluß des Congresses.

Am Frühmorgen des 6. März war die erste Nachricht von der Entweichung Napoleons aus Elba durch eine Depesche des österreichischen Generalconsulates in Genua nach Wien gelangt.[1]) Kurz darauf kam dem Herzog von Wellington eine gleiche Mittheilung von Seite des englischen Gesandten in Florenz, Lord Burghersh zu, desselben, der später als Graf Westmorland eine in Berlin wie in Wien wohlbekannte und gerngesehene Persönlichkeit war. Nach dem Eintreffen dieser Botschaft erklärte Talleyrand, er könne nicht glauben, daß Napoleon es wagen werde, irgend etwas gegen den Süden Frankreichs zu unternehmen; ein solcher Streich wäre der eines Banditen, als welcher denn auch Napoleon zu behandeln sein würde. Viel wahrscheinlicher sei es, daß er sich in Oberitalien festzusetzen suche.[2]) Metternich hingegen behauptet, er habe sich keinen Augenblick über die wahren Absichten Napoleons getäuscht und gleich vorhergesagt, daß derselbe den geraden Weg nach Paris einschlagen werde.

So wenig es auch irgend Jemand zugestehen wollte, so war doch sowohl unter den Monarchen als unter den Diplomaten in Wien die Bestürzung über Napoleons ganz unerwartete Rückkehr aus Elba ungemein groß. „Am tiefsten war sie," sagt eine Augenzeugin hierüber, „den Zügen Talleyrands eingegraben; am lautesten äußerte sie sich bei Lord Stewart, und Kaiser Alexanders Blässe, seine gedrückte Physiognomie sprachen deutlich aus, was sein Mund um

[1]) In Metternichs Memoiren herrscht hierüber ein Widerspruch. Auf Seite 209 (Bd. I) sagt der Fürst, diese Nachricht sei ihm am 7. März zugekommen, auf Seite 328 aber bezeichnet er den 6. als den Tag ihrer Ankunft. Der Herausgeber der Memoiren Talleyrands spricht III, 99 ebenfalls vom 6.

[2]) Talleyrand an Ludwig XVIII. 7. März. III. 99.

keinen Preis gestanden haben würde. Jetzt schon war seine sonst immer so triumphirende Miene gewichen." [1]) Aber trotz diesem Schrecken, der Alle ergriffen hatte, wurde doch nicht das Geringste versäumt, um ein enges Zusammenschließen der früheren Verbündeten gegen den wieder erstandenen gemeinsamen Feind zu veranlassen. So rasch wurden die militärischen Maßregeln, auf die es doch zunächst ankam, ins Werk gesetzt, daß der Herzog von Wellington schon wenige Tage später bei seinem vorübergehenden Aufenthalte in Preßburg der Defilirung des nach dem Rhein abmarschirenden Kürassierregimentes Sommariva, dessen prächtiges Aussehen ihm unendlich gefiel, beiwohnen konnte. [2])

Auch die drei Tage in Anspruch nehmende Fahrt der sich zu dem Könige von Sachsen nach Preßburg verfügenden Unterhändler brachte in den gegen Napoleon beschlossenen kriegerischen Maßregeln keinen Aufschub hervor. Und um denselben einen möglichst feierlichen Ausdruck zu verleihen, einigte man sich dahin, daß alle eigentlich den Congreß bildenden Mächte eine gegen Napoleon gerichtete Erklärung kundmachen sollten. Ursprünglich von Talleyrand in Ausdrücken entworfen, welche Vielen, unter ihnen auch dem Kaiser Franz anstößig erschienen, wurde sie zuerst in der Conferenz der fünf Mächte berathen und erhielt dort durch mannigfache Veränderungen ein würdigeres Gepräge. [3]) Wessenberg nimmt es als ein Verdienst für sich in Anspruch, daß es ihm gelang, einem im Vergleiche zu dem ursprünglichen Projecte etwas weniger gehässigen Wortlaute zur Annahme zu verhelfen, obgleich auch er die Hinweglassung des verletzendsten der von Talleyrand gebrauchten Ausdrücke nicht durchzusetzen vermochte. [4])

[1]) Gräfin Elise Bernstorff. I. 178. Clancarty an Castlereagh. 11. März. Correspondence of Castlereagh X. 264.

[2]) Metternich an den Kaiser Franz. Preßburg, 10. März.

[3]) Metternich an den Kaiser. 13. März.

[4]) Wessenberg sagt in seinem Tagebuche (Cahier 97) von der Erklärung der Mächte gegen Napoleon, „daß selbe ursprünglich ein Werk Talleyrands war, welcher dadurch seine legitimen Gesinnungen beurkunden wollte. Sie war sogar Anfangs in noch weit härteren Ausdrücken entworfen und daher stark von Wessenberg angefochten, welcher solche der Würde der Mächte nicht angemessen fand. Die mise hors de la loi gehört ganz dem Biedermann Talleyrand an." Hiedurch wird auch einer der zahlreichen Irrthümer Bernhardi's in seiner Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1813 und 1814 Bd. I. S. 180 berichtigt.

Am Abende desselben Tages, des 13. März traten die Bevollmächtigten aller acht Staaten, achtzehn an der Zahl, zusammen und genehmigten einstimmig die Erklärung, in welcher gesagt wurde, Napoleon habe durch seine Entweichung aus Elba die mit ihm abgeschlossene Uebereinkunft gebrochen, durch sein Erscheinen in Frankreich aber sowie durch die Anstiftung von Unruhen daselbst sich des Schutzes der Gesetze beraubt und dargethan, daß es mit ihm weder Frieden noch Waffenruhe gebe. Er habe sich dadurch außerhalb der bürgerlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen gestellt und als Feind wie als Störer der Ruhe der Welt sich der öffentlichen Aechtung überliefert. Fest dazu entschlossen, den Pariser Tractat aufrecht zu halten, würden die Mächte jedem versuchten Bruche desselben einmüthig entgegentreten. Und obgleich innig überzeugt, ganz Frankreich werde um seinen legitimen Monarchen sich schaaren, dieses letzte Wagestück eines ebenso verbrecherischen als ohnmächtigen Gelüstes zu vereiteln, würden die Mächte doch für den freilich ganz unwahrscheinlichen Fall, daß aus demselben eine wirkliche Gefahr hervorgehen könnte, dem französischen Königthume und Volke sowie jeder anderen von Napoleon etwa angegriffenen Regierung den zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe erforderlichen Beistand gewähren.

Es mag zweifelhaft erscheinen, ob die, welche diese Erklärung, die wohl eher ein Kriegsmanifest zu nennen gewesen wäre, gegen Napoleon erließen, wirklich die darin ausgesprochenen Ansichten über das bevorstehende schmähliche Scheitern seiner tollkühnen Unternehmung hegten; war dieß aber der Fall, dann sollten sie bald und gründlich enttäuscht werden. Jedermann weiß, wie vollständig Ludwig XVIII. von seinen Truppen im Stiche gelassen wurde, wie diejenigen, welche Napoleon entgegengesandt worden waren, um ihn zu bekämpfen, nichts Eiligeres zu thun hatten, als zu ihm überzugehen, und wie er schließlich unaufgehalten einzog in Paris.

Nach dem Eintreffen dieser Nachricht trachtete Talleyrand die Mächte neuerdings zu einer noch geharnischteren Erklärung gegen Napoleon zu bewegen, als sie schon vor kurzem erlassen worden war. Aber der Entwurf, den er vorlegte, fand wenig Beifall, und insbesondere war es Wessenberg, der ihn einer recht grellen, ihm keineswegs günstigen Beleuchtung unterzog. Der erste Theil des von Talleyrand entworfenen Aufsatzes werde, sagt Wessenberg über denselben, von dem französischen Volke als eine Beleidigung aufgefaßt

werden, denn er zähle die Wohlthaten auf, welche Frankreich von den Alliirten erwiesen worden seien; der zweite Theil aber müsse auf die französische Armee einen gleich verletzenden Eindruck hervorbringen. Einer Armee erklären, man werde mit ihr nur unter der Bedingung Frieden schließen, daß sie ihren Chef ausliefere, einen Chef, mit dem sie durch so lange Zeit Glück und Ruhm getheilt habe, werde in ihren Augen nichts als eine Beschimpfung sein. In einem Augenblicke, in welchem man mit einem Heere von 800.000 Mann in Frankreich einzubrechen im Begriff stehe, zu behaupten, man führe nichts gegen dessen Unabhängigkeit im Schilde, könne allgemein nur als Hohn angesehen werden. Nicht durch Erklärungen vermöge man Frankreich zu entwaffnen, und man habe mit solchen diesem Lande gegenüber genug schlechte Erfahrungen gemacht. Gemessenes Stillschweigen, bis zum Einrücken der verbündeten Heere in Frankreich beobachtet, werde weit imponirender als alle Rhetorik der Cabinete sein. [1])

Bis dahin jede fernere Erklärung zu unterlassen, wurde nun von Wessenberg dringend gerathen und seine Ansicht drang trotz den Gegenbestrebungen Talleyrands schließlich auch durch. Nicht so sehr durch Worte als durch Handlungen ihren festen Entschluß zu beweisen, Napoleon mit Aufgebot aller ihrer Kräfte zu bekämpfen, schien der einmüthig gehegte Grundgedanke der verbündeten Mächte zu sein. Den Ernst der Lage richtig erkennend, entwickelten sie eine fieberhafte Thätigkeit, um den Gefahren zu begegnen, welche dieselbe in ihrem Schoße barg. Eine Militärcommission wurde niedergesetzt, welche aus Schwarzenberg und Wellington für Oesterreich und England, sowie aus den Generallieutenants von Knesebeck für Preußen und Fürst Wolkonsky für Rußland bestand. Am Abende des 18. März hielt sie ihre erste Sitzung, welcher Kaiser Alexander persönlich beiwohnte. Wellington, von seiner Regierung ermächtigt, nach eigenem Ermessen zu handeln, schickte sich an, nach den Niederlanden zu eilen, um an die Spitze des dort sich versammelnden Heeres zu treten. Blücher wurde bestimmt, die Preußen zu commandiren, welche vom Rheine her in Frankreich einrücken sollten, und Fürst Schwarzenberg erhielt den Oberbefehl über die am Oberrheine sich zusammenziehende

[1]) Mon opinion sur une nouvelle déclaration contre Napoléon, proposée par le Prince de Talleyrand. 5 avril. Ganz von Wessenbergs Hand.

österreichische Armee. Von den Russen, deren Einmarsch auf österreichisches Gebiet Fürst Metternich durchaus hintanhalten wollte, [1]) wurde einstweilen nichts weiter gefordert, als ein Reserveheer zu bilden. So hoffte man die für die damalige Zeit ungeheure Streitmacht von mehr als siebenmalhunderttausend Mann auf die Beine zu bringen und mit ihr Napoleon zu zermalmen. Am Abende des 25. März aber, wenige Stunden nachdem sie Napoleons Einzug in Paris erfahren, unterzeichneten die Bevollmächtigten der vier verbündeten Staaten, unter ihnen auch Wessenberg, eine Reihe von Verträgen, welche vor Allem eine Erneuerung des zu Chaumont abgeschlossenen, sowie des Pariser Tractates und die Bestätigung der Erklärung vom 13. März enthielten. Die Aufbietung aller militärischen und finanziellen Kräfte wurde versprochen, um das Unternehmen Napoleons scheitern zu machen.

Die Einigkeit, mit welcher die Mächte diese Maßregeln beschlossen, und die Energie, mit der sie an ihre unverzügliche Durchführung schritten, hinderten jedoch die Fortsetzung der Arbeiten nicht, zu deren Verrichtung der Congreß ursprünglich zusammengetreten war, ja sie beschleunigten dieselben sogar in merkbarer Weise. In der Conferenz vom 18. März wurde dem Beschlusse des Ausschusses für die Angelegenheiten der Schweiz, das Valtelin mit Oesterreich zu vereinigen, die Genehmigung ertheilt. In der Sitzung vom 23. legte Wellington die Erklärung des souveränen Fürsten der Niederlande vor, durch welche er den Königstitel annahm. Ebenso wie dieser, wurde auch anerkannt, daß er das einen Bestandtheil des deutschen Bundes bildende Luxemburg, und zwar als Großherzog besitzen solle. Und während, ohne Zuziehung Talleyrands, die Vereinigung mehrerer savoyischer Districte mit dem Canton Genf festgestellt wurde, fand am 31. unter dem Beifalle der Versammlung die Verlesung einer Mittheilung des Grafen Wintzingerode statt. Nachdem auch der württembergische Gesandte in Paris, war darin gesagt, gleich dem übrigen dort anwesenden diplomatischen Corps bei der Abreise des Königs von Frankreich aus Mangel an Pferden diese Stadt nicht habe verlassen können, sei vorherzusehen, daß Napoleon diese Vertreter des Auslandes zu irgend einem falschen Schritte verleiten könne. Für einen solchen Fall widerrufe daher der

[1]) Fürst Metternich an den Kaiser Franz. Wien, 12. März 1815.

König von Württemberg schon jetzt und im voraus Alles, was von Seite seines Gesandten in Paris etwa geschehen würde.

Während in den Sitzungen vom 3., 4. und 5. April die verschiedenen Punkte näher erörtert wurden, welche sich auf die Gebietsausgleichungen zwischen Oesterreich und Baiern bezogen, legte in der vom 7. Fürst Metternich die Antwort des Königs von Sachsen auf die an ihn gerichtete Aufforderung vor, sich den Bedingungen zu fügen, an deren Erfüllung der Wiedereintritt in den Besitz seines Stammlandes geknüpft wurde. Aber weder Preußen noch Rußland glaubten diesen Bedingungen zustimmen zu können, und so bildeten diese auch noch fortan den Gegenstand von Verhandlungen, wie ein Gleiches auch in Bezug auf die zwischen Oesterreich und Baiern noch unausgeglichenen Differenzen der Fall war. Hinsichtlich der letzteren wurde in der Sitzung vom 10. April beschlossen, den Grafen Nesselrode und den Freiherrn von Wessenberg an den Feldmarschall Fürsten Wrede mit der Erklärung abzusenden, daß man über die Vorschläge, welche sie ihm zu überbringen beauftragt seien, unmöglich noch hinausgehen könne.[1]) Und in der folgenden Sitzung[2]) wurde auch Humboldt ermächtigt, bei den Verhandlungen mitzuwirken, welche nicht nur mit Baiern, sondern auch mit den hiebei ebenfalls betheiligten Höfen von Stuttgart, Karlsruhe, Kassel und Darmstadt stattfinden sollten.

Ein beispielloses Markten und Schachern fand nun, insbesondere zwischen Wrede und Wessenberg statt, welches gleichwohl erfolglos blieb. „Verzichten Sie auf das Innviertel," schrieb schon am 24. März der baierische Feldmarschall seinem österreichischen Widerpart, „und wir werden trachten, uns im Uebrigen auf Grundlage Ihres Planes mit Ihnen zu einigen." Wessenberg aber entgegnete zwei Tage später, daß er es niemals wagen würde, mit einem solchen Begehren hervorzutreten, indem dessen Geltendmachung ebensosehr seiner amtlichen Pflicht wie seinen persönlichen Anschauungen widerspreche. So viel Staub wirbelte dieser Streit auf, daß er sogar den Kaiser Franz zu einem zwar in ein Scherzwort gekleideten, aber doch ziemlich bitteren Tadel veranlaßte. „Sie haben," sagte er zu Wrede, „wie ein Jude gegen mich gehandelt und um jedes Dorf gefeilscht." „War ich ein Jude," erwiederte schlagfertig Wrede, „so war Wessenberg gewiß ein Rabbiner."[3])

[1]) Sitzungsprotokoll vom 10. April.

[2]) Vom 13. April.

[3]) Wrede an den König von Baiern. Wien, 19. April 1815. Bei Heilmann S. 425.

Rascher als die Streitsache mit Baiern näherte sich nun die mit Sachsen ihrer Begleichung. Hinsichtlich derselben konnte Metternich, als er die Sitzung der Conferenz vom 20. April eröffnete, den bei ihr Anwesenden die inzwischen eingegangene Antwort des Königs bekanntgeben, welche wenigstens in den drei Hauptpunkten willfährig lautete. Sie begriff seine Zustimmung zu den ihm zugemutheten Abtretungen, die Entlassung seiner bisherigen, nun aber unter die Herrschaft Preußens oder Rußlands übergehenden Unterthanen aus dem ihm geleisteten Eide, endlich seinen Beitritt zu dem Bündnisse gegen Napoleon in sich. Um über diese sowie über die noch nicht völlig entschiedenen Fragen zu einer definitiven Einigung mit ihm zu gelangen, wurde verabredet, ihm den Abschluß eines Vertrages mit den fünf Großmächten vorzuschlagen, welche zu diesen Verhandlungen Humboldt, Wessenberg und Kapodistrias delegirten. Von Seite des Königs wurden sein Gesandter Graf Schulenburg und sein Kammerherr von Globig hiezu entsendet.[1])

In dreizehn rasch auf einander folgenden Sitzungen, deren Verhandlungen eigenthümlicher Weise wahrscheinlich Kapodistrias wegen in französischer Sprache gepflogen wurden, gelangte man in ziemlich streitloser Weise zu einem allseitig befriedigenden Ergebniß. Am 18. Mai kam der Vertrag zu Stande, durch welchen der König von Sachsen in den Wiederbesitz seines Erblandes, aber freilich mit einer Einbuße von etwa zwei Fünftheilen desselben an Preußen gesetzt wurde.

Weit schwieriger gestaltete sich der Verlauf der Berathungen, welche am 23. Mai, somit nach mehr als sechsmonatlicher Unterbrechung wieder aufgenommen wurden, um eine Einigung über die zukünftige Gestaltung des deutschen Bundes zu erzielen. Dieser sehr lange Zwischenraum war zwar von den verschiedensten Seiten zu Bestrebungen aller Art benützt worden,[2]) die jedoch zu keinem anderen

[1]) Sitzungsprotokolle der Conferenz vom 20. und 27. April, dann vom 1. Mai 1815.

[2]) Von dem bei W. A. Schmidt (S. 373—383) unter dem Titel: „Der österreichische Verfassungsplan für Deutschland ohne Preußen" abgedruckten Projecte, von den Verhandlungen, welche nach Münsters Depeschen vom 17. und 29. December (Münster, Politische Skizzen, S. 209 und 221) Metternich mit ihm hierüber gepflogen haben soll, endlich von einer vertraulichen Mittheilung dieses Planes durch Wessenberg an Baiern (Schmidt, S. 375) ist in dem Wiener Staatsarchive keine Spur aufzufinden.

greifbaren Resultate als zu einer völlig verschiedenen Zusammensetzung der Conferenz führten, welche nun zum Unterschiede von der früheren und im Gegensatze zu ihr immer nur die zweite deutsche Conferenz genannt wurde. Denn während die erste bloß aus den Vertretern Oesterreichs, Preußens, Baierns, Hannovers und Württembergs bestand, erhielten jetzt auch diejenigen des Königreiches Sachsen, Badens, beider Hessen, beider Mecklenburg, einer Anzahl anderer herzoglicher und fürstlicher Häuser, sowie der vier freien Städte, endlich Dänemarks für Holstein und der Niederlande für Luxemburg Zutritt. So weiset denn auch schon das Protokoll der ersten Sitzung statt der früheren neun nicht weniger als die doppelte Zahl der Anwesenden aus, die sich jedoch später noch merklich vermehrte. Während übrigens Württemberg in der früheren Conferenz durch zwei Bevollmächtigte repräsentirt war, macht es einen ganz eigenthümlichen Eindruck, nun in der Liste der in der zweiten Conferenz vertretenen Länder bei „Württemberg" das vielsagende Wort „Niemand" beigeschrieben zu sehen.

Metternich eröffnete diese Sitzung mit der Erklärung, daß man zwar schon seit Beginn des Congresses darauf Bedacht genommen habe, den Entwurf zu einer bereits in Paris beschlossenen deutschen Bundesverfassung vorzubereiten. Sehr bald sei jedoch erkannt worden, eine definitive Feststellung dieses Bundes werde erst möglich sein, wenn mindestens die Hauptpunkte der Territorialverhältnisse ausgeglichen seien. Gleichwohl könne der Congreß nicht eher beendigt werden, als bis die deutsche Föderation wenigstens in ihren Grundzügen festgestellt erscheine, deren nähere Entwicklung man jedoch dem einzusetzenden Bundestage selbst vorbehalten müsse. Oesterreich lege daher, mit diesen Worten schloß Metternich seine Anrede, im Einverständnisse mit Preußen einen von beiden Staaten genehmigten Bundesentwurf vor, der in den folgenden Sitzungen einer näheren Erörterung zu unterziehen sein werde.[1])

Nur nach langwierigen Verhandlungen war dieser der Hauptsache nach von Wessenberg herrührende Entwurf zu Stande gekommen.[2])

---

[1]) Protokoll der Sitzung vom 23. Mai.

[2]) Wessenberg schrieb hierüber am 24. Januar 1851 an den Erzherzog Johann: „Ich habe bei dem Wiener Congreß während elfmonatlicher Verhandlungen erfahren, welche Mühe es kostet, unter so vielen Köpfen eine Einigung zu erzielen. Die dreizehn ersten Artikel der Bundesacte sowie der neunzehnte sind größtentheils mein Werk und von mir redigirt; meine besten Stützen waren Graf Münster und

Denn so wie Humboldt auf preußischer, hatte Wessenberg auf österreichischer Seite am meisten an den verschiedenen Projecten gearbeitet, und wenn Humboldts Elaborate auch jetzt wieder den in Deutschland für die zukünftige Gestaltung des Bundes gehegten, ebenso lebhaften als berechtigten Wünschen in höherem Maße als diejenigen Wessenbergs entsprachen, so war eben die Lage Preußens in dieser wie in so vielen anderen Beziehungen bei weitem günstiger als die des Kaiserstaates zu nennen. Es handelte gerade so in seinem eigenen Interesse, wenn es ein engeres Aneinanderschließen der verschiedenen deutschen Staaten und Länder zu Wege zu bringen suchte, als Oesterreich dieß that, indem es nur mit geringerem Eifer hiefür eintrat. Denn dessen viel buntere Zusammensetzung aus den verschiedensten Nationalitäten war es ja, welche ihm eine Sonderstellung der einen, wenn auch der wichtigsten und bedeutendsten aus ihnen, wie Deutschlands Constituirung als eng gegliederter Bundesstaat nothwendig gemacht hätte, unendlich erschwerte.

In der zweiten, am 26. Mai stattfindenden Conferenz begann die eigentliche Berathung über den eingebrachten Entwurf. Von allen Seiten regnete es Einwendungen und Gegenanträge, an denen sich insbesondere der baierische Gesandte Graf Rechberg ungemein fruchtbar erwies. Auch Freiherr von Türckheim für Hessen-Darmstadt gab ihm hierin nicht allzuviel nach, und es fiel auf, daß auch der Repräsentant eines fremdländischen Monarchen, Graf Christian Bernstorff für Holstein zu den Redseligsten gehörte. Die Württemberger waren wieder nicht erschienen und kamen auch zu keiner der folgenden Sitzungen mehr, während der Bevollmächtigte Badens, Freiherr von Berstett, mit dem Mangel an Instructionen seine schweigende Theilnahmslosigkeit zu entschuldigen suchte.

In hohem Grade verstimmend mußten der Wirrwarr, der in dieser Sitzung herrschte, und deren Resultatlosigkeit auf die Theilnehmer an derselben wirken. Insbesondere waren es die preußischen Bevollmächtigten, welche dem Mißmuthe hierüber den unzweideutigsten Ausdruck verliehen. Gern zu Gewaltmaßregeln greifend, wenn es

---

Baron Plessen, am Ende auch Hardenberg, der selbst der vielen Ansprüche von preußischen Politikern wie Stägemann und sogar Humboldt müde ward; Gagern half nur die Confusion zu vermehren. Ich hatte einst nicht weniger als sechs und vierzig Verfassungsentwürfe auf dem Tisch; es war eine wahre Herkulesarbeit."

nur der zu ihrer Durchführung erforderlichen Macht sich gewiß fühlt, schlug Preußen eine solche auch jetzt wieder vor. Oesterreich und England-Hannover forderte es auf, mit ihm gemeinschaftlich an die übrigen deutschen Staaten ein Ultimatum zu richten, demzufolge dieselben den ihnen vorgelegten, nur in einigen Punkten abzuändernden Entwurf anzunehmen hätten. Wer darauf hin in den Bund nicht eintrete, könne einfach aus ihm wegbleiben.

Aber weder Metternich noch Münster konnten so kategorischem Verfahren gegen die deutschen Mitstaaten zustimmen und Beide waren der Meinung, daß deren Vereinigung zu einem Bunde, welcher sie für immerwährende Zeiten zu freundschaftlichem Zusammenwirken aneinander knüpfen sollte, auch nur auf friedlichem Wege zu Stande zu bringen wäre. Sie konnten daher den preußischen Vorschlag nicht zu dem ihrigen machen und die bisherigen Berathungen nahmen denn auch noch fortan ihren Verlauf. Aber freilich stieg in der dritten Sitzung, [1]) über welche das Protokoll schon sechs und dreißig Unterschriften trägt, die Verwirrung wo möglich noch höher. Insbesondere wurde heftig über die Stimmenzahl gestritten, die den einzelnen Ländern im Bundestage und in der ihm beigeordneten Plenarversammlung zukommen sollten. Auch in den nächstfolgenden Sitzungen, welche nun Tag für Tag fortgesetzt wurden, dauerte dieser Streit und der über verschiedene andere, gleichfalls sehr wichtige Punkte noch fort. Dennoch gelang es, über gar manche derselben eine Einigung zu erzielen, so schon am 30. Mai über den von Oesterreich und Preußen gemeinsam vorgelegten neunten Artikel, [2]) demzufolge alle Bundesmitglieder versprachen, sowohl ganz Deutschland als jeden einzelnen Bundesstaat gegen alle Angriffe in Schutz zu nehmen und sich ihre sämmtlichen im Bunde befindlichen Besitzungen zu gewährleisten. Während eines einmal erklärten Bundeskrieges dürfe kein Mitglied in einseitige Verhandlungen mit dem Feinde treten oder seine Truppen von dem Ganzen trennen. Den einzelnen deutschen Staaten bleibe zwar das Recht vorbehalten, Allianzen zu schließen, sie seien jedoch verpflichtet, keine gegen den Bund oder dessen Mitglieder mittelbar oder unmittelbar gerichtete Verbindungen einzugehen. Unter keinerlei Vorwand dürften sie sich unter einander bekriegen oder durch Gewalt ihre Streitigkeiten austragen, sondern sie müßten

[1]) Vom 29. Mai.

[2]) In der Bundesacte wurde er zum 11. Artikel.

dieselben bei der Bundesversammlung anbringen, welche sich ein Bundesgericht beiordnen werde, an dessen Besetzung alle Mitglieder verhältnißmäßigen Antheil nehmen sollten. Die vor dasselbe gehörenden Gegenstände und deren Umfang würden durch die Grundgesetze des Bundes bestimmt werden.

Sämmtliche Anwesende erklärten sich einverstanden mit diesem Vorschlage, nur der Vertreter Baierns schloß sich hievon aus, da er „zur Zeit" in die ausdrückliche Erwähnung eines Bundesgerichtes nicht willigen könne und auch hinsichtlich anderer Punkte sich eine fernere Erklärung vorbehalten müsse. [1])

Einen überaus wichtigen Antrag brachte in der am 2. Juni stattfindenden siebenten Sitzung der sächsische Bevollmächtigte von Globig ein. Er verlangte, daß bei der Bedeutsamkeit der für die Plenarversammlung bestimmten Gegenstände Beschlüsse daselbst nicht mit bloßer Mehrheit der Stimmen gefaßt werden könnten, sondern daß sie zu ihrer Giltigkeit einer einhelligen Zustimmung bedürften. Man erwiederte hierauf, daß unter dem, was jener Versammlung vorbehalten sei, sich doch auch gar Manches, wie etwa das befinde, was sich auf gemeinnützige Anordnungen beziehe, wobei die Zulassung einer Entscheidung durch die Majorität umso wünschenswerther sei, als widrigenfalls durch eine einzige Stimme die ersprießlichsten Zwecke vereitelt werden könnten. Die hannoverschen Bevollmächtigten schlugen vor, daß in diesen Fällen eine Mehrheit von etwa zwei Drittheilen der Stimmen als genügend für die Entscheidung anzusehen sei. Nicht nur die österreichischen und die preußischen, auch fast alle übrigen Delegirten erklärten sich für diesen Antrag, von welchem schließlich auch Globig zugab, daß er ihm für seine Person als ein zweckmäßiges Auskunftsmittel erscheine. Dennoch meinte er, sich seine definitive Erklärung für die nächste Sitzung vorbehalten zu müssen, in welcher denn auch die von Hannover beantragte Stylisirung, aber freilich mit dem einengenden Zusatze gutgeheißen wurde, daß dort, wo es auf Annahme oder Abänderung der Grundgesetze, auf organische Bundeseinrichtungen, auf die Rechte Einzelner oder auf Religionsangelegenheiten ankomme, weder in der engeren noch in der Plenarversammlung ein Beschluß durch bloße Stimmenmehrheit gefaßt werden könne. Von keiner Seite, auch von preußischer nicht, wurde

[1]) Protokoll der 4. Sitzung vom 30. Mai.

dagegen ein Widerspruch erhoben, wenigstens ist kein solcher in dem betreffenden Sitzungsprotokolle verzeichnet.[1])

Von der Erkenntniß der durch die Ereignisse in Frankreich und den Wiederbeginn des Krieges immer drängender werdenden Nothwendigkeit ausgehend, die Bundesacte zum Abschlusse zu bringen und dadurch den ganzen Congreß seiner Beendigung zuzuführen; gab Metternich in der neunten Sitzung, welche am 5. Juni stattfand, im Namen seines kaiserlichen Herrn eine Erklärung ab. Derselbe habe, wurde darin gesagt, durch das Benehmen, welches auf seinen Befehl seine Bevollmächtigten bei den Berathungen über die Aufrichtung eines deutschen Bundes beobachtet hätten, den Beweis geliefert, wie sehnlich er wünsche, Deutschland fest vereinigt und stark zu sehen. Da die Arbeit über den Wortlaut der Bundesurkunde den Absichten und Gesinnungen der meisten deutschen Höfe bereits sehr nahe gebracht sei, müßten die österreichischen Delegirten nun vorzüglich verlangen, dieselbe noch vor Beendigung des Congresses gleich anderen seiner Beschlüsse unter die Garantie der europäischen Mächte gestellt zu wissen. In dieser Absicht seien sie beauftragt zu erklären, daß sie bereit wären, den Inhalt der in dem letzten Protokolle angeführten Artikel als die Grundlage des zu schließenden Bundes anzunehmen. Sie forderten daher, so wie es ihrerseits hiemit geschehe, die Bevollmächtigten der übrigen Höfe auf, ihren Ausspruch über diese gemeinsame Angelegenheit gleichfalls zu Protokoll geben zu wollen.[2])

Mündlich fügte Metternich dieser schriftlich eingereichten Declaration eine lebhafte Schilderung der unerläßlichen Nothwendigkeit bei, die Congreßacte unverzüglich zum Abschlusse zu bringen. Kaum mehr nach Tagen, sondern nur noch nach Stunden könne er selbst die Möglichkeit seines längeren Verweilens in Wien berechnen, und auch für die meisten übrigen Mitglieder des Congresses sei eine baldigste Abreise ganz unerläßlich geworden. Auch sei an dem Beitritte der deutschen Fürsten und freien Städte zum Bunde umsoweniger zu zweifeln, als sie sich ja errinnern müßten, wie dringend sie selbst bei den Höfen von Wien und von Berlin darauf angetragen hätten, daß vor Schluß des Congresses und sogar schon vor beendigter Regulirung der Territorialverhältnisse der deutsche Bund festgestellt werden möge.

[1]) Protokolle vom 2. und 3. Juni.

[2]) Oesterreichische Erklärung. Beilage zum Sitzungsprotokoll vom 5. Juni.

Ohne Beobachtung des Ranges ihrer Vollmachtgeber und meistentheils so wie sie eben zufällig saßen, gaben nun die Anwesenden ihre Erklärungen ab. Bloß mündlich geschah dieß im Namen Preußens vom Fürsten Hardenberg und von Humboldt; sie beschränkten sich darauf, dem österreichischen Votum einfach beizutreten und sich vorzubehalten, dieß demnächst schriftlich zu begründen. Und als sie solches schon am folgenden Tage wirklich thaten, fügten sie dem erneuerten Ausdrucke ihrer Bereitwilligkeit, die Bundesacte, wie sie jetzt vorliege, zu unterzeichnen, den Zusatz bei, daß sie zwar gewünscht hätten, der Bundesurkunde eine größere Ausdehnung, Festigkeit und Bestimmtheit gegeben zu sehen. Aber durch die Betrachtung bewogen, daß es besser sei, vorläufig einen weniger vollständigen und vollkommenen Bund als gar keinen zu schließen, und daß es den Berathungen der Bundesversammlung in Frankfurt unbenommen bleibe, den Mängeln abzuhelfen, hätten sie ihre Unterzeichnung nicht zurückhalten zu dürfen geglaubt.

Nun folgte Graf Bernstorff für Holstein mit einer ganz unbedingten Beitrittserklärung, und Freiherr von Gagern für Luxemburg mit einer ähnlichen, die er in die Worte zu kleiden sich befliß, er finde in den vorgelegten zwanzig Artikeln nichts, wodurch sein Beitritt verhindert werden könnte. Aber freilich hoffe er, daß einzelne Artikel entweder noch in Wien oder wenigstens dereinst in Frankfurt verändert werden würden, sowie daß der Bund auf alle deutschen Länder werde ausgedehnt werden. Wie er sich dieß eigentlich denke, führte er jedoch auch in seiner am nächsten Tage eingebrachten schriftlichen Begründung nicht näher aus. Sonst gelangten in ihr nur das Bedauern, daß die alten Reichsformen, unter denen er wohl die Kaiserwürde und die Kreiseintheilung verstand, nicht beibehalten worden seien, und das Begehren zum Ausdruck, daß die Besatzung der Bundesfestung Luxemburg von sämmtlichen deutschen Staaten beigestellt und daher auch von Allen zu ihrer Vertheidigung gleichmäßig mitgewirkt werde. [1])

Bedeutungsvoller war es, wie sich Hannover über die bisher vereinbarte Bundesacte aussprach. Es erklärte sich zu deren Unterzeichnung bereit, obgleich sie die Erwartungen der deutschen Nation nur zum Theile erfüllen könne und mehrere wichtige Punkte uner-

[1]) Gagerns Erklärung vom 6. Juni. Beilage zum Conferenzprotokolle vom 8. Juni.

schöpft lasse, hinsichtlich deren von Seite Hannovers im Verlaufe der Verhandlungen Anträge gestellt worden seien. Da aber der Wunsch, die alte Reichsverfassung unter nöthigen Modificationen wiederhergestellt zu sehen, durch bekannte politische Verhältnisse unausführbar geworden sei, habe Hannover wenigstens zur Errichtung eines Bundes in Deutschland mitwirken wollen, der nicht bloß ein politisches Band zwischen den verschiedenen Staaten, sondern zugleich eine Vereinigung des gesammten deutschen Volkes in sich fassen würde.

In diesem Sinne habe sich die hannoversche Gesandtschaft bei früheren Verhandlungen, namentlich über die Befugnisse der Landstände in den deutschen Staaten, über deren Sicherstellung durch die Garantie des Bundes und über die Einsetzung und Gewalt eines Bundesgerichtes erklärt. Wenn sie heute eine Acte unterzeichne, welche diese Punkte noch unerledigt lasse, so geschehe dieß in der Ueberzeugung, daß die Durchführung jener ihr besser scheinenden Bestimmungen jetzt nicht möglich und es daher wünschenswerther sei, einen wenn auch nur unvollkommenen deutschen Bund als gar keinen einzugehen. Wie er jetzt zu Stande komme, schließe er Verbesserungen keineswegs aus, und diese zu fördern, werde Hannover sich allzeit bereitfinden lassen.

Man sieht wohl, daß die hannoversche Erklärung durchaus nicht weniger deutschpatriotisch als die preußische lautete, ja sie hierin wohl noch übertraf. Ganz unzweifelhaft aber war dieß mit derjenigen der Fall, welche der neugeschaffene Großherzog von Sachsen-Weimar, Karl August, Goethe's Freund und Gönner, abgeben ließ. Wäre dessen Bereitwilligkeit, in den deutschen Bund einzutreten, war darin gesagt, einer Vermehrung fähig gewesen, so hätte dieselbe durch den Geist der Freiheit und der Billigkeit gefördert werden müssen, in welchem von Seite der ersten Mächte Deutschlands die Discussionen über die Artikel des Bundesvertrages geleitet und unterstützt worden seien, dessen Fortdauer dem Bunde Festigkeit verbürge und gewiß jeden den Bund selbst Wünschenden in dem freien Entschlusse bestärke, mit jenen schützenden Mächten Europa's und Deutschlands durch Glück und Unglück innigst verbunden zu bleiben. [1])

Daß in der Erklärung, welche der königlich sächsische Bevollmächtigte von Globig zu Protokoll gab, die Dankbarkeit seines Königs

[1]) Erklärung vom 5. Juni, von Ernst August von Gersdorff unterzeichnet.

für Oesterreich, das ihn aus dem ihm von Seite Preußens zugedachten Verderben gerettet, in etwas überschwänglichen Worten zum Ausdrucke kam, wird wohl keinen unparteiisch Urtheilenden wundern. „In einer Versammlung deutscher Bevollmächtigter," so lauten sie, „von deutschen Fürsten und freien Städten abgesendet, wird es kaum einer Erwähnung bedürfen, daß in einer deutschen Angelegenheit keine Aufforderung mit bereitwilligerem Gemüth aufgenommen und mit offenerem Sinn erwiedert werden könne als eine solche von Seite des ehrwürdigen Hauses, an dessen Namen die schönsten Erinnerungen deutscher Vorzeit und — einem Deutschen ziemt es vor Deutschen frei und offen zu reden — tröstende Hoffnungen für eine bessere deutsche Zukunft sich knüpfen. Denn nur mit wehmüthiger Rührung konnten echte Deutsche während eines nun fast neunjährigen Zeitraumes das ehrwürdige Band zerrissen sehen, welches in Franz des Zweiten und seiner erhabenen Vorfahren deutscher Kaiserwürde uns Alle umschloß."

An diese „Herzensergießung", wenn man so sagen darf, knüpfte nun Globig eine Erklärung, welche unter wiederholten Versicherungen aufrichtiger Geneigtheit, dem Bunde beizutreten, doch zu der Hervorhebung mannigfacher Bedenken gegen einzelne Artikel und schließlich sogar zu dem Ausspruche kam, er müsse seinem Hofe sowohl die Genehmigung der verabredeten Bundesartikel im Allgemeinen als insbesondere für den Fall, daß nicht sämmtliche souveräne deutsche Fürsten dem Bunde beitreten sollten, die weitere Entschließung ausdrücklich vorbehalten. [1])

Unerfreulicher noch als diese etwas gewundene Erklärung lautete die, welche der Bevollmächtigte Baierns, Graf Rechberg, mit erschreckender Trockenheit abgab. Er sehe sich genöthigt, so lautete sie, in diesem Augenblicke seinen definitiven Beitritt noch nicht auszusprechen; ob er ihn bloß aus Mangel an Instructionen oder aus anderen Motiven verweigerte, darüber scheint er sich in der Sitzung nicht näher ausgelassen zu haben. Im Privatgespräche aber mochte er den ersteren Umstand als den ihn bestimmenden Beweggrund bezeichnen, wenigstens theilte Fürst Metternich am 8. Juni, bald nach Eröffnung der zehnten Sitzung, den Versammelten mit, daß nachdem Rechberg nunmehr nähere Weisungen erhalten, die Bevollmächtigten

[1]) Globigs Erklärung vom 6. Juni.

Oesterreichs und Preußens unverzüglich in vorläufige Besprechungen mit ihm eingetreten seien. Mit Vergnügen habe man dabei bemerkt, daß sich nur in wenigen Punkten eine Verschiedenheit von der in der letzten Sitzung beschlossenen Redaction einzelner Artikel zeige. Man hoffe daher, daß man sich leicht über einen Wortlaut der Bundesacte werde einigen können, welchem auch Baiern und Sachsen beistimmen würden.

So geschah es denn auch wirklich, aber freilich nicht ohne daß mit Einwilligung Preußens der Beitritt Baierns und Sachsens, von den minder bedeutenden Zugeständnissen gar nicht zu reden, durch den Wegfall des projectirten Bundesgerichtes und dessen allfällige Ersetzung durch eine „wohlgeordnete Austrägalinstanz" erkauft werden mußte. Auch die von seinem Bruder eifrig unterstützten Bestrebungen des gleichfalls in Wien anwesenden Freiherrn Heinrich von Wessenberg, eine deutsche Nationalkirche unter der Leitung eines Fürsten-Primas zu Stande zu bringen, scheiterten an dem von Rom aus eifrig unterstützten Widerspruche Baierns. Ein wahrscheinlich durch Johann Wessenbergs Zuthun in den letzten österreichischen Bundesentwurf eingeschalteter Artikel, durch welchen der katholischen Kirche Deutschlands eine gemeinsame Verfassung, den Evangelischen aber die Aufrechthaltung ihrer Rechte verheißen werden sollte, erhielt einen derart veränderten Wortlaut, daß er alle Bedeutung verlor.

Nachdem endlich Metternich die in solcher Gestalt vereinbarten zwanzig Artikel der Bundesacte noch einmal verlesen und sämmtliche Bevollmächtigte ihre Zustimmung zu denselben erklärt hatten, wurde sie am 10. Juni in der elften und letzten Sitzung der zweiten deutschen Conferenz vor der Hand in der Form einer Paraphirung ihrer einzelnen Artikel von allen Anwesenden unterzeichnet. Aber noch ehe dieß wirklich geschehen war, theilte Metternich eine ihm von den beiden württembergischen Congreßgesandten zugekommene Note mit, in der sie jetzt plötzlich dringend um Bekanntgebung des Ergebnisses der bisher gepflogenen Berathungen baten. Sie würden es, sagten sie darin, mit dem verbindlichsten Danke aufnehmen, wenn es gefällig wäre, ihnen die Gelegenheit zu gewähren, ihre instructionsmäßigen Erklärungen abgeben und zur Erreichung des gemeinschaftlichen Endzweckes mitwirken zu können.[1])

[1]) Wintzingerode und Linden an Metternich. Wien, 9. Juni.

Metternich legte diese Note mit der Mittheilnng vor, er habe sie dahin beantwortet, die Discussion sei bereits geschlossen und es könne an der schon zu Stande gebrachten Bundesacte eine Aenderung nicht mehr vorgenommen werden. Der Beitritt Württembergs vermöchte daher nur noch durch eine Separatacte zu geschehen und er schlage vor, schon jetzt eine Urkunde zu unterzeichnen, durch welche eine etwaige Beitrittserklärung Württembergs von sämmtlichen Bundesgliedern angenommen werde. Da Alles hiemit einverstanden war, wurde auch diese Acceptationsurkunde von den Anwesenden unterschrieben.[1])

Damit gelangte man jedoch Württemberg gegenüber wenigstens vorläufig noch zu keinem befriedigenden Ergebnisse. Schon am 10. Juni übersandten dessen beide Bevollmächtigte eine neue Zuschrift an Metternich, in der sie den „unbedingten und vollkommenen Beitritt" ihres Königs zu den auf die Feststellung des Bundes bezüglichen elf ersten Artikeln der Bundesacte erklärten. Allsogleich wurde ihnen hierauf die Antwort ertheilt, daß die von den übrigen deutschen Congreßgesandten ausgestellte Acceptationsurkunde den Beitritt Württembergs zu den sämmtlichen Bestimmungen der Bundesacte voraussetze und daher auf eine sich nur auf einen Theil derselben beschränkende Zustimmung nicht anwendbar sei. Sollte also nicht eine diesen Anforderungen völlig entsprechende Erklärung binnen der zur Auswechslung der Ratificationen bestimmten Frist eingereicht werden, so bleibe nichts übrig, als die Sache bis auf den Zusammentritt der Frankfurter Bundesversammlung zu verschieben.[2])

Wo möglich noch übler als das Verhalten Württembergs war dasjenige Badens. Es hatte sich nicht nur von den Verhandlungen der zweiten deutschen Conferenz vollkommen ferngehalten, sondern auch nach deren Beendigung längere Zeit keine Bereitwilligkeit zum Beitritte gezeigt. Erst am 26. Juli erfolgte derselbe, und derjenige Württembergs gar erst am 1. September.

Für die neugeschaffene deutsche Bundesacte konnte also im Augenblicke ihres Zustandekommens nicht einmal das Verdienst in Anspruch genommen werden, daß das an und für sich schon allzu lose Band, welches sie um die deutschen Staaten schlang, sie Alle umfaßte. Doch

[1]) Protokoll der Sitzung vom 10. Juni.

[2]) Metternich an Wintzingerode und Linden, 11. Juni.

war dieß nicht der einzige Vorwurf, der wider sie laut wurde. Es mag vielmehr nur selten einen öffentlichen Staatsact gegeben haben, wider welchen von allen Seiten so erbitterter Tadel erhoben wurde, daß kaum jemals sich eine lobende Gegenstimme hervorwagte. Gewiß ist es, daß die Bundesacte auch nicht von fern dazu angethan war, der schon damals hervortretenden Sehnsucht eines großen Theiles der Bevölkerung nach einheitlicher und freiheitlicher Neugestaltung Deutschlands irgendwie gerecht werden zu können. Aber es läßt sich doch auch wieder nicht verkennen, daß kein einziger der hierauf abzielenden Entwürfe, er mochte von Stein, von Humboldt oder von wem immer herrühren, zu einem wahrhaft befriedigenden Ergebnisse zu führen vermocht hätte. Keiner von denen, welche auf Wiederberufung des Beherrschers Oesterreichs auf Deutschlands Kaiserthron drangen, hätte das Mittel anzugeben gewußt, den nach ihm mächtigsten Bundesfürsten, den König von Preußen zu wirklicher, sei es freiwilliger oder gezwungener Unterordnung unter ein solches Reichsoberhaupt zu vermögen. Und dadurch allein schon waren alle Einheitsbestrebungen von vorneherein aussichtslos gemacht.

Waren schon die Stimmen über die Bundesacte als Ganzes fast ausschließlich nur tadelnde zu nennen, so gingen auch die Urtheile über einzelne Anordnungen derselben recht weit auseinander. Während es, um in letzterer Beziehung nur ein Beispiel zu erwähnen, von den Mecklenburgischen Bevollmächtigten, den Herren von Plessen und von Oertzen in ihrer Beitrittserklärung lebhaft beklagt wird, daß dem auf die landständische Verfassung bezüglichen Artikel keine weitere und befriedigendere Ausdehnung gegeben worden sei, so daß sie sogar auf nachträgliche Aenderung desselben drangen, wurde dieses Zugeständniß von dem nachmaligen preußischen Staatsminister Bernstorff als ein höchst tadelnswerthes bezeichnet. Er und sein Bruder Joachim, später dänischer Gesandter in Wien, wurden nicht müde, über diesen „eilfertigen Leichtsinn und über die schwächliche Nachgiebigkeit" der Bevollmächtigten und „ihrer hohen Herren," sowie darüber zu klagen, daß sie sich hätten einschüchtern lassen. [1])

Dem gegenüber ist es nicht ohne Interesse, das Urtheil kennen zu lernen, welches Fürst Metternich in dem Augenblicke, in dem man an den Abschluß der Bundesacte schritt, nicht so sehr über ihren spe-

[1]) Elise Gräfin Bernstorff. I. 189.

ciellen Inhalt als über den Verlauf der letzten, über die zukünftige Einrichtung des deutschen Bundes gepflogenen Verhandlungen dem Kaiser Franz gegenüber aussprach: „Die deutschen Angelegenheiten" so lauten diese von ihm selbst niedergeschriebenen Worte,[1]) „werden hier unter den Mächten, welche sich zu der Annahme des Bundesvertrages bereit erklärt haben, unterfertigt. Die größeren mittäglichen Fürsten haben die Zustimmung offen gelassen, indem die Einen gar keinen Abgeordneten, die Anderen aber die Gesandten ohne bestimmte Instructionen in den Berathungen erscheinen ließen. Baiern und Württemberg rechnen auffallend auf günstige Ereignisse, um ihre geträumte Selbstständigkeit zu erhalten. Da diese Ereignisse nicht im Laufe des Krieges liegen können, denn keiner zählt auf Successe Bonaparte's, welche ja jeder Selbstständigkeit weit eher entgegen als günstig wären, so hegen sie die Hoffnung einer Entzweiung zwischen Oesterreich und Preußen in der deutschen Frage. Ich werde Eurer Majestät bei meiner gehorsamsten Berichterstattung viele Beweise, welche diese Vermuthung begründen, zu unterlegen die Ehre haben. Sie irren sich aber in ihrer Rechnung, und das Fundament des Bundes wird unter einer großen Majorität und auf eine Weise gelegt, welche Eurer Majestät das schönste Feld öffnet, als die wahrhaft schützende Macht in Deutschland aufzutreten. Wir haben vielleicht nie solche Beweise von Vertrauen erhalten, wie in den letzten Sitzungen der deutschen Conferenz."

Ob Wessenberg die Zufriedenheit Metternichs mit dem Verlaufe der Berathungen über die deutschen Angelegenheiten theilte, darüber liegt von seiner Seite keine Kundgebung aus der Zeit ihres Abschlusses vor. Einige Jahre später aber, nachdem er den Bundestag und sein Wirken längere Zeit hindurch in nächster Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, fällte er darüber ein nichts weniger als günstiges Urtheil, auf welches seiner Zeit, bei Besprechung der im Jahre 1819 zu Karlsbad gefaßten Beschlüsse zurückzukommen sein wird. Aber einer gewissen Vorliebe für die zum großen Theile unter seiner Aegide geschaffenen Einrichtungen des Bundes konnte er sich darum doch niemals entschlagen. Noch mehr als drei Decennien später, als sich von allen Seiten ein furchtbarer Ansturm gegen das Erzeugniß seiner Feder erhob, gab er dieser Anschauung ungescheut Ausdruck. „Ich werde

[1]) Wien, 7. Juni 1815.

immer behaupten," schrieb er im Juni 1848 an eine damals neu aufgetauchte politische Persönlichkeit, „daß die Bundesacte und die Bundesversammlung praktischer waren als Alles, was noch erfunden werden wird. Die Erstere enthielt Alles, was Deutschland Noth that." [1])

Gleichzeitig mit den Sitzungen der deutschen Conferenz fanden auch solche zwischen den Bevollmächtigten der fünf Großmächte statt, um sich über die Form und den Inhalt der Schlußacte zu einigen, durch welche der Congreß möglichst rasch zu Ende geführt werden sollte. Sowie Castlereagh durch Wellington, so war dieser nach seiner Abreise nach den Niederlanden durch Clancarty als Englands erster Bevollmächtigter ersetzt worden. Er und Humboldt wurden nun dazu ausersehen, die Ausarbeitung der Congreßacte zu überwachen, mit welcher Gentz schon vor dritthalb Monaten betraut worden war. [2]) In den folgenden Sitzungen aber wurden die einzelnen Artikel zur Erörterung gebracht und sie gelangten denn auch mit geringfügigen Aenderungen zur Annahme.

Es möge gestattet sein, aus ihrer Anzahl, die sich auf hundert-einundzwanzig belief, hier nur die wenigen, speciell Oesterreich betreffenden zu berühren. Durch den dritten Artikel erhielt es die Salzwerke von Wieliczka, und während der vierte die Grenzlinie zwischen Oesterreich und Rußland bestimmte, fielen laut des fünften die im Jahre 1809 von Ostgalizien losgetrennten Kreise und Districte an Oesterreich zurück. In dem einundfünfzigsten Artikel wurden ihm als neue Erwerbung die auf dem linken Rheinufer gelegenen Gebietstheile der ehemaligen französischen Departements der Saar und des Donnersberges sowie auf dem rechten die der Departements Fulda und Frankfurt zugesprochen, welche Frankreich im Pariser Frieden abgetreten hatte und über die bisher noch nicht verfügt worden war. Durch den nächsten Artikel wurde das Fürstenthum Isenburg unter Oesterreichs Oberhoheit gestellt. Der Artikel 93 und die vier folgenden endlich sicherten Oesterreich den Wiederbesitz der von ihm seit 1797 abgetretenen Provinzen, welche noch insbesondere aufgezählt wurden, und außerdem die Erwerbung einiger Landstriche in Italien sowie Ragusa's zu.

In der Sitzung vom 4. Juni brachte Clancarty den Entwurf eines Artikels ein, durch welchen das Protectorat über die sieben

[1]) An Schmerling, 29. Juni 1848.

[2]) Conferenzprotokoll vom 23. Mai.

jonischen Inseln, von denen sechs im Jahre 1809 von britischen Truppen besetzt worden waren, an Oesterreich übergehen sollte. Metternich und Wessenberg erklärten sich im Namen ihres kaiserlichen Herrn zu dessen Uebernahme bereit, die russischen Bevollmächtigten aber erhoben Einsprache dagegen und zuletzt beschloß man, die Sache wenigstens vor der Hand unerledigt zu lassen.

Aehnliches geschah auch hinsichtlich verschiedener Gebietsausgleichungen in Deutschland. Denn Metternich und Wessenberg eröffneten die fünfundvierzigste und letzte Sitzung, welche überhaupt von den Bevollmächtigten der fünf Großmächte, und zwar am 10. Juni abgehalten wurde, mit einer im Namen ihres Kaisers abgegebenen Erklärung. In Anbetracht der Schwierigkeiten, so lautete sie, welche in dem gegenwärtigen Augenblicke noch in Bezug auf die Territorialverhältnisse in Deutschland obwalteten, und von dem Wunsche ausgehend, einen neuen und überzeugenden Beweis des ihn beseelenden Geistes der Versöhnlichkeit zu geben, willige er ein, daß die Verwirklichung der hiefür zwischen Oesterreich und Baiern allfällig getroffenen Verabredungen einstweilen auf einen günstigeren Augenblick hinausgeschoben werde. Er bringe das Opfer, sich selbst noch für unbestimmte Zeit des Besitzes und der Einkünfte ihm tractatmäßig zugesicherter Provinzen zu berauben, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß es ihm unbenommen bleibe, die ihm zugesprochenen Compensationsobjecte nach freiem Belieben zu verwenden, und daß von Seite der Mächte die förmliche Verpflichtung eingegangen werde, ihn dereinst bei den Verhandlungen zur Wiedererlangung des Inn- sowie des Hausruckviertels und Salzburgs zu unterstützen.

Außerdem wurden noch einige andere, sich auf die Gebietsabtretungen in Deutschland beziehende Verabredungen festgestellt und hinzugefügt, daß dieselben in die Form einer zwischen Oesterreich und Preußen abzuschließenden besonderen Uebereinkunft gekleidet werden sollten, welche ein späteres Datum als die Congreßacte selbst erhalte. [1])

So geschah es denn auch wirklich, und vom 12. Juni 1815 ist die von Humboldt und Wessenberg unterschriebene geheime Convention datirt, in welcher vor Allem die Verzichtleistung des Kaisers

[1]) Conferenzprotokoll von 10. Juni.

auf augenblickliche Durchführung des von ihm beabsichtigten Gebietsaustausches mit Baiern unter Aufrechthaltung seiner Berechtigung hiezu wiederholt wird. Der König von Preußen erneuerte dagegen sein förmliches Versprechen, bei den Verhandlungen hierüber mit allen von ihm abhängenden Mitteln den Kaiser zu unterstützen. Er sicherte ihm außerdem den Rückfall der Pfalz mit Ausnahme der an Preußen abgetretenen Landstriche, und den des Breisgaues zu, um von ihm als Austauschobjecte verwendet zu werden. Für das an Preußen abzutretende Herzogthum Westphalen aber erklärte der Kaiser den Großherzog von Hessen auf dem linken Rheinufer mit einem Gebiete entschädigen zu wollen, welches 140.000 Einwohner zähle. Außer der Stadt Wetzlar und einigen anderen Districten wurde Preußen auch noch im vormaligen Saardepartement ein Landstrich mit 69.000 Einwohnern zugesprochen, während Oesterreich die in den Artikeln 51 und 52 der Congreßacte festgestellten Erwerbungen neuerdings gewährleistet wurden. Was endlich die Stadt und die Festung Mainz betraf, so wurde vereinbart, daß die dortigen militärischen Einrichtungen einstweilen in der Art fortbestehen sollten, wie dieß für die Dauer des gegenwärtigen Krieges beschlossen worden sei. Für diese Zwischenzeit werde der Festungsgouverneur von österreichischer, der Commandant aber von preußischer Seite ernannt werden. Die Civilverwaltung in der Stadt und dem Gebiete von Mainz werde an Oesterreich überlassen, welches sich anheischig mache, die Hälfte der reinen Einkünfte an Preußen zu überliefern. Nach Beendigung des Krieges würde das Eigenthumsrecht auf die Stadt und das Gebiet von Mainz dem Großherzoge von Hessen für den Fall zu Theil werden, daß Oesterreich sich nicht in der Lage sehe, sich ein Besitzthum auf dem linken Rheinufer zu bewahren. Sollte aber Oesterreich ein solches daselbst behalten, so würde Mainz eine deutsche Bundesfestung mit einem österreichischen Gouverneur und einer Besatzung werden, die aus Oesterreichern, Darmstädtern und Nassauern gemischt wäre. Würde jedoch der beabsichtigte Austausch mit Baiern zu Stande kommen, so werde der Großherzog von Hessen Landesherr von Mainz werden, die dortige Besatzung aber aus Preußen, Darmstädtern und Nassauern unter einem preußischen Gouverneur bestehen. [1])

[1]) Diese Convention ist ebenso ungenau als lückenhaft, sowie ohne Erwähnung derer, die sie abschlossen, abgedruckt bei Neumann. III. 23.

Drei Tage vor Unterzeichnung dieser Convention erstattete Metternich dem Kaiser Bericht über die bevorstehende Beendigung des Congresses. „Nach beispiellosen Arbeiten," schrieb er ihm,[1] „Conferiren und Redigiren haben wir endlich die Congreßacte so weit zum Schlusse gebracht, daß wir sie am 9. zu paraphiren vermögen. Ihre Reinschrift bedarf wenigstens fünf bis sechs Tage, welche weder ich noch der Staatskanzler Fürst Hardenberg abwarten können; wir lassen demnach unsere zweiten Bevollmächtigten hier mit dem Auftrage zurück, diese Acte, sobald sie beendigt ist, zu unterfertigen. Sie wird uns sodann nach dem Hauptquartier gebracht und von uns ebenfalls unterschrieben werden."

„Eure Majestät mögen leicht begreifen, wie sehr sich in den letzten Augenblicken die Schwierigkeiten gehäuft haben konnten, da bei dem vorhabenden Werke kein Beispiel weder für Form noch Textur in der Geschichte aufzuweisen ist, demnach für das Aeußere und das Innere des Werkes lauter neue Regeln geschaffen werden mußten. Wir sind nun übereingekommen, die Acte im Namen der acht Mächte, welche den Frieden von Paris unterschrieben, zu verfassen und sie den anderen Fürsten offen zu lassen. Auf diese Weise umgehen wir eine Summe von Beschwernissen, welchen wir auf anderem Wege begegnet sein würden."

An dem von Metternich hiefür im Voraus bezeichneten Tage, dem 9. Juni, wurden die einzelnen Artikel der Congreßacte von den überhaupt in Wien noch anwesenden Bevollmächtigten der eigentlichen Congreßmächte paraphirt, und nur Einer aus ihnen, der Delegirte Spaniens, Don Gomez Labrador, ein Mann, von welchem Gentz sagt,[2] daß er durch sein eigenthümliches, trotziges und aufbrausendes Wesen die Mitglieder des Congresses zuweilen in Verzweiflung versetzt, sie aber noch viel öfter ergötzt habe, erklärte, seine Unterschrift zu verweigern. Als den hauptsächlichsten Beweggrund hiefür gab er an, daß seinem Begehren, dem Sohne der Infantin Marie Louise, gewesenen Königin von Etrurien, entweder Toscana oder doch wenigstens Parma, Piacenza und Guastalla zurückzugeben, nicht willfahrt worden sei. Und voll Bitterkeit fügte er hiezu, er könne einen Vertrag nicht unterzeichnen, von dem ihm, obgleich er

[1] 7. Juni.

[2] Oesterreichs Theilnahme an den Befreiungskriegen. S. 558.

aus mehr als hundert Artikeln bestehe, doch deren nicht mehr als fünf oder sechs zu Gesicht gekommen seien.

Keine feierliche Handlung verkündigte der Bevölkerung Wiens den Schluß des Congresses, und er, der so prunkvoll begonnen, ging geräuschlos, ja gleichsam verstohlen zu Ende; es schien fast als könne man nicht eilfertig genug aus einer Stadt sich entfernen, in der man doch so lang und so gerne geweilt hatte. Schon zwei Wochen vor dem eigentlichen Schlusse des Congresses, am 26. Mai reisten, wie sie an einem und demselben Tage gekommen waren, auch gleichzeitig der Kaiser von Rußland nach München und der König von Preußen nach Berlin ab. Und nur wenige Stunden später begab sich Kaiser Franz, nachdem er für die Dauer seiner Abwesenheit einen seiner jüngeren Brüder, den Erzherzog Rainer zu seinem Stellvertreter ernannt hatte, von der Kaiserin bis Augsburg begleitet, nach Heilbronn in das Hauptquartier seiner Armee.

Ein allgemeines Flüchten begann nun unter denen, welche in Wien nicht einheimisch waren, und nur wer durch die Fortdauer der Verhandlungen dort noch festgehalten wurde, harrte daselbst gleichsam widerwillig aus. Als aber der Congreß wirklich zu Ende ging, ließ sich Niemand mehr zurückhalten. Am 8. Juni verließ Nesselrode Wien, am 10. reisten Hardenberg und Talleyrand ab und am 12. folgte Metternich dem Kaiser ins Hauptquartier.

Von dorther kam Wessenberg in den letzten Tagen des Juni die hochwillkommene Mittheilung zu, daß ihm von Seite des Kaisers ein wahrhaft glänzender Beweis der Anerkennung seiner ganz außergewöhnlichen Leistungen während der Congreßzeit verliehen worden sei. Mit den Worten: „Eure Majestät würden durch diese Allerhöchste Gnade einen Ihrer ausgezeichnetsten Diener nach Verdienst beglücken," hatte Metternich die Verleihung des Großkreuzes des St. Stephansordens an Wessenberg zum Gegenstande eines Antrages gemacht, den der Kaiser schon am folgenden Tage genehmigte.[1]) Wessenberg wurde hiedurch die höchste Auszeichnung zu Theil, über welche ein Kaiser von Oesterreich überhaupt zu verfügen vermag.

[1]) Metternichs Vorschlag ist aus Mannheim vom 25. Juni, des Kaisers Entschließung aber vom folgenden Tage datirt.

3 9015 02819 0042